Heft 12 Dezember 2003 € 4,80

C 12611 E

konkret

Konkret: Politik & Kultur

A € 5,75 · L € 5,75 · CH sfr. 9,50

FALL HOHMANN
MUSTERMANN IM FETTNAPF

AFGHANISTAN
OPIUM FÜR DEN BUND

WER HAT ANGST VOR
WOLFOWITZ?

UNSER BESTER
JOHANN AMADEUS VON KÜBLBÖCK

JUDITH BUTLERS
QUASSELWEH

WIEDER GUT GEMACHT

12
4 191202 704806

in konkret Dezember 2003

hier konkret von Günter Amendt

Regierung und Bundestag haben die Bundeswehr nach Kundus geschickt, ins Zentrum des afghanischen Drogenanbaus. KONKRET fragte Günter Amendt, Autor des Buches No Drugs, No Future. Drogen im Zeitalter der Globalisierung, was der Einsatz der deutschen Soldaten bedeutet

von Konkret

an Konkret

Hoh, Hoh, Mustermann von Hermann L. Gremliza

Herrschaftszeiten

Wieder gut gemachtGefühl und Geschichte von Tjark Kunstreich

Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, wie umfassend die deutsche Wirtschaft dem Nationalsozialismus verbunden war – Verlauf und Entscheidung des Falles »Degussa und das Holocaust-Mahnmal« hätten ihn geliefert. Tjark Kunstreich und Rolf Surmann beschreiben die Geschichte der Degussa und widerlegen die Lüge vom moralisch vorbildlichen Verhalten des Konzerns nach 1945

Wieder gut gemachtAmnesie der Amnesie von Rolf Surmann

Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, wie umfassend die deutsche Wirtschaft dem Nationalsozialismus verbunden war – Verlauf und Entscheidung des Falles »Degussa und das Holocaust-Mahnmal« hätten ihn geliefert. Tjark Kunstreich und Rolf Surmann beschreiben die Geschichte der Degussa und widerlegen die Lüge vom moralisch vorbildlichen Verhalten des Konzerns nach 1945

Hauptfeind Israel von Thorsten Fuchshuber

Standort Sachsen von Jens-Uwe Richter, Gunnar Schubert

Auch die im Sendegebiet des Mitteldeutschen Rundfunks angesiedelte Bevölkerung kann stolz auf Deutschland sein.

Ende der Bockigkeit von Ralf Schröder

Mit der Europäischen Verfassung will die Hegemonialmacht Deutschland die staatliche Souveränität ihrer Nachbarn weiter untergraben.

Zeugen der Anklage von Germinal Civikov

Auch wenn die Medien hierzulande anderes behaupten: Der Prozeß gegen Slobodan Milosevic in Den Haag nimmt einen für die Anklage ungünstigen Verlauf.

Innere Angelegenheiten von Georg Fülberth

Es gibt nur eine Bourgeoisie: über den Konflikt zwischen Staatsführung und Oligarchen in Rußland.

Wer hat Angst vor Wolfowitz? von Stefan Frank

Noch nie war ein stellvertretender Minister eines ausländischen Staates in Deutschland so bekannt wie Rumsfelds Vize Wolfowitz. Aus gutem Grund: Ohne seine Erlaubnis fällt nirgendwo auf der Welt ein Sack Reis um.

Bröckers' Kronzeuge von Erich Später

Untersuchungen zum japanischen Angriff auf Pearl Harbor dienen bis heute als »Steinbruch« für allerlei Verschwörungstheorien, in deren Mittelpunkt die Regierung Roosevelt steht.

Last Exit Ramallah von Horst Pankow
Warum der palästinensische Nationalismus keinen Frieden mit Israel wollen kann.

Zu Protokoll

Schwarze Anthropologie von Georg Fülberth
Der DDR-Historiker Wolfgang Ruge hat seine Lebenserinnerungen vorgelegt – im Vergleich mit seinen früheren Büchern fallen sie arg ab.

Die Blusen der Bösen von Oliver Tolmein
Unsachliche und sachdienliche Neuerscheinungen zur Geschichte der RAF.

Der große und der kleine Teufel von Gerhard Scheit
Thesen zum Verhältnis von Antiamerikanismus und Antisemitismus. Teil 2.

Kunst & Gewerbe von Marit Hofmann
11 Fragen an ...

Kunst & Gewerbe von Christoph Horst
Nicht bei Groschen

Kunst & Gewerbe
Kein richtiges Leben in Flaschen

Im Sumpf des Wir von Jürgen Roth
Kultur-Kolumne

»Man hört die Befreiung« von Heinz-Klaus Metzger, Jens Wernscheid
Interview mit dem kritischen Musiktheoretiker Heinz-Klaus Metzger über die Revolution in der Musik des 20. Jahrhunderts

»Ich bin die Unordnung« von Horst Pankow
Zum Tod des spanischen Krimi-Autors Manuel Vázquez Montalbán.

Ethos und Gewalt von Magnus Klaue
Judith Butler möchte Adorno für sich entdecken und findet doch nur Michel Foucault.

Andersrum von Michael Schilling

Buch & Deckel von Christel Dormagen
Jacques Lederer: Groß und Klein. Rowohlt 2003. 111 Seiten, 12,90 Euro

Buch & Deckel von Jens Hoffmann
Amir Gutfreund: Unser Holocaust. Berlin Verlag, Berlin 2003, 634 Seiten, 28,90 Euro

Buch & Deckel von Manuela Single
Richard W. Sonnenfeldt: Mehr als ein Leben. Scherz, Bern 2003, 288 Seiten, 19,90 Euro

Buch des Monats von Peter Knorr
Kay Sokolowsky: Late Night Solo. Die Methode Harald Schmidt. Konkret Literatur Verlag Hamburg 2003, 144 Seiten, 12,90 Euro

Der kleinere Titan von Stefan Ripplinger
Zur Feier des Mickrigen und Mißratenen:Das Kölner Museum Ludwig zeigt eine Retrospektive auf Dieter Roth.

Echt? Echt! von Ludwig Seyfarth

Sind die kirgisischen Leichen des Gunther von Hagens wenigstens richtige Kirgisen? Über die Faszination des »Echten« in der Kunst.

Pass the Mic to the Museum von Martin Büsser
Die Münchner Ausstellung »One Planet under a Groove« untersucht den Einfluß des HipHops auf die zeitgenössische Kunst.

Melodie & Rhythmus von Martin Büsser
Xiu Xiu: Knife Play. Tomlab/Hausmusik

Melodie & Rhythmus von Alexander Kasbohm
The Darkness: Permission to Land. Eastwest/Warner Music

Melodie & Rhythmus von Michael Saager
DJ Hell: N.Y. Muscle. Motor

Platte des Monats von Michael Sailer
Rickie Lee Jones: The Evening Of My Best Day. V 2 Zamba

KEIN SCHÖNER LAND - Ökonomie der Verschwendung von Magnus Klaue
Weshalb jeder aufrechte Marxist das Edel-Versandhaus Manufactum unterstützen sollte.

FilmTheater von Jens Hoffmann
Adolf Eichmann – Begegnungen mit einem Mörder

FilmTheater von René Martens
Mystic River

FilmTheater von Jan Pehrke
Invasion der Barbaren

Film des Monats von Manfred Hermes
Lilja 4-ever

Schluß jetzt von Gert Ockert
»Matrix Revolutions« beendet eine Trilogie, die nur dann großartig geblieben wäre, wenn sie es beim ersten Teil belassen hätte.

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 12/03, S. 3

Günter Amendt

hier konkret

Regierung und Bundestag haben die Bundeswehr nach Kundus geschickt, ins Zentrum des afghanischen Drogenanbaus. KONKRET fragte Günter Amendt, Autor des Buches No Drugs, No Future. Drogen im Zeitalter der Globalisierung, was der Einsatz der deutschen Soldaten bedeutet

konkret: In Ihrem Buch schreiben Sie: »Das ›Netzwerk des Terrors‹ finanziert sich aus dem Opiumhandel.«

Amendt: Ich zitiere den amerikanischen Präsidenten, der unmittelbar nach den Anschlägen am 11.September 2001 mit dieser Erkenntnis an die Öffentlichkeit ging.

konkret: Eines der bedeutendsten Anbaugebiete von Opium ist Afghanistan, speziell die Gegend um Kundus. Dort wird nun die Bundeswehr eingesetzt. Im Kampf gegen den Terror, wie es heißt. Werden also deutsche Soldaten die Mohnfelder plattmachen?

Amendt: Mit der Stationierung von Truppen im Norden Afghanistans ist Deutschland Kriegspartei im *war on drugs*. Das ist in der Bundestagsdebatte um die Ausweitung des Isaf-Mandats nur der FDP aufgefallen. Der Abgeordnete Werner Hoyer sprach von einer »*Mission Impossible*«, weil die Bundeswehr Gefahr laufe, »entweder Erfüllungsgehilfe der Warlords oder ihre Geisel« zu werden.

konkret: Und was von beidem wird sie werden?

Amendt: Vorläufig wird die Bundeswehr in Kundus das tun, was vor ihr die US-Army schon getan hat: nichts. Doch anders als der FDP-Politiker glauben machen will, hat »das bislang in Kundus tätige amerikanische Team« dem Drogenanbau alles andere als »rat- und tatenlos« zugeschaut. Tatenlos schon. Nichtstun und Wegschauen sindnämlich Bestandteil der US-amerikanischen Drogenkriegsstrategie immer dann, wenn es die US-Regierung für ratsam hält, sich auf Bündnisse mit Warlords und Drogenhändlern einzulassen. Von dieser Strategie haben schon die Taliban profitiert, als sie noch Bündnispartner der USA im Kampfgegen die sowjetische Armee waren.

konkret: Die Bundeswehr steht, wenn sie mitten im Drogenanbaugebiet nichts tut und wegschaut, den Drogenbaronen Schmiere.

Amendt: Wie der Verzicht auf militärische Maßnahmen gegen die Drogenbarone bei gleichzeitig rigider strafrechtlicher Verfolgung von Drogenhändlern an der Heimatfront rechtspolitisch legitimiert werden soll, ist eine Frage, die Sie den Rechtsexperten, die der Regierung zuarbeiten, stellen sollten. Aber davon einmal abgesehen: UN-Beobachter bezeichnen die massive Ausdehnung des Mohnanbaus und die gesteigerten Aktivitäten der Drogenhändler als alarmierend. Mit dem Erstarken der Taliban in den Regionen entlang der Grenze zu Pakistan ist ein weiterer Anbieter zurück im Geschäft. Opium macht nach Schätzungen des IWF 40 bis 60 Prozent des Bruttoinlandsprodukts von Afghanistan aus. Der »Guardian« spricht bereits von einem greifbaren Risiko, »daß Afghanistan als Staat wieder scheitert und dieses Mal in die Hände von Drogenkartellen und Rauschgiftterroristen fällt«.

konkret: Was bedeutet die Ausweitung des afghanischen Opiumanbaus für die hiesige Drogenszene?

Amendt: Die Auswirkungen der afghanischen Produktoffensive sind auf den europäischen Märkten deutlich zu spüren. Die Qualität von Straßenheroin ist drastisch gestiegen. Während ein Heroinanteil von zwölf bis höchstens 20 Prozent über viele Jahre hinweg Standard war, haben jüngst in Hamburg durchgeführte Laboranalysen einen durchschnittlichen Heroinanteil von 40 Prozent, bei Spitzenwerten bis zu 80 Prozent ermittelt. Der Angebotsdruck ist enorm, denn es ist enorm viel Stoff unterwegs.

konkret: Könnte die Erfahrung, daß die Bundeswehr nolens volens Anbau, Ernte und Export von afghanischem Rauschgift sichert, der Bundesregierung einen etwas rationaleren Umgang mit dem Handel und dem Konsum nahelegen?

Amendt: Wer hofft, daß die neue Rolle Deutschlands als Kriegspartei im *war on drugs* eine politische Auseinandersetzung eröffnet, die Argumente gelten läßt und bereit ist, am Prohibitionstabu zu rütteln, dürfte enttäuscht werden. Bei der im Ansatz vernünftigen Analyse des Abgeordneten Hoyer verzeichnet das Bundestagsprotokoll Zwischenrufe der Abgeordneten Krista Sager und Claudia Roth, die an Einfalt und Ignoranz nicht zu überbieten sind.

konkret: Auch wenn Sie wissen, daß es nicht geschehen wird: Was hätte zu geschehen?

Amendt: Das global agierende Drogenkapital läßt sich nur durch Aufhebung der Prohibition und das Ausbleiben prohibitionsbedingter Extraprofite enteignen. In meinem Buch stelle ich ein Modell vor, das die Rahmenbedingungen nennt, die erforderlich sind, um die Risiken einer Legalisierung zu minimieren.

Konkret 12/03, S. 4

von Konkret

In einem Bericht über das Engagement des CDU-Abgeordneten Martin Hohmann zugunsten der Nazi-Zeitung »Junge Freiheit« schildert der »Spiegel« auch diese Episode:

Hohmann wirkte offenbar auch an einer Kampagne der Zeitung gegen den nordrhein-westfälischen Verfassungsschutz mit … Anfang Oktober organisierten die Geheimdienstler eine Tagung über »Die neue Rechte«. Das Blatt warf den Verfassungsschützern vor, Referenten einzuladen, die aus linksextremistischen Zirkeln stammten … Hohmann hatte da schon kräftig mitgetönt. Fraktionskollegen von ihm hatten die Bundesregierung zuvor unter anderem gefragt, wie das Innenministerium Zeitschriften wie »Der Rechte Rand« oder KONKRET einschätze, für die einzelne Referenten der Tagung geschrieben hätten. Als es in der Antwort hieß, diese seien linksextremistisch beeinflußt, polterten die Abgeordneten los – ausgerechnet in der »Jungen Freiheit«.

»Spiegel«-Leser wissen mehr, andere heißen so: Ein Max Thomas Mehr, in die Jahre gekommener Mitgründer der Berliner Kinder-»FAZ«, der jetzt seinen Unterhalt bei den Herren Eltern erschreiben darf, hat in der »Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung« eine halbe Seite und mehr mit dem Nachweis gefüllt, daß KONKRET jahrzehntelang »die Anerkennung der DDR im Westen« betrieben habe. »Auch ohne Stasi-Akten«, meint Mehr, »ist der Verrat der Linken erkennbar«, seine Verräter heißen Günter Wallraff, Stefan Aust, Ulrike Meinhof, Erich Fried, Peter Weiss und so weiter. Mehr hat mehr Recht als er denkt: Es braucht nicht nur keine Akten der Stasi, es braucht auch keinen Rechercheur Mehr mehr – eine Anfrage bei dem, der die Zeitschrift seit bald dreißig Jahren herausgibt, hätte die Auskunft erbracht, daß er stolz darauf ist, die DDR bis zu ihrem letzten Tag verteidigt zu haben, so gut es ging, weil er ihr Ende und das dann drohende vereinigte Deutschland immer als den weltpolitischen Unglücksfall gefürchtet hat, der nun eingetreten ist.

Aus zwei von ungezählten Briefen an die Redaktion, die alle immer den einen selben Gedanken enthalten. Von Axel Köhler-Schnura aus Düsseldorf:

Die Auseinandersetzung mit allgegenwärtigem Antisemitismus ist wichtig und richtig, aber nicht mehr, wenn …

Und von Bernd Adolph aus Wiesenbach:

KONKRET hat sich zu einer Zeitung entwickelt, die unkritisch gegenüber der Politik Israels argumentiert – das ist sehr höflich formuliert, denn ich möchte schon den bei Ihnen wohlfeilen Vorwurf des Antisemitismus vermeiden.

Das wollte Martin Hohmann auch. Trotz Köhler-Schnura, Adolph und all den anderen meint, in der »Jungen Welt«, dem Zentralorgan des linken Antisemitismus, ein unfreiwillig ehemaliger Redakteur von KONKRET, »über Hermann L. Gremliza« sei »das letzte Wort noch nicht gesprochen«. Zu gütig. Was aber, wenn herauskommt, daß es der Mossad war, der Gremliza einst vom Ministerium für Staatssicherheit abgeworben hat? Der Bestsellerautor Mathias Bröckers, ein alter alternativer Kamerad von Max Thomas Mehr, der beim Anschlag auf die Twin Towers eine jüdische Verschwörung am Werk sah, will immerhin schon einen Decknamen des Delinquenten kennen:

»Horst Pankow« scheint mir nach einem der vielen Pseudonyme von KONKRET-Chef Gremliza zu klingen …

So entstehen Bestseller.

Die Rede des idellen Gesamtdeutschen Martin Hohmann, mit der sich Hermann L. Gremliza in seiner Kolumne auseinandersetzt, ist auf der KONKRET-Homepage www.konkret-verlage.de/kvv vollständig nachzulesen.

Veranstaltungshinweis: Am 3. Dezember um 20.30 Uhr tagt wieder Gerhard Henschels und Rayk Wielands Toter Salon im Nachtasyl, Thalia-Theater, Hamburg, Gast: Hermann Peter Piwitt.

Das gemischte Doppel aus Horst Tomayer und Hermann L. Gremliza sowie Erwin Riess, Autor des **konkret texte**-Bandes 36, *Heimatkunde Österreich. Ein Land zwischen Donau und Alpen, Prinz Eugen und Haider, edlen Rittern und braunen Kameraden*, stehen zu Lesungen zur Verfügung. Interessierte Veranstalter wenden sich bitte an den Verlag.

Verlag und Redaktion haben neue E-MailAdressen. Bitte mailen Sie, je nach Anlaß, künftig nur noch an: verlag@konkret-magazin.de, redaktion@konkret-magazin.de, anzeigen@konkret-magazin.de, foto@konkret-magazin.de oder abo@konkret-magazin.de.

Konkret 12/03, S. 6

an Konkret

Gestank

KONKRET 10/03: »Verfolg uns Wahn« von Gert Ockert

Man gleicht Unwissen und eine ans Paranoide grenzende ideologische Einstellung zum Kapitalismus nicht aus, indem man das anderen Leuten vorwirft. Genau das ist auch der Grund, warum ich mir die Mühe nicht mache, Argumente dagegenzusetzen. Die Welt ist komplex, da haben Sie recht. Und wenn Sie sich informieren würden, verstünden Sie auch, daß Verschwörungstheoretiker ihren berechtigten Platz darin haben.

Simon Kromer

per E-Mail

Dieser Artikel war völliger Müll. Drei Sätze hätten Ihnen doch gereicht, Ihre faktenfreie Meinung zu verkünden. Ich kannte Ihr Magazin überhaupt nicht, jetzt weiß ich auch warum. Es ist belanglos.

Bodo Staron

per E-Mail

»Der Beweis für diese Verschwörung ist das Ereignis selbst«, schreiben Sie. Dumm, dümmer, am dümmsten, kann ich da nur sagen. Leider nicht nur dieser Satz, sondern Ihr ganzer Artikel. Statt seriöse Journalisten – die es wagen, Fragen zu stellen – mit Revisionisten und Antisemiten wie Mahler in einen Topf zu werfen, würden Sie und all die anderen Hetzer besser daran tun, selber zu recherchieren und wenigstens den Versuch zu machen, die zahlreichen offenen Fragen rund um die Anschläge zu beantworten. Um einen Ladendieb zu verurteilen braucht es gerichtstaugliche Beweise. Um zwei völkerrechtswidrige Kriege anzuzetteln, braucht es offenbar nichts dergleichen. Das Traurigste daran: Die internationale Presse macht mit. Und Leute wie Sie tragen mit primitiver Polemik das ihre zur Verblödung und Gleichschaltung bei. Das sind Methoden die stinken, Herr Ockert. Ein Gestank, den die Tausenden von Toten in Afghanistan und im Irak nicht mehr riechen können, weil ihr Atem ausgelöscht worden ist.

Stefan Schaer

per E-Mail

Mensch mag von den dort besprochenen Autoren halten, was er oder sie will. Aber daß Horst Mahler zitiert wird, obwohl er als Autor gar nicht vorkommt, ist nicht seriös.

Herr Ockert, der anderen eliminatorische Tendenzen vorwirft, schreibt selbst so, als wolle er am liebsten eliminieren, woran ihn etwas hindert, das ich nicht kenne. Aber er verheddert sich dabei und schreibt von »elimatorischen« Verschwörern. Ein bißchen hektisch, die Gedanken, oder?

Richard Kelber

Dortmund

Geschmack

KONKRET 11/03: »Herbst der Oligarchen?« von Stefan Schmalz

In dem Artikel findet sich ein Satz, der, vergleichbar einer Kakerlake in einer schmackhaften Tomatensuppe, den Appetit auf den Rest erheblich beeinträchtigt. Im Zusammenhang mit den Landbesetzungen des MST und der Praxis, diese zu Siedlungen auszubauen, die von der Bewegung administriert werden, heißt es dort: Den Bewohnern der Siedlungen, also den vom MST organisierten Landlosen, stünde es frei, diese wieder zu verlassen. Ich frage mich, welche weiteren erwähnenswerten Freiheiten in den MST-Siedlungen auf die Landlosen warten: freie Partnerwahl oder gar die freie Senderwahl im eigenen Transistorradio? Wenn Selbstverständlichkeiten wie das Recht auf Austritt, Kündigung oder Abtrünnigwerden extra lobend erwähnt werden müssen, so darf vermutet werden, daß es für die Organisation zumindest denkbar wäre, ihren Mitgliedern solche Absetzbestrebungen mit geeigneten Mitteln auszutreiben. Ob das so ist: Ich hoffe es nicht, ich glaube es nicht, aber ich bin sicher: Stefan Schmalz hat dem MST mit diesem Satz keinen Dienst erwiesen.

Bernd Meyer

Hamburg

Generalverdacht

LITERATUR KONKRET 2003/04: »Opa, erzähl vom Krieg« und »Schwert und Wiege« von Magnus Klaue

»Überraschend (oder auch nicht)« findet Magnus Klaue, »daß Bildlichkeit und Rhetorik« von Aussagen über die Traumatisierung der sogenannten Lebensborn-Kinder »an die Selbstdarstellung jüdischer NS-Opfer erinnern«. Da kann nur ein Opfermythos am Werke sein. Überraschend wohl auch, daß das Fortwirken des Nationalsozialismus in der Tätergesellschaft, die Prägungen etwa der »Kinder der Täter«, seitens der Psychoanalyse z.T. mit den gleichen Termini bezeichnet werden, wie sie für die Nachkommen vor allem jüdischer Opfer und Überlebender des Holocaust verwendet werden. Überraschend, daß sich die psychischen Mechanismen von Menschen überhaupt ähneln. Die Beobachtung, daß in Forschung und Literatur immer wieder begriffliche Analogien auftauchen, heißt nichts anderes, als daß tatsächlich bestimmte psychische Mechanismen in den Erfahrungen von Opfer- und Täternachkommen verglichen werden können; Mechanismen wohlgemerkt, nicht das Erleben selbst, seine historischen und sozialen Bedingungen, und nicht die Biographien. Ist dieser Unterschied so schwer zu verstehen?

Die Tatsache, daß der politisch-öffentlich-literarische deutsche Opferdiskurs sich ausweitet, rechtfertigt nicht, alle möglichen Forschungsergebnisse und subjektiven Zeugnisse darunter zu subsumieren, wie Klaue es en passant auch mit Ulla Hahns Roman *Unscharfe Bilder* betreibt, dem er schlagzeilenträchtig unterstellt, er arbeite mit dem Walserschen Argument, »der Jude hat dem Ex-Soldaten nichts zu sagen«. Die Unredlichkeit des Rezensenten besteht darin, eine Romanfigur, die neben der Konfrontation mit ihrem Wehrmachts-Vater *auch* nach Verständnis für dessen Bilderwelt sucht, auf eine Stufe zu stellen mit einem Walser, dessen Aggressionsausbruch gegen die Erinnerung an die Opfer und gegen Ignatz Bubis dem (»sekundären«) deutschen Antisemitismus zu neuer Vehemenz verhalf.

Johannes Höffling

Marburg

Gebot

KONKRET 9/03: »Dein Volk ist anders« von Thorsten Fuchshuber und KONKRET 11/03: an konkret

Der Diskussion über die Frage, ob Martin Heidegger *Sein und Zeit in* oder *auf dem* Todtnauberg schrieb, sollte m. E. auch noch die Frage beigemengt werden, ob dies nicht vielmehr in der Schwanallee 21 in Marburg geschah, wo der Philosoph damals als Außerordentlicher Professor tätig war.

Georg Fülberth

Marburg

Gejammer

KONKRET 11/03: FilmTheater

Daß Jan Pehrke so wenig zu »Dogville« zu sagen hat, ist ein Jammer. Denn es zeigt, daß er den Film entweder nicht gesehen oder nicht verstanden hat. Auch wenn er mit einer Vielzahl von Fremdwörtern über die Tatsache hinwegtäuschen will, daß er als Bub in der Stadt groß geworden ist. So gesehen ist seine Unwissenheit um die Vorgänge in einem Dorf fast verzeihbar. Sein Artikel hätte trotzdem nie veröffentlicht werden dürfen. Dieser Film ist ohne Zweifel einer der besten, die jemals über menschliches Zusammenleben gemacht wurden.

Oliver Wirtz

per E-Mail

Gerügt

KONKRET 11/03: »Gremlizas Express«

Lieber Hermann Gremliza,so schwer kann es doch nicht sein, ausgerechnet in »Gremlizas Express« (m)einen Nachnamen durchgehend richtig zu schreiben. Zweite Spalte oben: »Romahn« noch richtig geschrieben. In derselben Spalte unten: wieder der Schreibfehler (»Rohman«), der mich ein Leben lang schon plagt. Ich wette, Sie selbst kennen das aus eigener Erfahrung mit verschiedenen phantastischen Schreibweisen Ihres Nachnamens. Schieben Sie es jetzt nicht auf eine Redaktionskraft!

Hubertus Romahn

Hamburg

Kremlitzer, der sich vertippt hat, bittet um Vergebung. Die Korrektoren, die nichts gemerkt haben, wurden standrechtlich gerügt. – Die Red.

Konkret 12/03, S. 8

Hermann L. Gremliza

Hoh, Hoh, Mustermann

Die Rede des Bundestagsabgeordneten Hohmann haben nur sehr wenige Zeitungen abgedruckt, die meisten keinen vollständigen Satz daraus, viele bloß die zwei, drei Wendungen über das »Tätervolk«, als das er, Hohmann, die Juden ausdrücklich nicht bezeichnen wollte, obwohl man das könne. Wer wissen will, warum das Interesse, die Rede bekannt zu machen, so gering war, dem soll hier geholfen werden:

Hohmann will *Gerechtigkeit für Deutschland*. Er findet es *halt schon merkwürdig*, daß *ein türkischer Mordanstifter nicht in sein türkisches Heimatland ausgewiesen werden kann*, sondern sich *zum weiteren Bezug deutscher Sozialhilfe gezwungen sieht*; daß eine Hessische Kreisverwaltung einem 54jährigen Sozialhilfeempfänger das Potenzmittel Viagra nicht grundsätzlich verweigern dürfe; und daß *Miami-Rolf* vom Sozialamt den Lebensunterhalt *ins warme Florida überwiesen* kriegt, weil ein *psychiatrisches Gutachten* festgestellt habe, *Rolf J. sei in seinem »gewohnten Umfeld« in Florida besser aufgehoben*.

Die Deutschen werden *gnadenlos ausgenutzt* von Leuten, die *man früher Schmarotzer genannt hätte*, früher, in jener besseren Zeit, als die Parole »Gemeinnutz geht vor Eigennutz« noch galt, der Hohmann (*Wie viele Menschen in Deutschland klopfen ihre Pläne und Taten auch darauf ab, ob sie nicht nur eigennützig, sondern auch gemeinschaftsnützig sind, sie der Gemeinschaft nützen*) heftig nachweint. *Das Wir-Denken, die Gemeinschaftsbezogenheit, müssen aber zweifellos gestärkt werden*, und wer da Volksgemeinschaft hört, hört gewiß am Redner nicht weit vorbei. Damals wurde noch etwas getan gegen die *Auswüchse des sogenannten kapitalistischen Systems*, anstatt sie *mit der gleichen Praxis in den Vereinigten Staaten zu entschuldigen*.

Hohmann hatte die Bundesregierung gefragt, ob sie bereit sei, *sich auch für deutsche Zwangsarbeiter einzusetzen, nachdem für ausländische und jüdische Zwangsarbeiter zehn Milliarden Mark zur Verfügung gestellt worden sind*, oder ob sie *ihre Entschädigungszahlungen (an – vor allem jüdische – Opfer des Nationalsozialismus) der gesunkenen Leistungsfähigkeit des deutschen Staates anzupassen* gedenke. Sie gedachte nicht, denn *Hauptsache, die deutschen Zahlungen gehen auf Auslandskonten pünktlich und ungeschmälert ein. Dafür müssen die Deutschen den Gürtel halt noch ein wenig enger schnallen.*

Fragt man nach den Ursachen dieser Schieflage, so werden viele antworten: Das liegt an der deutschen Geschichte. Und hier nun, wo es eng wird, zeigt Hohmann, was er gelernt hat: *Kein Kundiger und Denkender kann ernsthaft den Versuch unternehmen, deutsche Geschichte weißzuwaschen oder vergessen zu machen. Nein. Wir alle kennen die verheerenden und einzigartigen Untaten, die auf Hitlers Geheiß begangen wurden.*

Der Nachweis politischer Korrektheit ist erbracht. Und nun ist Polen offen:

Die Deutschen schlechthin sind gleichsam zum Negativsymbol des letzten Jahrhunderts geworden ... Man räumt dem Phänomen Hitler auch heute noch in öffentlichen Darstellungen eine ungewöhnlich hohe Präsenz ein. Tausende von eher minderwertigen Filmen sorgen vor allem im angelsächsischen Ausland dafür, das Klischee vom dümmlichen, brutalen und verbrecherischen deutschen Soldaten wachzuhalten und zu erneuern. In einem Interview hat unlängst Hans-Olaf Henkel, der Vizepräsident des Bundesverbandes der deutschen Industrie das Faktum und die Folgen dieser negativen Vergangenheitsbezogenheit auf den Punkt gebracht. Er sagte: »Unsere Erbsünde lähmt das Land.«

Verheerend hin, einzigartig her: So schlimm, wie die minderwertigen Filme der Angelsachsen suggerieren, war's nun auch wieder nicht. Genug erinnert an das, was *kein Denkender vergessen machen will*, denn die hohe Präsenz des Phänomens Hitler führt nur zu einer *allgegenwärtigen Mutzerstörung im nationalen Selbstbewußtsein*: *Die Schuld von Vorfahren an diesem Menschheitsverbrechen hat fast zu einer neuen Selbstdefinition der Deutschen geführt. Trotz der allseitigen Beteuerungen, daß es Kollektivschuld nicht gebe, trotz nuancierter Wortneuschöpfungen wie »Kollektivverantwortung« oder »Kollektivscham«: Im Kern bleibt der Vorwurf: Die Deutschen sind das »Tätervolk«.*

Jede andere Nation rücke *die dunklen Seiten ihrer Geschichte in ein günstigeres Licht*, zum Beispiel die Franzosen ihren Hitler, den Napoleon, diesen *Alleinherrscher, dessen Eroberungskriegszüge millionenfachen Tod über Europa brachten ... Solche gnädige Neubetrachtung oder Umdeutung wird den Deutschen nicht gestattet. Das verhindert die zur Zeit in Deutschland dominierende politische Klasse und Wissenschaft mit allen Kräften. Sie tun »fast neurotisch auf der deutschen Schuld beharren«, wie Joachim Gauck es ausgedrückt hat. Mit geradezu neurotischem Eifer durchforschen immer neue Generationen deutscher Wissenschaftler auch noch die winzigsten Verästelungen der NS-Zeit. Es verwundert, daß noch keiner den Verzicht auf Messer und Gabel vorgeschlagen hat, wo doch bekanntermaßen diese Instrumente der leiblichen Kräftigung der damaligen Täter dienten.*

Schlimm ist es besonders, wenn ein US-amerikanischer Junior-Professor (Daniel Jonah Goldhagen) als Ergebnis seiner Aufklärungsarbeit unser ganzes Volk als »Mörder von Geburt an« bezeichnet. Diese ebenso schrille wie falsche These hat ihm jedoch – besonders in Deutschland – Medienaufmerksamkeit und Autorenhonorar gesichert. Andere Nationen würden ihn mit kalter Verachtung links liegen lassen.

Und dieser Junior-Professor (i.e. Rotzlöffel) Daniel (!) Jonah (!!) Goldhagen (!!!) macht bei uns auch noch seinen Rebbach, wie die Zwangsarbeiter, Miami-Rolf und andere Schmarotzer. So darf das nicht weitergehn:

Ganz zweifellos steht fest: Das deutsche Volk hat nach den Verbrechen der Hitlerzeit sich in einer einzigartigen, schonungslosen Weise mit diesen beschäftigt, um Vergebung gebeten und im Rahmen des Möglichen eine milliardenschwere Wiedergutmachung geleistet, vor allem gegenüber den Juden. Auf diesem Hintergrund stelle ich die provozierende Frage: Gibt es auch beim jüdischen Volk, das wir ausschließlich in der Opferrolle wahrnehmen, eine dunkle Seite in der neueren Geschichte, oder waren Juden ausschließlich die Opfer, die Leidtragenden?

Es wird Sie überraschen, daß der amerikanische Autokönig Henry Ford 1920 ein Buch mit dem Titel The International Jew *herausgegeben hat. Es wurde ein Weltbestseller und in 16 Sprachen übersetzt. Darin prangert Ford die Juden generalisierend als »Weltbolschewisten« an ... Ford brachte in seinem Buch eine angebliche »Wesensgleichheit« von Judentum und Kommunismus bzw. Bolschewismus zum Ausdruck.*

Da muß Hohmann sich und den Seinen einfach mal die Frage stellen: *Wieviel Juden waren denn nun in den revolutionären Gremien vertreten?* Und mal ganz erschöpfend antworten:

Zum siebenköpfigen Politbüro der Bolschewiki gehörten 1917 vier Juden: Leo Trotzki, Leo Kamenjew, Grigori Sinowjew und Grigori Sokolnikow. Die Nichtjuden waren Lenin, Stalin, Bubnow. Unter den 21 Mitgliedern des revolutionären Zentralkomitees in Rußland gehörten 1917 sechs der jüdischen Nationalität an, also 28,6 Prozent ... Auch Ferdinand Lassalle war Jude ebenso wie Eduard Bernstein und Rosa Luxemburg. 1924 waren von sechs KP-Führern in Deutschland vier und damit zwei Drittel jüdisch ... Der Mord am russischen Zaren und seiner Familie wurde von dem Juden Jakob Swerdlow angeordnet und von dem Juden Chaimowitz Jurowski am Zaren Nikolaus II. eigenhändig vollzogen ... Nicht zu vergessen die Münchner Räterepublik: Kurt Eisner, Eugen Leviné, Tobias Achselrod und andere Juden waren hier als unbestrittene Führungspersönlichkeiten tätig ... Grigori Sinowjew verkündete 1917: »90 von 100 Millionen Sowjet-Russen müssen mitziehen. Was den Rest angeht, so haben wir ihnen nichts zu sagen. Sie müssen ausgerottet werden.« Ganz ähnlich auch Arthur Rosenberg im Jahre 1922: »Die Sowjetmacht hat die Pflicht, ihre unversöhnlichen Feinde unschädlich zu machen.«

Zweifellos waren diese Äußerungen kommunistischer jüdischer Revolutionäre keine leeren Drohungen. Das war Ernst ... Ein besonders grausames Kapitel war das Niederringen jeglichen Widerstandes gegen die Zwangskollektivierung in der Ukraine. Unter maßgeblicher Beteiligung jüdischer Tschekisten fanden hier weit über zehn Millionen Menschen den Tod ...

Wir haben nun gesehen, wie stark und nachhaltig Juden die revolutionäre Bewegung in Rußland und mitteleuropäischen Staaten geprägt haben. Das hat auch den amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson 1919 zu der Einschätzung gebracht, die bolschewistische Bewegung sei »jüdisch geführt« ... Juden waren in großer Anzahl sowohl in der Führungsebene als auch bei den Tscheka-Erschießungskommandos aktiv. Daher könnte man Juden mit einiger Berechtigung als »Tätervolk« bezeichnen. Das mag erschreckend klingen. Es würde aber der gleichen Logik folgen, mit der man Deutsche als Tätervolk bezeichnet.

Die Juden, die sich dem Bolschewismus und der Revolution verschrieben hatten, hatten zuvor ihre religiösen Bindungen gekappt ... Verbindendes Element des Bolschewismus und des Nationalsozialismus war also die religionsfeindliche Ausrichtung und die Gottlosigkeit. Daher sind weder »die Deutschen«, noch »die Juden« ein Tätervolk. Mit vollem Recht aber kann man sagen: Die Gottlosen mit ihren gottlosen Ideologien, sie waren das Tätervolk des letzten, blutigen Jahrhunderts.

Meine sehr geehrten Damen und Herren, wir haben also gesehen, daß der Vorwurf an die Deutschen schlechthin, »Tätervolk« zu sein, an der Sache vorbeigeht und unberechtigt ist. Wir sollten uns in Zukunft gemeinsam gegen diesen Vorwurf wehren. Unser Leitspruch sei: Gerechtigkeit für Deutschland, Gerechtigkeit für Deutsche.

Zweihundert Damen und Herren spendeten ihrem Abgeordneten immer wieder herzlichen Beifall. Hätte der Volksvertreter nicht in der Gewißheit, gesagt zu haben, was sein Volk denkt, den Redetext auf seine Homepage gestellt, hätte es einen Fall Hohmann nie gegeben, und der Abgeordnete kümmerte sich noch heute im zuständigen Ausschuß des Bundestags um die Entschädigung von Zwangsarbeitern, das heißt darum, wie man die Juden möglichst knapp hält.

Als aber heraus war, was nie hätte herauskommen sollen, gerieten die Hüter der öffentlichen Meinung in Panik. Hektisch versuchten sie, Hohmann mit der Klausel von den unvergeßlichen Verbrechen, unter die er sein antisemitisches Geschwätz gestellt hatte, zu salvieren. Die Nachrichten des Rundfunks sprachen von einer »als antisemitisch kritisierten Rede«, die

»Süddeutsche Zeitung« meldete erst »zweifelhafte Bemerkungen über Juden«, dann »als antisemitisch und unerträglich kritisierte Äußerungen«, die »Welt« berichtete von »einer als antisemitisch kritisierten Rede«, die »Frankfurter Allgemeine von »als antijüdisch kritisierten Äußerungen«, die »Frankfurter Rundschau« von einer »als rechtsextrem und antisemitisch empfundenen Rede«.

Es half nichts. Die Wahrheit, daß Hohmanns Rede nicht nur von irgendwem so empfunden oder kritisiert wurde, sondern genuin und unzweifelhaft antisemitisch war, ließ sich nicht lange leugnen. Was nun? Hohmann, gerade noch für seine »zweifelhaften Bemerkungen«, also dafür, daß er was alle denken etwas ungeschickt formuliert hat, mit Versetzung vom Innen- in den Umweltausschuß des Bundestags bestraft, wurde zum »unerträglichen« und »unsäglichen« Outcast, der, so die über Nacht radikalisierte »FAZ«, »aus dem finstersten Grab der Rassenideologie die jüdisch-bolschewistische Weltverschwörung (hat) wiederauferstehen lassen. Da hört jede Harmlosigkeit auf.«

Und obwohl Hohmanns Rede bis zu jener Stelle, an der das Wort Juden fällt, sich liest wie eine endlos gestreckte »Bild«-Kolumne, ein Gemeinschaftswerk der Meinungsmacher Boenisch, Jacobi, Henkel, Diekmann, Lafontaine und Gauweiler, überschlug sich Springers Vox Pöbuli in von Tag zu Tag schrillerem Diskant: »Skandal-Abgeordneter ... Der Unbelehrbare aus Fulda ... Der Hetzer muß die Partei verlassen! ... Der General, der den CDU-Hetzer lobte ... Die Schandrede des CDU-Hetzers.«

Bis, ebenso plötzlich, der Leitartikel wieder zu sich und den Sinnen der Seinen kam: »Damit kein Mißverständnis aufkommt: Wertkonservative Ansichten müssen in der Union weiterhin Platz haben. Dazu gehört auch Klartext – zum Beispiel in der Ausländerpolitik.« Ausländer raus, solange es keine Juden sind!

Auch die nationale Linke ergriff die Gelegenheit, Hohmanns Bestes zu retten: »Es gibt weder Tätervölker noch Opfervölker, aber in jedem Volk finden sich Täter und Opfer«, repetierte Oskar Lafontaine, und der Sudetendeutsche Glotz schloß sich an: »Jedes Volk ist eine spezifische Mischung aus Tätern, Mittätern, Mitläufern und Opfern. Selbstverständlich war es Unrecht, wenn im Bombenkrieg unschuldige Deutsche umgebracht wurden ...« Jedes Volk, auch das jüdische, das sich da vom deutschen nicht unterscheidet. Nichts anderes hatte Hohmann sagen wollen.

Für die Union fragte der zur Bewältigung des Falles abgestellte Abgeordnete Bosbach, nachdem er fünfmal »unerträglich« und »unsäglich« gesagt hatte, fordernd: »Warum können wir nicht so unverkrampft mit unserer Nation umgehen wie andere?« Als ob da mal irgendwas gewesen wäre, was uns von anderen unterschiede! Der fünfmal pro Woche zweimal täglich in dieser Sache als Zeuge auf den Bildschirm gerufene Nationaldenker Arnulf Baring, der bei seinem ersten Auftritt eine Lesung aus Hohmanns Rede noch mit mehrfachen »Der Mann hat ja recht!«-Zwischenrufen unterbrochen hatte, rief in die Runde: »Die gesamte Geschichte Deutschlands bietet ein Bild, mit dem wir alle leben dürfen.« Sie hat nämlich »Höhen und Tiefen«. Hier Goethe, Kant, Beethoven, dort Auschwitz – wir sind mit uns quitt.

Hohmanns Rede vereint, was die deutsche Volksgemeinschaft in ihrem Innersten zusammenhält: den Haß auf Schmarotzer, auf sexuelle Lust, auf raffende Kapitalisten, auf »das System« und seine »Auswüchse«, auf Auslandskonten, die minderwertige Kultur der Angelsachsen, den jüdischen Bolschewismus. Mit dem Wort vom einmaligen Verbrechen, das nicht vergessen werden dürfe, glaubte er sich freigestempelt zu haben, auch den Juden einmal die Meinung sagen zu können. Er hätte die Lehre des Axel Springer annehmen sollen, der in seinem Verlag Goebbels' alte Kameraden ihre alten Ansichten hatte verbreiten lassen – unter nur einer Bedingung: kein Wort gegen die Juden oder Israel. Solange sie im Sechstagekrieg auf der richtigen Seite standen, durften sie das Unternehmen Barbarossa feiern oder rosa Winkel verteilen. »Nazis für Israel« könnte man die Devise dieses Verlegers nennen, wäre denn Nationalsozialismus ohne Antisemitismus zu haben.

Der Antisemitismus, meinte Bebel, sei der Sozialismus des dummen Kerls. Richtig ist umgekehrt: Der Antikapitalismus des dummen Kerls, sein Sozialneid, sein Haß auf die Börsenjobber, auf den Mammon, seine Angst vor der Psychologie, der Unordnung, der Sexualität, dem Fremden *ist* antisemitisch, sie finden ihr ideales Objekt nicht zufällig im Juden, auch wenn sie sich in dessen Abwesenheit mit allerlei Ersatz zu helfen wissen.

Springers »Welt« hat, fast rührend bemüht, den Beifall für Hohmann ungeschehen zu machen, ermitteln lassen, daß »nur ein Prozent« der Landsleute »glaubt, daß die meisten Deutschen eine negative Einstellung gegenüber Juden hätten«. (Auch Hohmann, Günzel, Walser hätten bei dieser Umfrage zu den anderen 99 Prozent gezählt.) Auf die Frage, wer die größte Gefahr für den Weltfrieden darstelle, haben 65 Prozent der Deutschen demgemäß geantwortet: Israel. Dem Satz »Aussagen, wie Hohmann sie gemacht hat, müssen heute möglich sein« stimmten nach zehntägiger Diskussion der Causa 42 Prozent der Deutschen zu, darunter 49 Prozent der CDU-Wähler.

Jahrzehntelang haben westdeutsche Journalisten den »verordneten Antifaschismus« der DDR verhöhnt. Zwar, meinten sie, habe der Manifestationen entsprechender Gesinnung verhindert, nicht aber deren Fortleben. Der Fall Hohmann hat gezeigt, daß es sich mit dem Anti-Antisemitismus auch der Westdeutschen nicht anders verhält. Der Gewinn an Wahrheit bedeutet einen Verlust an Sicherheit. Die Hohmänner aller Parteien wissen endlich, daß sie die Mehrheit der Deutschen hinter sich

haben.

Konkret 12/03, S. 10

Herrschaftszeiten

Letztes Gefecht

Oktober, Rundschreiben an die Mitglieder der Gewerkschaft »Verdi«:

»Gesundheitsreform«: Der Verdi-Mitgliederservice reagiert. Allen Einwänden und Protesten zum Trotz: Im Zuge der sogenannten Gesundheitsreform werden die Leistungen der Gesetzlichen Krankenversicherungen erheblich gekürzt. Unter anderem sollen die Sterbegeldzahlungen der Gesetzlichen Krankenversicherungen ganz entfallen. Eigenvorsorge tut not. Und dabei sind die Verdi-Mitglieder deutlich im Vorteil: Denn der Verdi-Mitgliederservice bietet allen Mitgliedern exklusiv die Sterbegeldversicherung im besonders günstigen Gruppentarif. Die Vorteile sind: keine Gesundheitsprüfung, dadurch garantierte Aufnahme in die Versicherung; Aufnahme bis zum Alter 80 Jahre; Versicherungssumme frei wählbar von 500 Euro bis 12500 Euro! Das Angebot gilt auch für Familienangehörige; günstige Beiträge, daher unter den bisherigen Garantiezinsbedingungen besonders gutes Preis-/Leistungsverhältnis.

Stamokappes

6. Oktober, »Bild«:

Kampf um Warner. Der Kampf zwischen Hamburg und Berlin um den Musikkonzern Warner tobt weiter. Berlin will den Konzern mit Millionen-Subventionen zum Umzug bewegen. Burkhardt Müller-Sönksen (FDP): »Das Angebot aus Berlin ist eine perverse Ausprägung des sozialistischen Staatskapitalismus.«

Zwangsarbeit

23. Oktober, »Tageszeitung«:

Hamburgs Sozialsenatorin Birgit Schnieber-Jastram (CDU) will das umstrittene Ein-Euro-Programm des Senats ausbauen und auch drogenabhängige und obdachlose Sozialhilfeempfänger zur Arbeit zwangsverpflichten. Für »Tagarbeit« gegen einen Euro pro Stunde würden noch in diesem Jahr 100 Plätze für besonders schwer vermittelbare Menschen geschaffen, sagte Schnieber-Jastram ... »Durch stundenweise Beschäftigung wollen wir besonders schwer vermittelbare Menschen wie Obdachlose, Drogenabhängige und Haftentlassene wieder an Arbeit gewöhnen«, erklärte die Senatorin ihr neues Projekt der »Tagarbeit«. Die Zwangsverpflichteten sollen bis zu drei Stunden täglich etwa Unkraut jäten oder Straßen fegen.

Sankt Pleite

25. Oktober, »Bild Hamburg«:

Pastor Markus Lehmann (55) ist fassungslos: »Meiner Gemeinde fehlen in diesem Jahr 30.000 Euro. Nächstes Jahr sogar 50.000 Euro. Wir sind pleite.« So schlecht wie der Bugenhagen-Gemeinde geht es vielen evangelischen Kirchengemeinden in der Hansestadt. Es droht der flächendeckende Kirchen-Konkurs! Susanne Raubold, Sprecherin des Kirchenkreises Alt-Hamburg, klagt: »In den Gemeinden ist einfach kein Geld vorhanden. Nur 34 Prozent der Hamburger sind noch Kirchenmitglieder ... In der Kapernaum-Kirche wurde der Gottesdienst eingestellt. Bei der Bugenhagen-Kirche wie schon bei der Simeon-Kirche in Hamm wäre ein Verkauf an eine andere christliche Konfession vorstellbar.« Aber das ist erst der Anfang. »Wir werden uns daran gewöhnen müssen, daß Kirchen geschlossen und Gemeindezentren verkauft werden«, sagt Propst Matthias Bohl.

Die Juden beherrschen die Welt

Mahathir Mohamad, malaysischer Premierminister

Teufel im Detail

26. Oktober, »Tagesspiegel«:

Wenn sich Ludwig Baumann ein Ziel setzt, bleibt er hartnäckig am Ball. Jetzt hat der 81-jährige Wehrmachtsdeserteur den baden-württembergischen Ministerpräsidenten Erwin Teufel (CDU) wegen Beleidigung von Wehrmachtsdeserteuren

angezeigt. Anlaß ist Teufels Auftritt auf dem Regierungsempfang zum 90. Geburtstag des Ex-Ministerpräsidenten und früheren NS-Marinerichters Hans Filbinger Mitte September. Teufel wurde mit dem Satz zitiert, er bewundere Filbingers »Klarheit des juristischen Denkens«. Baumann, Bundesvorsitzender der »Opfer der NS-Militärjustiz«, hält diese Äußerung für eine »schamlose Verhöhnung unserer Opfer«. Die Bremer Staatsanwaltschaft will die Akte an die zuständige Anklagebehörde in Stuttgart weiterleiten, die zu entscheiden hat, ob sie gegen Teufel ein Verfahren einleitet. Filbinger hatte als Ankläger und Marinerichter während der NS-Zeit an Todesurteilen gegen Deserteure mitgewirkt.

Isch bin ene Vampir

28. Oktober, »Neues Deutschland«:

Im Kreistag des Landkreises Dahme-Spreewald sitzt für die FDP künftig übrigens auch Ottomar Dracula Prinz Kretzulesco, der 726 Stimmen erhielt. Der gelernte Konditor ist nach eigenen Angaben der letzte legitime Nachfahre des transsilvanischen Grafen Dracula. Prinz Kretzulesco hieß ursprünglich Ottomar Berbig. 1987 adoptierte ihn in Bukarest der letzte lebende Angehörige der Dracula-Sippe.

Freiers Wirtschaft

28. Oktober, Pressemitteilung von Unicef:

Im deutsch-tschechischen Grenzgebiet hat sich ein regelrechter Markt für Kinderprostitution entwickelt. Kinder werden von Familienangehörigen zur Prostitution gezwungen. Zuhälterbanden verschleppen Minderjährige aus entfernten Regionen Tschechiens und anderen mittel- und osteuropäischen Ländern in die Grenzregion. Die Opfer werden vorwiegend von deutschen Sextouristen und Pädophilen mißbraucht. Die von Unicef und der Kinderrechtsorganisation ECPAT herausgegebene Untersuchung »Kinder auf dem Strich – Bericht von der deutsch-tschechischen Grenze« zeichnet erstmals ein umfassendes Bild der sexuellen Ausbeutung von Kindern in der Region. Seit 1996 beobachtete die Autorin Cathrin Schauer etwa 500 Mädchen und Jungen, die sich selbst zur Prostitution anboten oder von Erwachsenen vermittelt wurden, die Jüngsten davon noch im Säuglingsalter. Die engagierte Streetworkerin des Sozialprojekts Karo führte weiter rund 200 ausführliche Interviews mit betroffenen Kindern, erwachsenen Prostituierten, Mitarbeitern sozialer Einrichtungen, Polizeibeamten und Passanten an den Grenzübergängen.

Deppen-GAU

29. Oktober, »Die Welt«:

Der mit 118 Vereinen größte Gauverband des Bayerischen Trachtenverbandes hat seinen Mitgliedern TV-Auftritte in volkstümlichen Sendungen wie Karl Moiks »Musikantenstadl« verboten. Sie würden die Volkskultur »verschaukeln«, so Vorstand Peter Eicher, und großen Schaden anrichten. Es sei ihm unbegreiflich, wie Trachtler »das mühsam erbaute Gebäude Trachtensache wie mit einer Spitzhacke« niederreißen wollen. Wer gegen das Verbot verstößt, wird für zwei Jahre von allen Gauveranstaltungen ausgeschlossen.

‘tschuldigung

29. Oktober, »Frankfurter Rundschau«:

Selbst neunzig Jahre nach dem Ende der Kolonialzeit ist der deutsche Einfluß in dem südwestafrikanischen Kleinstaat immer noch allgegenwärtig ... Dementsprechend eng sind die Beziehungen zwischen Namibia und der Bundesrepublik. Kurz vor der Unabhängigkeit des von Südafrika okkupierten Landes legte der Bundestag 1989 fest, daß es zwischen Bonn und Windhuk für immer ein besonderes Band der Sympathie geben sollte – ein deutscher Diplomat in Windhuk nennt die Beziehungen schlicht »einzigartig« ... Weniger kompromißbereit zeigt sich die Bundesregierung in Sachen Wiedergutmachung für die Hereros. Dabei geht es nicht um ein Eingeständnis der Schuld: Keiner leugnet, daß Schutztruppenkommandant Lothar von Trotta vor genau 99 Jahren eine scheußliche Tat beging, als er Zigtausende aufständiger Hereros in die Omaheke-Wüste treiben und dort elend verdursten ließ. Staatssekretärin Uschi Eid soll sich bei Herero-Führer Kuaima Riruako bereits für diesen Völkermord entschuldigt haben. Doch der Forderung nach zwei Milliarden Dollar Entschädigung, die derzeit vor dem US-Bundesgericht in Washington gerichtlich eingeklagt werden soll, verweigert sich Berlin. Der Grund: Deutschland stelle sich mit der bilateralen Hilfe seiner historischen Verantwortung. Und eine Sonderzahlung an die Hereros gefährde die labile Balance zwischen den verschiedenen Völkern Namibias. Zumindest mit diesem Konfliktstoff braucht sich Außenminister Fischer bei seinem Namibia-Besuch gar nicht herum zu schlagen. Denn während der Minister in der namibischen Exportversion deutscher Kleinstadt-Idylle weilt, hält sich Herero-Chef Riruako in Deutschland auf.

Kollaterales

30. Oktober, »Hamburger Abendblatt«:

Die Zahl der im Irakkrieg getöteten Iraker ist nach einer US-Studie fast hundertmal höher als die der getöteten US-Soldaten. Während der Hauptkampfhandlungen zwischen dem 19. März und dem 30. April kamen 13.000 Iraker gewaltsam ums Leben, darunter 4.300 Zivilisten, wie aus einer in Washington veröffentlichten Studie der unabhängigen Gesellschaft »Projekt für Verteidigungsalternativen« hervorgeht ... Die Zahl getöteter Zivilisten ist danach ähnlich hoch wie beim Golfkrieg 1991 ... Das US-Verteidigungsministerium lehnt die Veröffentlichung von Opferzahlen der Gegenseite wie schon 1991 ab.

Der Wir-Kopf

2. November, Wolfgang Clement, Bundeswirtschaftsminister:

Herr Gerster hat kürzlich die Ansicht vertreten, daß **wir** die Arbeitslosigkeit in zehn Jahren halbieren könnten. Dafür allerdings müssen **wir** jetzt alle Kräfte mobilisieren. **Wir** haben jetzt im nationalen Rahmen das aus unserer Sicht Notwendige angeschoben. Und das ist wiederum die Voraussetzung dafür, daß **wir** wieder mehr in die Zukunft investieren können, in neue Technologien, mit denen **wir** auf den Weltmärkten reüssieren können. **Wir** werden um unseren Wohlstand kämpfen müssen. **Wir** müssen in **Wir**tschaft, Wissenschaft und Technologie immer um die Plätze eins bis drei antreten. Sonst werden **wir** unsere Lebensqualität nicht halten. Es ist doch keine Wohlstandsminderung, wenn **wir** ein bißchen länger arbeiten. Wenn **wir** diese Bereitschaft nicht aufbringen, werden **wir** allerdings das Nachsehen haben. Deshalb haben **wir** angeboten, den Abbau von Steuervergünstigungen und Subventionen jetzt verbindlich zu vereinbaren. Ich bin jedenfalls sicher, daß der umfassende Wohlfahrtsstaat, den **wir** hatten, heute nirgendwo mehr auf der Welt zu halten ist. Auch nicht bei uns. **Wir** müssen uns wieder mehr auf die eigenen Fähigkeiten besinnen und diese auch in Anspruch nehmen ... Das sind nur Stichworte, aber vielleicht sind sie geeignet, die Richtung zu skizzieren, in die **wir** gehen müssen. **Wir** sind in einer Phase, in der es um die Stimulierung aller **wir**tschaftlichen Kräfte gehen muß.

Müssen junge Deutsche wirklich für eine verfehlte amerikanische Politik den Kopf hinhalten?

Oskar Lafontaine

Katazin

3. November, »Spiegel«:

Kaufen, kaufen, kaufen – ist das Liebste, was junge Frauen tun, glaubt man zumindest bei Gruner + Jahr. Deshalb hat der Verlag mit »Woman Shopping« das erste »Magalog« auf den deutschen Markt gebracht. »Magalog« ist eine Wortkreation (und ein sprachlicher Gewaltakt) aus Magazin und Katalog. In dem Heft im Pocket-Format finden sich Produkte mit Preis und Herstellernachweis. Dazwischen gibt es knappe Kostproben knallharten Journalismus: Redakteurin Kathrin etwa hat sich in eine schwarze Handtasche verliebt. »Das ist der pure Konsum und damit das pure Vergnügen«, sagt Carola Wargel von G+J. Der Verlag rechnet damit, rund 100.000 der 1,95 Euro teuren Exemplare zu verkaufen.

Deutsche in Front

4. November, »Frankfurter Rundschau«:

Der Krieg gegen Irak und seine Folgen spalten die westliche Welt tiefer, als trotz des politischen Streites darum bislang vermutet werden konnte. Die überwältigende Mehrheit der Europäer hält das Vorgehen Washingtons nicht nur für falsch, sondern jeder zweite EU-Bürger rechnet die USA inzwischen zu den Ländern, die »eine Gefahr für den Frieden in der Welt darstellen. Noch skeptischer die Beurteilung Israels: Fast 60 Prozent halten es für eine Friedensgefahr. Das sind die brisantesten Ergebnisse einer Umfrage, die im Auftrag der EU-Kommission in den fünfzehn Mitgliedsländern der Union im Oktober durchgeführt wurde ... Israel führt die Liste der Staaten, die als eine Gefahr für den Frieden angesehen werden, mit 59 Prozent an, wobei mit 65 Prozent überdurchschnittlich viele Deutsche dieser Meinung sind. Den Platz zwei teilen sich mit je 53 Prozent die USA, Iran und Nordkorea. Das Schlußlicht bildet die EU selber mit acht Prozent, wobei allerdings 18 Prozent der Briten der Meinung sind, daß die EU eine Gefahr für den Frieden darstellt ... Ein Sprecher der Kommission gab widersprüchliche Auskünfte, warum die palästinensische Autonomiebehörde auf der Liste von fünfzehn Staaten fehlte, nach denen gefragt wurde.

Konkret 12/03, S. 12

Tjark Kunstreich

Wieder gut gemacht
Gefühl und Geschichte

Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, wie umfassend die deutsche Wirtschaft dem Nationalsozialismus verbunden war – Verlauf und Entscheidung des Falles »Degussa und das Holocaust-Mahnmal« hätten ihn geliefert. Tjark Kunstreich und Rolf Surmann beschreiben die Geschichte der Degussa und widerlegen die Lüge vom moralisch vorbildlichen Verhalten des Konzerns nach 1945

Die einzige Funktion, die das noch nicht gebaute Holocaust-Mahnmal im Berliner Regierungsviertel bislang nicht hat erfüllen können, besteht darin, den Repräsentanten Deutschlands die Wege zu Gedenkfeiern an vormalige Tatorte zu ersparen. Noch müssen sie, um ihre Kränze abzuwerfen, mehr als nur eine Straße überqueren. Ansonsten hat das Mahnmal schon längst seine Schuldigkeit (!) getan, so der Tenor nach der nun bereits über mehr als zehn Jahre sich hinziehenden Debatte, die mit dem Bundestagsbeschluß zum Bau des »Denkmals für die ermordeten Juden Europas« am 25. Juni 1999 ein vorläufiges Ende gefunden hatte. »Durch seine Entstehungsgeschichte ist das Denkmal eng mit demokratischem Engagement und Zivilcourage verbunden«, heißt auf der Website der Stiftung www.holocaust-mahnmal.de. So kann man es auch ausdrücken. Die Kritik dieses staatsförmigen Gedenkens mußte sich jedenfalls gegenüber den »Erinnerungsarbeitern« um Lea Rosh genauso scharf abgrenzen wie gegen jene, die, wie der damalige Berliner Bürgermeister Eberhard Diepgen oder Martin Walser, im Plädoyer gegen das Mahnmal nicht nur ihrem Bedürfnis nach »Ruhe« zum Ausdruck verhalfen, sondern darüber die Befreiung der Deutschen von ihrer Geschichte intendierten.

Daß auch die gedenkwillige Mehrheit letztlich nichts anderes im Sinn hatte und hat, blieb den Sprechmaschinen der Tätergeneration verborgen. Der Tatsache, daß sie im Aussterben begriffen ist, hat diese Mehrheit die Souveränität über die Verwaltung der Vergangenheit zu verdanken. Der Baustop, den das Kuratorium der Denkmalsstiftung nur ein halbes Jahr nach Baubeginn kürzlich für den Bau des Stelenfeldes verhängte – die Arbeiten an dem in jeder Beziehung unterirdischen »Ort der Erinnerung« gehen weiter – , kam gerade recht, nachdem es seit 1999 still geworden war um das Projekt. Lediglich eine verunglückte Spendenkampagne, die sich 2001 mit Fotos von Alpenlandschaften und dem Satz »Den Holocaust hat es nie gegeben« wie zufällig um ein Bündnis mit den sogenannten Ewiggestrigen bemühte, sorgte für ein kleines Feuilleton-Gewitter. Der feierliche Baubeginn am 1. April 2003 war hingegen nur noch kleine Meldungen wert. Ob tatsächlich der Makel namens Degussa zum Baustop führte, darf bezweifelt werden, zumal sich nun Hinweise häufen, daß der Vorstand des Kuratoriums schon seit Anfang 2003 über den Einsatz von Chemikalien dieser Firma Bescheid wußte.

In den fünfzehn Jahren von der ersten Initiative des Förderkreises bis zum Baubeginn veränderten sich Sinn und Zweck des Mahnmals mit dem jeweiligen Stand der Vergangenheitsbewältigung, und zur Zeit scheint einmal mehr ein Update notwendig, denn in der spezifischen Form permanenter Katharsis, die Deutschland seit dem rotgrünen Machtantritt 1998 alle paar Jahre durchmacht, hat sich das Mischungsverhältnis erneut verändert. 1999 war man zum einen bemüht, den Angriff auf Jugoslawien mit Auschwitz zu rechtfertigen, zum anderen wollte man demonstrieren, daß, auch wenn man nicht bereit war, die ehemaligen Zwangsarbeiter zu entschädigen, man wenigstens der toten Juden gedenken wollte – eine Geste in Richtung USA, wo ein Boykott deutscher Waren drohte. Beide Probleme sind unterdessen gelöst: Anstatt mit der Auschwitz-Keule Krieg zu führen, macht man in Frieden gegen Amerika; anstatt den Zwangsarbeitern mit Verweis auf Denkmäler lebensnotwendige Zahlungen zu verweigern, verteilt die Stiftung der deutschen Wirtschaft »Verantwortung – Erinnerung – Zukunft« Almosen und finanziert Projekte, die das deutsche Ansehen in der Welt zum Zwecke des eigenen Profits steigern. Wozu also jetzt noch das Denkmal?

Nachdem das Mißverständnis ausgeräumt war, es handle sich um einen Affront gegen die Täter, und selbst vormalige Gegner des Mahnmals anerkennen mußten, daß allein die Willensbekundung, es zu bauen, ausreichte, um endlich übers Eigentliche reden zu können – die Deutschen als Opfer von Bombenkrieg und Vertreibung – , standen die Protagonisten der Debatte etwas ratlos da. Sie hatten sich nichts mehr zu sagen. Mit der Traditionsfirma Degussa hat man endlich wieder ein Thema, an dem der derzeitige Stand der nationalen Befreiung von der Vergangenheit verhandelt werden kann. Der Degussa gehörte zur Hälfte die Deutsche Gesellschaft für Schädlingsbekämpfung (Degesch), die andere Hälfte gehörte der IG Farben AG, deren Sonderweg zur Vergangenheitsbewältigung in diesen Tagen durch die Insolvenz der seit 51 Jahren existierenden Liquidationsgesellschaft an sein glorreiches Ende kommt: Man hat sich aus dem Staub gemacht, ohne noch einen Cent an die Überlebenden zu zahlen, das Restvermögen unter den letzten Anteilseignern aufgeteilt und damit den Zweck der Liquidationsgesellschaft erfüllt.

Die Degesch hatte das Patent auf Zyklon B und vertrieb es; die Degussa bereicherte sich am Gold und Zahngold der mit ihrem Gas ermordeten Juden – und machte nach 1945 fröhlich weiter Geschäfte mit Antisemiten wie Saddam Hussein, die gern zu Ende bringen wollten, was Hitlerdeutschland nicht vermochte. Diesmal ging es nicht um Gas, sondern um die

Atombombe, und Degussa lieferte an den ba'athistischen Irak Teile jener Technologie, die man noch vor 1945 zum Bau der deutschen Atombombe zu entwickeln begonnen hatte. Eine ganz normale deutsche Firmengeschichte also, nur eben noch ein bißchen deutscher als andere. Heute möchte diese Firma selbstverständlich eine ganz andere sein, eine, die sich ihrer Vergangenheit stellt und so dazu beiträgt, daß diese bei der Verfolgung heutiger Ziele nicht hinderlich ist. Nachdem man sich jahrzehntelang standhaft geweigert hatte, trat man im letzten Moment der Stiftung Erinnerungsabwehr, Verantwortungsverleugnung, Vergangenheitsabwicklung bei und brachte nicht nur Geld, sondern auch Kompetenz in Person des heutigen Vorstandsvorsitzenden Michael Jansen ein, der ein ehemaliger Degussa-Manager ist. In diesem Bereich hat man schließlich Erfahrung.

Man wollte noch mehr tun, indem man kostengünstig die Chemikalie Protectosil zum Schutz der 2.751 Stelen anbot, ohne die das Mahnmal schnell zum Graffiti-Park werden könnte: eine Beschichtung, die das Entfernen von Schmierereien erleichtert. Am 14. Oktober 2003 berichtete der Züricher »Tages-Anzeiger« über die Beteiligung von Degussa am Mahnmalsbau und ihre Verbindung zur Degesch – dieser Artikel beschäftigte das Kuratorium der Mahnmalsstiftung als Tischvorlage in einer ordentlichen Sitzung am 23. Oktober, wo nach heftiger Debatte der Baustop beschlossen wurde. Der Kuratoriumsvorsitzende Wolfgang Thierse und seine Stellvertreterin Rosh hörten von Stund an nicht auf zu behaupten, sie hätten diese Entscheidung wider die Vernunft treffen müssen: »Es gab gute Gründe dafür, ein Unternehmen, das sich seiner Geschichte gestellt und sie aufgearbeitet hat, an der Errichtung des Mahnmals zu beteiligen. Dem stand jedoch gegenüber, daß dieses Unternehmen für Zyklon B steht. Da diese »Diskussion unversöhnlich war, konnten wir kein 10:8-Abstimmungsergebnis riskieren«, sagte Thierse der »Welt«.

Lea Rosh drückte es in der ihr eigenen Art aus: »Das Problem, über das wir diskutiert haben, ist sehr kompliziert. An dem Programm ›Vernichtung durch Arbeit‹ hatten sich seinerzeit 200 deutsche Firmen beteiligt. Daher fragten wir uns: Wo will man heute die Grenze ziehen? Und wir kamen zu der Auffassung, die Grenze ist ganz klar Zyklon B!« rief sie auf einer Pressekonferenz Ende Oktober aus. Was soll das bedeuten? Eine Firma, die Knöpfe für Uniformen gefertigt hätte, wäre nicht so ein Problem, ergänzte sie. Tatsächlich nicht? Und was, wenn diese Firma ihre Knöpfe mit der unfreiwilligen Hilfe von Zwangsarbeitern produzierte? Wenn sie gar einen Standort in einem polnischen Ghetto oder in einem Konzentrationslager gehabt hätte? Die Wahrscheinlichkeit jedenfalls ist ziemlich hoch, daß eine solche Firma nicht »nur Knöpfe« hergestellt haben würde.

Aber Rosh glaubt auch an das Märchen von den 200 Firmen, die sich an einem »Programm ›Vernichtung durch Arbeit‹« beteiligten: Wesentlich mehr Firmen beschäftigten Zwangsarbeiter, und »Vernichtung durch Arbeit« war weniger ein Programm als eine Tatsache, von der man profitierte. Wie auch immer: Die Grenze sei Zyklon B, heißt, es gibt keine, denn alles andere an Verbrechen, Knopfproduktionsstätten und ähnlichem liegt unterhalb dieser Grenze. Zyklon B ist im wahrsten Sinne des Wortes die Essenz der Shoah. Hätte Degussa also nur das Gold eingeschmolzen und das Zahngold verfeinert, alles wäre gut, folgte man Roshs Logik, und also kann man mit jeder Firma zusammenarbeiten außer mit der Degesch selbst, der Degussa und IG Farben sowie den beiden Firmen, die das Zyklon B auslieferten.

Daß aber ausgerechnet dort eine Grenze gezogen wird, wo sich jede Grenzziehung verbietet, und Rosh diese Grenze ausgerechnet mit den Gefühlen von Überlebenden begründet, die öffentlich praktisch nicht in Erscheinung treten, hat nur noch indirekt mit Degussa zu tun, die, wie sich herausstellte, auch noch den Betonverflüssiger für das Fundament des Mahnmals lieferte (womit die ganze Debatte obsolet wurde, denn niemand kommt auf die Idee, das Fundament wieder herauszureißen). Vielmehr vermittelt sich in der Betonung des Verständnisses, welches man für die Einwendungen von Überlebenden habe, in welchem Verhältnis man sich zu den Opfern wähnt. Es ist nicht mehr die einem diffusen, nicht wirklich wissen wollenden Schuldgefühl entspringende kleinlaute Geste, nicht mehr das selbstbewußte Auftrumpfen der Schlußstrich-Rhetorik, nicht mehr das peinliche Beschweigen – all das hat die Berliner Republik hinter sich gelassen – , sondern die der nach Jahrzehnten endlich offen ausgesprochenen Erkenntnis, doch selbst Opfer (gewesen) zu sein, folgende Gleichberechtigung der Deutschen im Kreise der »Opfervölker« (um eine beliebte Redewendung zu benutzen).

Es ist das im Wortsinne unverschämte Kommunikationsmodell des Gleich zu Gleich, mit dem Thierse, Rosh und die Degussa selbst hier operieren. War in den langen Jahren der Debatte davon die Rede, daß das Mahnmal in erster Linie eines zur Mahnung der Deutschen sein müsse – Ignatz Bubis sagte, er brauche ein solches Denkmal nicht, und sprach damit für viele jüdische Überlebende, die befürchteten, die eigentlichen Tatorte, die heute Gedenkstätten sind, würden an Bedeutung verlieren – , wird nun unter Bezug auf Überlebende, die kein mit Degussa-Chemikalien imprägniertes Mahnmal besuchen wollen, nicht etwa Selbstkritik geübt, sondern so getan, als sei man empfindsam. Denn es geht allein um Rücksicht auf Gefühle, so als könne die Beteiligung von Degussa nur traumatisierten Überlebenden ein Dorn im Auge sein, und heraus kommt: Wider die Vernunft entscheiden wir uns gegen Degussa. In den Feuilletons ist folglich von einer rationalen und einer emotionalen Fraktion die Rede, zwischen beiden vermitteln Rosh und Thierse. Die Geschichte der Degussa spricht damit nicht dagegen, mit ihr Geschäfte zu machen, im Gegenteil.

Wahrscheinlich wird man nicht lange warten müssen, bis auch die Deutschen Rücksicht auf ihre Gefühle fordern, vor allem von Israel und Amerika. Der notorische Mahnmalsgegner Martin Hohmann hat es vorgemacht: »Fast drei Generationen

Bußzeit bis heute. Es sollten nicht sechs oder sieben werden. Insofern wäre das Mahnmal auch monumentaler Ausdruck der Unfähigkeit, uns selbst zu verzeihen«, erklärte er 1999 in der Bundestagsdebatte, die dem Beschluß über das Mahnmal vorausging.

Nun ist es soweit, die Deutschen haben sich selbst verziehen, die Nazi-Vergangenheit wird nur noch zitiert, damit man hinterher sagen kann, was Otto Köhler schon 1989 gelegentlich einer Recherche zur Degesch erfuhr. Ihr Pressesprecher bestritt auf die Frage nach Zyklon B, daß die Degesch die Degesch ist. Köhler fragte nach: »Als ich hier anrief bei Ihnen, da meldete man sich mit Degesch. – (Antwort:) Nein, bestimmt nicht, höchstens mit ›Deutscher Gesellschaft für Schädlingsbekämpfung‹. – Ja das ist doch identisch. – Nein, das ist nicht identisch. – Gibt es die Firma nicht mehr? – Welche? – Die Degesch. – Die Degesch, ja, das ist eine andere Firma« (KONKRET 10/89). Das ist die Antwort, die den Verweis auf die Geschichte deutscher Firmen zum Gefühl werden läßt.

Tjark Kunstreich schrieb in Literatur Konkret 2003/04 über Bücher zur Entschädigung von NS-Zwangsarbeitern

Konkret 12/03, S. 14

Rolf Surmann

Wieder gut gemacht
Amnesie der Amnesie

Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, wie umfassend die deutsche Wirtschaft dem Nationalsozialismus verbunden war – Verlauf und Entscheidung des Falles »Degussa und das Holocaust-Mahnmal« hätten ihn geliefert. Tjark Kunstreich und Rolf Surmann beschreiben die Geschichte der Degussa und widerlegen die Lüge vom moralisch vorbildlichen Verhalten des Konzerns nach 1945

Im Lauf der Kontroverse über die Beteiligung der Firma Degussa am Bau des Holocaust-Mahnmals wurden allerlei Pro- und Kontra-Argumente gewechselt. Einig war man sich jedoch darin, daß die Degussa ihre NS-Vergangenheit gründlich aufgearbeitet habe und konsequent für eine Entschädigung der Opfer eingetreten sei.

Auf der Degussa-Homepage wird der Vorstandsvorsitzende des Unternehmens mit dem Satz »Die aktive Aufarbeitung unserer Unternehmensgeschichte ist uns ein zentrales Anliegen« und der Vorsitzende des Mahnmal-Kuratoriums, Bundestagspräsident Thierse, mit dem Statement zitiert: »Ich habe großen Respekt vor der Leistung der Degussa bei der Aufarbeitung ihrer Geschichte ...« Doch was da wie eine Unterstützung der Degussa erscheint, erweist sich bei näherem Hinsehen als Bärendienst.

Als 1997 die Auseinandersetzung über das Raubgold der Nazis und das Netz der Komplizen und Hehler den (zufälligen) Schweizer Horizont überstieg, wurden nicht nur deutsche Banken, sondern auch die Degussa bloßgestellt. Denn sie war als Deutsche Gold- und Silberscheideanstalt ein wichtiges Glied in der Verwertungskette des Raubgutes. Doch traf es sie nicht bloß im allgemeinen, so wie andere Schuldige, die sich gegenüber der internationalen Öffentlichkeit mit dem Argument herausredeten, daß in Deutschland die Geschichte aufgearbeitet und die Entschädigung der NS-Opfer erfolgreich abgeschlossen worden sei. Sie wurde in besonderem Maß belastet.

Während die Archivleiterin der Degussa, Mechthild Wolf, laut »Handelsblatt« vom 2. Juni 1997 das bisherige Schweigen des Konzerns über seine Rolle beim Nazi-Goldraub noch mit dem Argument zu rechtfertigen versuchte, »... die damaligen ›Begrifflichkeiten‹ seien heute so schwer nachzuvollziehen, was eine Aufarbeitung so sehr erschwert habe«, gelang dies dem Soziologen Hersch Fischler quasi im Alleingang. Nach seinen Recherchen sah sich selbst die damalige Firmensprecherin zu der Erklärung in der Lage, »diese Lieferungen ließen sich nunmehr ›rekonstruieren‹«. »Begrifflichkeiten« wie »Jd'Silber«, »Jd'Gold« oder »Jd« aus den Berliner Scheidgutbüchern waren jetzt auch ihr verständlich.

Fischler wies darüber hinaus nach, daß die Firma nicht nur angelieferte Edelmetalle eingeschmolzen, sondern sich aktiv um den Ankauf von Raubgold bemüht hatte. Dies geht zum Beispiel aus ihrem Briefwechsel mit der Ghettoverwaltung Litzmannstadt (Lodz) hervor. Im Zuge dieser Enthüllungen machten Journalisten bekannt, daß die Degussa nach US-Militärunterlagen aus dem Jahr 1945 von der SS mit »Bruchgold« beliefert worden war, das in der Literatur im Unterschied zu dem den Notenbanken anderer Staaten geraubten Gold auch als »Opfergold« bezeichnet wird. Hierunter hätten sich auch Goldzähne und Eheringe von Holocaust-Opfern befunden.

Diese Entwicklung traf die Degussa unvorbereitet. Zwar hatte der damalige Vorstandsvorsitzende Gert Becker anläßlich ihres 150jährigen Bestehens noch 1993 die schönen Worte gefunden, es komme für ein Unternehmen mehr denn je darauf an, zu wissen, »woher es kommt und wo es steht, um in Kontinuität mit seiner Vergangenheit für die Zukunft zu planen und in ihr bestehen zu können«, aber der Konzern hatte keinerlei Anstrengungen dieser Richtung unternommen. Während andere Großunternehmen und Banken Historikerkommissionen beschäftigten, die in dicken Büchern Unerfreuliches und Erfreuliches zutage förderten – erinnert sei an die tausendseitige Geschichte der Deutschen Bank, bei der leider das Thema NS-Raubgold unter den Tisch gefallen war, so daß nach dem Beginn der Debatte ein Sonderband nachgeliefert werden mußte – , hatte die Degussa eine Aufarbeitung ihrer Geschichte vermieden.

Vermutlich hätte es wie in vergleichbaren Fällen zuvor auch jetzt nur zu einem Sturm im Wasserglas gereicht, wäre der Konzern nicht im Eizenstat-Report, benannt nach dem US-Delegationsleiter bei den Verhandlungen über Entschädigung für die NS-Raubpolitik und -Zwangsarbeit, aufgeführt worden. Außerdem waren in den USA Sammelklagen eingereicht worden. So kam es, daß die US-Regierung die Aufarbeitung der Degussa-Geschichte 1997 dort fortsetzte, wo sie Ende der vierziger Jahre beendet worden war.

In dieser Situation genügten die unbeholfenen Rechtfertigungsversuche der Archivleiterin nicht mehr. Der Generalbevollmächtigte der Firma, Dr. Michael Jansen – bekannt durch seinen Show-Auftritt in Israel, mit dem er »Solidarität« demonstrieren wollte, als Saddam Hussein im Golfkrieg 1991 seine Scud-Raketen auf Israel abfeuerte, für

deren mögliche Ausrüstung mit Giftgas die Zyklon-B-erfahrene Degussa mit großer Wahrscheinlichkeit einiges beigetragen hatte – , Jansen also übernahm die Angelegenheit. Doch wer erwartet hatte, daß er sich darum bemühen würde, das bisher Versäumte nachzuholen, sah sich bald eines Schlechteren belehrt.

Mit dem Satz »Wir waren Teil des Wirtschaftskreislaufes des Dritten Reiches« auf der Fachtagung »Unternehmer und Unternehmungen im Nationalsozialismus« im Juni 1997 relativierte er die besondere Schuld der Degussa. Als »Rädchen im Getriebe« sollte sie erscheinen, ihre Gier nach Raubgold sollte der Wahrnehmung entzogen werden. Gleichzeitig machte Jansen ein allgemeines Angebot an den World Jewish Congress, die Unterlagen des Firmenarchivs zu sichten, wohl wissend, daß die für Entschädigungsforderungen relevanten Fakten bereits im Wesentlichen aufgedeckt waren. Einem Forscher wie Hersch Fischler, mit dem die Degussa unliebsame Erfahrungen gemacht hatte, wurde gleichzeitig die Nutzung des Archivs untersagt, was der Firmen-Behauptung widersprach, »Einblicke in das Archiv seien jederzeit möglich.«

Man spielte auf Zeit. »Der Generalbevollmächtigte der Degussa AG, Michael Jansen, hält sich noch bedeckt. Bis Ende Juni soll entschieden werden, in welcher Form Degussa seine NS-Geschichte aufarbeiten werde«, meldete die »Berliner Morgenpost«. Dann teilte das Unternehmen der Öffentlichkeit mit, man habe sich mit dem Forschungsinstitut für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Universität Köln auf ein Forschungsprojekt verständigt. Hinter der pompösen Formulierung verbarg sich die schlichte Tatsache, daß nicht etwa ein Team renommierter Historiker die Geschichte der Degussa aufarbeiten sollte, sondern ein einsamer Doktorand an ihr seine wissenschaftlichen Fähigkeiten erproben durfte. Zwar wurde das Programm später durch zwei Spezialarbeiten ergänzt, doch erreichte man, was beabsichtigt war: für lange Zeit Ruhe.

Zwei Jahre später, 1999, publizierte der Doktorand lediglich einen Aufsatz als »Werkstattbericht«, der den »Edelmetallsektor« in den Kontext der »Verwertung konfiszierten jüdischen Vermögens im ›Dritten Reich‹« stellte – eine Aufwärmübung also, bestenfalls. Es erstaunt daher nicht, daß zum Beispiel im Jahr 2000 auf der Degussa-Homepage über die Firmengeschichte für die Zeit von 1933 bis 1945 noch immer keine Eintragung zu finden war. Inzwischen ist aus dem Doktoranden ein Doktor geworden, und er hat verschiedene Texte publiziert. Die vereinbarte Untersuchung ist allerdings auch heute noch nicht, immerhin sechs Jahre nach ihrem Beginn, darunter. Lediglich die Geschichte der Chemischen Werke Hüls wurde im September dieses Jahres veröffentlicht. Auf der Homepage des Konzerns findet sich mittlerweile überhaupt kein Hinweis mehr auf seine Geschichte.

Nicht anders verhält es sich mit der behaupteten Bereitschaft zur Entschädigung der Opfer. Nichts Spektakuläres ist da zu berichten, sondern lediglich die übliche Geschichte. Deshalb reicht es aus, ihre Eckpunkte zu benennen, die Spannbreite also zwischen verbissener Verweigerung und jenen vereinzelten Zugeständnissen, die eine Eskalation des Themas verhindern sollen. Beispiele für den ersten Aspekt sind die Auslassungen des Dr. Jansen in der Raubgold-Kontroverse: »Der Degussa-Bevollmächtigte hält fest, daß mögliche Schadensersatzansprüche jüdischer Organisationen allerdings an die Alliierten gerichtet werden müßten, die alles, was sie zum Ende des Krieges in Deutschland an Edelmetallen vorfanden, beschlagnahmt haben.« Offensichtlich verärgert über die Bloßstellung im Eizenstat-Report, versuchte Jansen, die Entschädigungsansprüche auf die Alliierten umzulenken. Doch ist, neben anderem, allgemein bekannt, daß die Alliierten 1945 nur noch einen Bruchteil des Raubgoldes vorfanden.

Auch für die jüdischen Opfer und ihre Nachfahren gab es kein Entgegenkommen: »Entschädigungen in Sachen Edelmetalle seitens der Degussa kämen nur in Frage, wo individuelle Schäden nachgewiesen werden könnten.« So zitierte Hersch Fischler in einem Brief an den Degussa-Vorstand den Entschädigungsexperten Jansen. Er wies darauf hin, daß der Konzern gerade auch solches Bruchgold und -silber schied, dessen vormalige Eigentümer in aller Regel aus nur zu gut bekannten Gründen nicht mehr identifizierbar seien. Zudem hätte das Unternehmen alle Akten zu Entschädigungsverfahren aus der Nachkriegszeit, die eventuell heute noch Hinweise auf Abläufe und unerledigte Fälle geben könnten, (angeblich) nach Ablauf der gesetzlichen Fristen »entsorgt«.

Doch die Karriere des Dr. Jansen als Verweser der Degussa-Geschichte wäre mit seiner Abwehr aller Ansprüche allein nicht so erfolgreich verlaufen. Bereits im Januar 1998 meldete die »Frankfurter Rundschau« Zahlungen der Degussa an ehemalige Zwangsarbeiter aus Osteuropa. In diesem Zusammenhang wies die damalige Firmensprecherin ergänzend darauf hin, daß der Konzern »schon einmal einzelne Zwangsarbeiter mit Geld unterstützt (habe)«. Ein mittelbar Beteiligter, der seine Erinnerungen zu Papier brachte, berichtet über den Verlauf: Zunächst Ablehnung der Forderung wegen fehlender Unterlagen (»Auch nach intensiven Nachforschungen in unserem Firmenarchiv können wir die Vorgänge im Werk Gleiwitz kurz vor Ende des Zweiten Weltkrieges nicht mehr rekonstruieren«), dann, nach Jahren peinlich genauer Überprüfung, ob es sich bei dieser Handvoll Menschen wirklich nur um Einzelne handle und nicht etwa um organisierte Interessenvertreter, schließlich die Zahlung von Almosen mit dem ausdrücklichen Hinweis, daß es sich dabei um eine »humanitäre Geste« handle, da kein Anspruch auf Entschädigung bestehe.

Damit machte sich die Degussa eine Taktik zu eigen, die einige Konzerne seit Ende der achtziger Jahre entwickelt hatten. Angesichts des internationalen Drucks versuchten sie, entschädigungspolitisch einen Schlußstrich zu ziehen, indem sie

ohne Anerkennung eines Rechtsanspruchs an einzelne Gruppen von NS-Zwangsarbeiterinnen und -Zwangsarbeitern geringe Geldsummen zahlten. Als diese Praxis nicht das erhoffte Ergebnis hatte und eine allgemeine Regelung nicht zu verhindern war, kam der Degussa mit ihrer besonderen Geschichte nichts gelegener, als in der Allgemeinheit der NS-Wirtschaftszusammenhänge zu verschwinden. Jansen hatte, was man brauchte: Härte und notfalls auch ein gewisses Maß an Geschmeidigkeit. Gegen einigen Widerstand wurde er als Mann der Wirtschaft an die Spitze der Stiftung »Erinnerung, Verantwortung und Zukunft« berufen. Ein ausgewiesener Entschädigungsfachmann, dem der Verdacht der »Opferfreundlichkeit« anhaftete, wurde hingegen nach einer Intervention des Bundeskanzlers beim Außenminister zurückgezogen.

Rolf Surmann schrieb in KONKRET 8/03 über Ablehnung von Entschädigungsforderungen griechischer NS-Opfer durch den BGH

Konkret 12/03, S. 16

Thorsten Fuchshuber

Hauptfeind Israel

Eine Anfang November veröffentlichte EU-weite Umfrage hat deutlich gemacht, unter welchen Vorzeichen die von Jürgen Habermas und anderen beschworene kerneuropäische Identitätsbildung vonstatten geht. Für das sogenannte Eurobarometer wurden 7.515 EU-Bürger in einer durchaus wahnhaft konnotierten Formulierung gefragt, welches Land die größte Bedrohung für den »Weltfrieden« darstelle.

Die Antwort fiel deutlich aus: 59 Prozent der Befragten nannten Israel; es folgen die USA, der Iran und Nordkorea mit jeweils 53 Prozent. Unter den Deutschen fühlen sogar 65 Prozent sich und den Rest der Welt von Israel bedroht, in Österreich 69 und in den Niederlanden 74 Prozent. Dagegen standen die palästinensischen Autonomiegebiete in der von der EU-Kommission in Auftrag gegebenen Meinungsumfrage erst gar nicht zur Debatte, da diese ja »kein Staat« seien. Die Europäische Union, bekanntlich auch kein Staat, war als mögliche Antwort dagegen im Angebot, die einzelnen EU-Länder aber nicht. Weitere Optionen waren etwa Afghanistan, Pakistan, Syrien und China.

Israel Harel kommentierte das Umfrageergebnis in der israelischen Tageszeitung »Haaretz«, es handle sich dabei in Wahrheit um die europäische Antwort auf die Frage »Welches Land hassen Sie am meisten?« Und der israelische Minister für Diaspora-Angelegenheiten, Natan Scharansky, sagte, das Bild aus »der Vergangenheit, als Juden als der Satan und schuldig an allem Bösen der Welt beschrieben wurden«, bestehe fort; es werde heute auf Israel projiziert.

Mit Hilfe der »Macht der Gefühle« (Habermas) konstituiert sich ein moralisch und ethisch vermeintlich überlegenes »altes Europa«, mit Israel und den USA als negativem Gegenbild und Antithese zum eigenen Selbstverständnis. Es ist also nicht nur auf eine gestörte Wahrnehmung zurückzuführen, daß mit Israel die Opfer des Terrors anstelle seines Urhebers für denselben verantwortlich gemacht werden, wie Harel schreibt. Es ist vielmehr der Antisemitismus im antizionistischen Gewand, der Wirkung zeigt.

Und so kann ein weiteres Ergebnis der EU-Erhebung, demzufolge 81 Prozent der Befragten eine »wirksame Rolle« der EU bei der »Lösung des Nahost-Konflikts« befürworten, nur als Drohung gegen Israel verstanden werden. Aus der Umfrage sollte, wie das Simon Wiesenthal Center erklärte, daher die »einzig mögliche Schlußfolgerung« gezogen werden: »Die Europäische Union und ihre Mitglieder dürfen keine Rolle in jedwedem zukünftigen Friedensprozeß spielen.«

Konkret 12/03, S. 16

Jens-U□ e Richter, Gunnar Schubert

Standort Sachsen

Auch die im Sendegebiet des Mitteldeutschen Rundfunks angesiedelte Bev□ lkerung kann stol□ auf Deutschland sein.

Henry Nitzsche kann auf einen geraden Lebensweg zurückblicken. Vom »Demokratischen Aufbruch« der Herren Eppelmann, Schnur und Schorlemmer fand er über Pfarrer Ebelings DSU in die sächsische CDU. Für sie zog er in den Bundestag ein – direkt und massenhaft gewählt von einem Volk, das wie sein Vertreter nicht in einem Land leben will, »in dem der letzte Ali aus der letzten Moschee Zuflucht nehmen« kann. »Arbeit statt Zuwanderung« hatte Kandidat Nitzsche in der »Sächsischen Zeitung« und der »Lausitzer Rundschau« inseriert.

Henry Nitzsche ist nicht allein. Seine Partei hat ihm stets Mut gemacht. Schon 1996 wies ihm sein Landesvorsitzender Fritz Hähle die Richtung: »Ich bin stolz, ein Sachse zu sein, und ich bin stolz, ein Deutscher zu sein. Das muß man öffentlich sagen dürfen, ohne sofort gebrandmarkt zu werden.«

Was einen guten Deutschen hindert, seinen Stolz auszuleben, ist, wie die Junge Union Dresden herausgefunden hat, die nationale Vergangenheit beziehungsweise das »Übergewicht der Wissensvermittlung über die nationalsozialistische Diktatur gegenüber der realsozialistischen Diktatur«.

Dabei hatte man sich in Sachsen eine Verfassung gegeben, deren Präambel die »leidvollen Erfahrungen nationalsozialistischer und kommunistischer Gewaltherrschaft« extra gleichsetzte – gegen die Stimmen der PDS, deren Fraktionsvorsitzender Klaus Bartl meinte, daß »diese Verfassung Geschichtsfälschung zur Verfassungsdoktrin erhebt, indem bereits in der Präambel eine Gleichsetzung von Faschismus und DDR-Ära vorgenommen wird«, eine Ansicht, welche die Reformsozialisten längst reformiert haben. Niemand kämpft heute beherzter für das örtliche »Hannah-Arendt-Institut« als die ehemaligen SED- und FDJ-Mitglieder, denn dort kommt zusammen, was zusammengehört: Der Junge von der Wiking-Jugend und der Chef der SPD-Geschichtskommission, der ehemalige TU-Professor und der vormalige Eindeutscher nicaraguanischer Revolutionslyrik, und allen voran der professorale Mölle-Mann Eckard Jesse, der den Juden erklärt, wer am Antisemitismus schuld ist: »Auf Dauer dürfte Judenfeindlichkeit nicht zuletzt gerade wegen mancher Verhaltensweisen von Repräsentanten des Judentums an Bedeutung gewinnen.«

So gut es die Verfassungsväter mit der Präambel gemeint haben mögen – der sächsische CDU-Mann Volker Schimpff sieht in ihrer »Nennung der nationalsozialistischen und kommunistischen Gewaltherrschaft« ein »Kollektivschuldbekenntnis des Volkes«: »In der Tat nutzt ein solches mittels Verfassung aufgezwungenes Bekenntnis ewiger Schuld nur denen, die dem Volk den ewigen In-Sack-und-Asche-Gang oktroyieren wollen. Es nutzt nur denen, die in ihrem Haß und Selbsthaß jeden Bezug auf das Volk geifernd als □völkisch□ beschimpfen.« Schimpff freilich beugte sich nicht. Lange bevor Nitzsche der Überfremdung der Fahrbereitschaft durch türkische Chauffeure gewahr geworden war, warnte er: »Wollt ihr etwa, daß ein Türke in Sachsen Bürgermeister wird?«

Solche Sorgen trieben auch Sachsens Justizminister Steffen Heitmann um, der nach einem Besuch in Stuttgart, wo ein »kulturelles Gemisch von verschiedensten Menschen« ihn behelligte, sich fragen mußte: »Bist du hier eigentlich noch zu Hause?« Wenn ein »unkontrollierter Schwall von Leuten nach Deutschland hineinschwappt«, dieser »ungeordnete Zustrom von Asylanten«, sozusagen »eine Flut von Ausländern«, tue eine »Drosselung der unkontrollierten Ausländerschwemme« not. Die »Überfremdung der Deutschen durch Ausländer« – »Das Wort □Überfremdung□ weckt bei mir keine Assoziationen mit der Nazi-Zeit, sondern das ist ein Begriff aus der Psychologie« – müsse aufgehalten werden.

Nur weil ihm (neben der Bärbel Bohley) die »Republikaner« und die »Nationalzeitung« zustimmten, gehört man doch nicht zu denen. Obwohl, wenn da »die Rechten nur demonstrieren wollen« zum Rudolf-Heß-Todestag, dann solle man mal nicht so sein, zumal die Antwort auf die Frage, ob das dann alles Rechte sind, »einmal dahin gestellt bleiben mag«.

Seinen Ministerpräsidenten Kurt Biedenkopf verfolgte Heitmanns Alp bis in den Schlaf. »Wir wohnten in unserem Haus am Chiemsee ... Am hinteren Gartentor standen einige Menschen brauner Hautfarbe ... Plötzlich kamen weitere Menschen in weißen Gewändern, zum Teil mit Turbanen und weißen Kopfbedeckungen. Sie warfen Abfall in den Garten, zum Teil in zerbeulten Behältnissen. Eines dieser Behältnisse flog in die Nähe des Hauses und fing an zu brennen. Die Menschen fingen an, in den Garten einzudringen. Ihnen voran kam ein kräftig gewachsener großer Mann mit weißem Turban und weißem Gewand auf mich zu. Er hielt einen schweren Gegenstand in der Hand, mit dem er mich angreifen wollte. Dann endete der Traum.« Nicht aber Biedenkopfs Phantasie: »Können wir die Menschenrechte noch aufrechterhalten, jetzt wo sie allenthalben anerkannt werden, wenn fremde Völker in unser Land drängen, unsere kulturellen Wurzeln bedrohen?«

Eine andere Parteifreundin von Nitzsche, die CDU-Abgeordnete Veronika Bellmann, warf einem Landtagskollegen von der SPD vor, er habe nichts Besseres zu tun, als »entartete Kunst zu liefern«. Ja, so habe sie das jetzt aber nicht gemeint, erklärte sie nach einer kurzen Pause. Sie hätte wohl besser »abartig« gesagt.

Die Bodenreform in der DDR, erklärte Bellmanns Parteifreund Schimpff, »war Klassenmord, so wie einige Jahre vorher die Nationalsozialisten Rassenmord begangen haben«. Landtagspräsident Iltgen, der auch dem »Runden Tisch gegen Gewalt« vorsteht, sah keinen Grund zum Eingreifen, da das Wort Holocaust nicht gefallen sei. Tatsächlich hatte Schimpff nur einen alten Gedanken Heitmanns aufgegriffen: »Die DDR wird um keinen Deut besser, wenn Sie sie mit der nationalsozialistischen Diktatur vergleichen. Menschenverachtende Regime waren beide. Soll man sagen, die DDR war nur deshalb besser, weil sie Juden nicht in die Gaskammer geschickt hat?« Zumal der »organisierte Tod von Millionen Juden in Gaskammern«, so der Innenminister als Bundespräsidentschaftskandidat, »tatsächlich einmalig ist – so wie es viele historisch einmalige Vorgänge gibt«.

Einmalig war auch der »Zwischenfall in Hoyerswerda« 1991. Ein »äußerst unerfreulicher Prozeß«, wie Kurt Biedenkopf einräumte, aber, wie Frau Ministerpräsidentin Biedenkopf einschränkte, auch von den westlichen Medien aufgebauscht, damit sie etwas nach Hause zu berichten haben. Richtig, meinte Männe, denn »die sächsische Bevölkerung hat sich als völlig immun erwiesen gegenüber rechtsradikalen Versuchungen ... In Sachsen haben noch keine Häuser gebrannt, es ist auch noch niemand umgekommen«. So gut wie keine und so gut wie niemand, nämlich bloß Brandanschläge im dreistelligen Bereich und da ein Punk, dort ein Schwarzer. Der Herr Professor wird übrigens demnächst einer privaten Universität für Juristerei in Dresden vorstehen.

Für Henry Nitzsche, mit dem man über »die konservative Erneuerung Deutschlands diskutieren« kann, nämlich daß der Bund »endlich wieder Investitionen statt gleichgeschlechtliche Lebenspartnerschaften fördern« muß, hat aber auch die Geduld Grenzen. »Für mich ist das keine Kunst«, sagte er über ein Künstlerprojekt, welches sich mit städtischen Bauten befaßte. Gesehen hatte er es nicht, riet den Künstlern aber, sie sollten »lieber im arabisierten Kiez unserer Hauptstadt ihr Glück versuchen«.

Was ihn im Inneren zusammenhält vertraute der Vertreter des sächsischen Volkes der Nazi-Zeitung »Junge Freiheit« an: Es gehe für viele Deutsche darum, »endlich das sagen zu dürfen, was man denkt, und seinem Gewissen folgen zu können, statt tun zu müssen, was man uns im Namen der angeblichen □Lehren aus der Vergangenheit□, – damals war das der Antifaschismus, heute ist es die □Vergangenheitsbewältigung□ und der □Dank für die Befreiung□ – aufzwingen will. Dafü bin ich im Oktober 1989 nicht auf die Straße gegangen, dafür habe ich damals nicht den Demokratischen Aufbruch aufgebaut! ... Wir sollten nicht vergessen, daß weder Amerika noch die □Vergangenheitsbewältigung□ unser Souverän ist, sondern das deutsche Volk.«

Jens-Uwe Richter und Gunnar Schubert baten in KONKRET10/02 um Hilfe für die Opfer der »Jahrhundertflut«

Konkret 12/03, S. 18

Ralf Schröder

Ende der Bockigkeit

Mit der Europäischen Verfassung will die Hegemonialmacht Deutschland die staatliche Souveränität ihrer Nachbarn weiter untergraben.

»So manch düstere Furcht vor ›mehr Europa‹ ist also durchwebt mit Ängsten, der deutsche Wolf komme diesmal im europäischen Schafspelz daher, um seine Nachbarn zu unterwerfen. Zwar ist dies, gelinde gesagt, hanebüchener Blödsinn ...: Die Deutschen dürfen nach einem halben Jahrhundert integrativer Politik in Brüssel für sich reklamieren, glaubhaft eine Art europäischen Patriotismus verinnerlicht zu haben. Und doch macht die Sorge über ein ›zu deutsches Europa‹ einen Teil des Klimas beim Schachern um die Verfassung aus. Schließlich hat der deutsche Außenminister Joschka Fischer die Idee, dem Kontinent eine Verfassung zu schenken, überhaupt erst entwickelt.«

»Süddeutsche Zeitung«, 4. Oktober 2003

Wurde während der neunziger Jahre über die Entwicklung der Europäischen Union debattiert, ging es meist darum, ob man sie zunächst »erweitern« oder »vertiefen« solle. Die deutsche Regierung vertrat in dieser Frage immer die Haltung, Vertiefung und Erweiterung seien keine Widersprüche, beides müsse gleichzeitig betrieben werden. Das berühmte Kerneuropa-Papier, verfaßt 1994 von den CDU-Leuten Schäuble und Lamers, brachte die deutschen Ansprüche in einer kurzen Passage auf den Punkt: »Nach der Wiedervereinigung Deutschlands und – was in diesem Zusammenhang noch wichtiger ist – nachdem der Osten als Aktionsraum für die deutsche Außenpolitik zurückgekehrt ist ..., stellt sich die alte Frage nach der Eingliederung der Stärke Deutschlands in die europäische Struktur ... in neuer, ja in ihrer eigentlichen Bedeutung.«

Im Mai 2004 wird der Aktionsraum deutscher Außenpolitik in Form verschiedener osteuropäischer Staaten der EU beitreten. Es handelt sich durchweg um Gebiete, die im Hinblick auf ihre Kapitalausstattung, ihre Binnenwirtschaft und ihren Außenhandel weitaus stärker mit Deutschland verbunden und von diesem abhängig sind als von jedem anderen Staat. Als der Außenminister der Hegemonialmacht, Joschka Fischer, im Juni vor dem Bundestag den Aktionsraum begrüßte, sah er diskret über Fragen der Rangordnung hinweg: »Lassen Sie es mich so sagen: Die neuen Mitglieder sind uns als gleichberechtigte Mitglieder der erweiterten Union recht herzlich willkommen. Die Gleichheit der Mitgliedsstaaten ist eines der ganz entscheidenden Prinzipien.« Diese nett gemeinte Lüge führt schon mitten hinein ins Thema der Vertiefung, denn die begann einst mit einem ähnlichen Schwindel.

Appeasement, präventiv

In der politischen Mythologie der Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg hat die Denkfigur der »Einheit Europas« bzw. der »europäischen Einigung« eine zentrale Rolle gespielt. Die Idee war die Antwort der bürgerlichen deutschen Eliten auf die Ordnung von Jalta und Potsdam, die von den USA und ihren Alliierten nach der Zerschlagung Hitlerdeutschlands etabliert worden war. Sorgfältige Historiker haben vielfach belegt, daß die europäische Verbrämung des deutschen Machtwillens nach 1945 u.a., aber nicht unwesentlich auf strategisch denkende nationalsozialistische Experten zurückgeht, die sich in den Monaten nach Stalingrad rechtzeitig Gedanken über eine unverdächtige Nachkriegspolitik machten.

Die Politik, die zugunsten der Einheit Europas veranstaltet wurde, beruhte auf Erpressung, einer Illusion und der aus der Sozialökonomie des fortgeschrittenen Kapitalismus sich herleitenden Korrumpierbarkeit der europäischen Bourgeoisien. Die Erpressung ging von (West-)Deutschland aus, das lediglich jene Rolle annehmen und zuspitzen mußte, die ihm die französischen und andere Nachbarn antrugen. In den Nachkriegsjahren setzte sich in den Staaten der Anti-Hitler-Koalition die bis heute weitgehend intakte Illusion durch, man könne die deutsche Machtgier durch ein Vorgehen zähmen, das moderne Politologen multilaterale Kooperation, Vernetzung oder Integration nennen würden. Die Deutschen verstanden das als Aufmunterung und verlangten immer mehr von diesem Sedativ, wobei Integration im Rahmen der EG und später der EU schlicht bedeutete, daß die Staaten auf Teile ihrer Souveränität verzichten.

Die offene Drohung mit seiner historisch erwiesenen und von den Nachbarn anerkannten Gefährlichkeit intensivierte Deutschland, sobald nach der Heimkehr der DDR ins Vaterland eine stärkere Rolle in der Weltpolitik möglich schien. Kanzler Kohl hatte schon zu Beginn der neunziger Jahre und danach immer wieder gemahnt, eine erfolgreiche europäische Integration sei eine »Frage von Krieg und Frieden«, und Außenminister Fischer legte im Mai 2000 vor Studenten der Berliner Humboldt-Universität dar, wie sich die Nachbarn vor Deutschlands geopolitisch bedingter Aggressionsneigung schützen können: »Die in Deutschlands Dimension und Mittellage objektiv angelegten Risiken und Versuchungen werden durch die Erweiterung bei gleichzeitiger Vertiefung der EU dauerhaft überwunden werden.«

Vor dem EU-Gipfel von Nizza im Jahr 2000 verlangte die »SZ« einen »schmerzhaften Souveränitätsverzicht« der europäischen Staaten, andernfalls »bestünde sogar die Gefahr, daß aus dem Europa der Nationen wieder ein Europa der Kanonen wird«. Entsprechend drastisch hieß es im Mai 2003 in einem Strategiepapier des mit der regierungsnahen Bertelsmann-Stiftung verschwisterten und in München ansässigen Centrums für angewandte Politikforschung (CAP): »Sollte ein in sich geschlossener konstitutioneller Gesamtentwurf jedoch mißlingen, dann lauern in den Kulissen der internationalen Politik etliche Alternativen zur Integration: die Wiederkehr des Nationalismus, die Erosion der Union, die Entsolidarisierung des Gemeinschaftswerkes. Ein Blick in die Geschichte Europas zeigt, daß das Arsenal an Krisen und Katastrophen geradezu unerschöpflich ist. Die Europäer sind also gut beraten, die kulturelle Leistung einer Verfassungsordnung zu erbringen.« Wendet man diese Passage ins Praktische, dann stellt auch sie eine Alternative auf, die im Wörterbuch der demokratischen Zivilisation offiziell gar nicht vorgesehen ist: Chaos und Kriege – oder Europas Staaten verkehren im Korsett einer deutsch dominierten EU miteinander.

Machtfrage, gestellt

Im vergangenen Sommer hat der ehemali- ge französische Staatspräsident Giscard d'Estaing als Vorsitzender eines von den jetzigen und künftigen EU-Mitgliedern beschickten 105köpfigen Reformkonvents einen Entwurf für eine europäische Verfassung vorgelegt. Gegen das Papier, das gegenwärtig im Rahmen einer voraussichtlich vielwöchigen Regierungskonferenz in eine endgültige Form gebracht werden soll, trugen die kleineren und neuen EU-Staaten etliche Bedenken vor. Der Grund für »die Schärfe der Auseinandersetzung«, so erklärte Ende September in der »Welt am Sonntag« Professor Werner Weidenfeld, politologischer Chefdenker der Bertelsmann-Stiftung und einer der informellen Hauptstrategen rotgrüner Außenpolitik, sei klar: »Die Machtfrage ist gestellt! ... Schlagartig wird der ganze Nebel des europapolitischen Pathos gelüftet. Nackt und brutal konzentriert sich alles auf die Macht. Europa ist endgültig politisch geworden.«

Das klingt etwas fiebrig, allerdings macht die Debatte um den Verfassungsvertrag deutlich, wie die deutsche Politik den Souveränitätsverlust ihrer Nachbarn zu organisieren gedenkt. Dabei muß eines vorab festgehalten werden: Deutschland selbst macht an seiner realen Aktionsfähigkeit keinerlei Abstriche. Ob es die Verordnung über die für die Industrie recht teure Rücknahme von Altautos war, die Brüssel 1999 nach einer energischen Intervention von Gerhard Schröder zurücknehmen mußte, oder jüngst eine für die Konzerne ebenfalls kostenträchtige Regelung zur Erforschung der Gefahren chemieindustrieller Stoffe – wenn Berlin laut wird, hält Brüssel die Klappe. Den zweifellos übelsten Affront leistet sich die rotgrüne Regierung in Sachen Währungspolitik: Nachdem während der neunziger Jahre die EU-Staaten auf die Linie der deutschen Austeritätspolitik gezwungen wurden und ihre Politik streng am Ziel der Geldwertstabilität ausrichten mußten, bricht die deutsche Regierung jetzt die eigenen Regeln und verhindert erfolgreich, von Brüssel für die überhöhte Staatsverschuldung zur Rechenschaft gezogen zu werden.

Vor diesem realpolitischen Hintergrund betreiben die Berliner Regierung und ihr publizistischer und politikwissenschaftlicher Anhang die Zerrüttung der staatlichen Souveränität der Nachbarstaaten durch die Strategie einer vertieften Integration bzw. Vergemeinschaftung. Diese sympathisch euro-internationalistisch klingenden Begriffe meinen eine forcierte Übertragung von Aufgaben auf die Institutionen der EU, wobei die deutsche Seite im Vertrauen auf ihre für die Herstellung von Mehrheiten förderlichen Pressionskapazitäten gegenüber den osteuropäischen Staaten gerne auch noch den Vorreiter in Sachen EU-Demokratie gibt und für eine Stärkung der Rolle des europäischen Parlaments eintritt. In einer Analyse der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik vom Januar 2003 hieß es entsprechend, Deutschland wünsche »ein integriertes und demokratischeres institutionelles System« sowie »eine Stärkung der europäischen Kompetenzen auf Gebieten, die bislang in die hoheitliche Kompetenz der Staaten fielen (insbesondere der Außenpolitik)«. Im linksliberalen »Freitag« dankte Herausgeber Ullmann dem Konventspräsidenten Giscard dafür, daß er die »Vereinigten Staaten von Europa« wieder auf die Tagesordnung gebracht habe.

Die deutsche Vorliebe für Integration und supranationale Demokratie, die auch unter hiesigen Linken weit verbreitet ist, steht in einem scharfen Kontrast zur Linie der zwischenstaatlichen Zusammenarbeit, wie sie etwa von Großbritannien und bisher auch von Frankreich favorisiert wird. Bereits im Oktober 2002 wies der britische Außenminister Straw im »Economist« mit Blick auf die Verfassungsdebatte darauf hin, die EU sei »eine Union souveräner Staaten, die beschlossen haben, Teile ihrer staatlichen Souveränität zusammenzulegen«. Die »Welt« veröffentlichte Anfang Oktober 2003 einen Aufsatz des polnischen Außenministers Cimoszewicz, der feststellte, die »Integration sollte nicht dazu führen, daß ein europäischer Staat gebildet wird. Sie sollte eine Art und Weise der Kooperation sein, die den Nationalstaat nicht demontiert.« Anfang November sprach sich der tschechische Präsident Klaus dagegen aus, in Europa eine »künstliche übernationale Einheit« zu schaffen, die die Rolle der Nationalstaaten herabsetze.

Solche Bedenken reagieren u. a. auf Vorschläge des Verfassungsentwurfes, die eine Ausdehnung der Mehrheitsentscheidungen und gleichzeitig eine neue Gewichtung der Stimmen vorsehen. Künftig soll eine Mehrheit dann gegeben sein, wenn die Hälf-te der Regierungen einer Vorlage zustimmt und damit gleichzeitig 60 Prozent der EU-

Bevölkerung repräsentiert sind. Auf der im Dezember 2000 beendeten Regierungskonferenz in Nizza hingegen war ein Abstimmungsmodus beschlossen worden, der für die Zeit nach der Osterweiterung ein faktisches Mehrheitsquorum von 74 Prozent der gewichteten Stimmen vorsieht, wobei hier unter weniger strenger Berücksichtigung der Bevölkerungszahl die Stimmen der kleinen und mittleren Staaten deutlich stärker zählen würden.

Als sich deshalb in den vergangenen Wochen vor allem Spanien und Polen gegen eine Revision dieser Nizza-Vereinbarungen wandten, offenbarten die deutschen Kommentatoren bereits in ihrer Sprechweise, wie man sich hierzulande das künftige Europa vorstellt. Die »FAZ« argwöhnte, Spanien könne »aus nationalem Interesse zum Spielverderber beim wichtigsten Gemeinschaftsprojekt des Kontinents werden«, und »SZ«-Kommentator Christian Wernicke gab bekannt, in Polen seien »hochrangige Wirrköpfe« von dem Wunsch getrieben, »Europa mit dieser Zwangsjacke namens Nizza zu fesseln ... Madrid und, lauter noch, Warschau kramen das Wort vom ›Europa der Vaterländer‹ hervor, als wollten sie dieses Europa – samt Euro und großem Markt, samt Europol und militärischer Krisentruppe – zurückdrehen zu einem losen Verbund der Nationen à la General des Gaulle. Das würde die EU lähmen, sie von innen nach außen zerstören.«

Der gegenteilige Fall sähe so aus: »Nach Lage der Dinge zählt Deutschland als größte EU-Nation ... zu den Gewinnern der Reform.« Berlin, so Wernicke, »würde bei Abstimmungen über künftige EU-Gesetze sein Gewicht verdoppeln. Dieser Machtzuwachs schürt Mißtrauen – und ist dennoch zu rechtfertigen«, denn schließlich seien es »Wähler«, deren Anzahl in die neue Stimmarithmetik eingehe. In der »Welt« hingegen war wahrheitsgemäß zu lesen, durch die stärkere Berücksichtigung der »Bevölkerungskomponente« würde Deutschland »deutlich besser gewichtet: Nach dem Vertrag von Nizza verfügen wir über 9,04 Prozent der Stimmen – nach der Verfassung über 18,22. Die Macht Deutschlands würde sich verdoppeln.« Kein Wunder, daß Rotgrün in die aktuelle Regierungskonferenz mit der Forderung ging, das Verfassungspaket dürfe nicht »aufgeschnürt« werden.

Auch deshalb nicht, weil die vorgesehene Ausweitung der Mehrheitsentscheidungen dem alten deutschen Verlangen nachkommt, es müsse endlich Schluß sein mit einem Verfahren, bei dem jeder Einzelstaat mit seinem – bisher in allen wichtigen Fragen möglichen – Veto notwendige Beschlüsse blockieren könne. In den Hunderten von Kommentaren, die hierzulande jüngst zu dieser Frage verfaßt wurden, gibt es kaum einen, der diese Innovation nicht unter dem Label einer verbesserten »Handlungsfähigkeit« der EU begrüßt hätte. So frohlockte etwa die deutsche Ausgabe der »Financial Times« im Juni, »die Länder« träten nun »ein großes Stück Macht an die Europäische Union ab. Erstmals werden ... Entscheidungen gegen den Willen einzelner Regierungen möglich. Die Aufgabe des Einstimmigkeitsprinzips würde manchen eigensinnigen Bockigkeiten ein Ende machen. Der Europäische Rat wird sich von Einzelinteressen eines kleinen Landes wie Malta oder Slowenien kaum mehr torpedieren lassen. Entweder das Land beugt sich der Mehrheit oder es wird einfach überstimmt« – in beiden Fällen jedenfalls würde Joschka Fischers Willen triumphieren.

Kerneuropa, bei Bedarf

Der neue Mehrheitsmodus soll zunächst für Bereiche wie Justiz und Inneres gelten, während in der Außen- und Militärpolitik vorerst das Prinzip der Einstimmigkeit weiter Bestand haben soll. Nachdem im Frühjahr die Beitrittskandidaten und einige andere EU-Staaten in der Frage des Überfalls auf den Irak offen die Position der USA übernommen und damit Berlin und Paris geschockt hatten (vgl. KONKRET 4/03), forderte Fischer noch einmal nachdrücklich (und bisher vergeblich), Mehrheitsentscheidungen auch für die Außen- und Sicherheitspolitik vorzusehen. Hier am Prinzip der Einstimmigkeit festzuhalten, sei für die Handlungsfähigkeit der Union »ein großer Schritt zurück«.

Dieser demonstrative Mißmut soll darüber hinwegtäuschen, daß der Verfassungsentwurf durchaus zusätzliche Möglichkeiten enthält, Abweichler auf die deutsche Linie zu bringen, die außenpolitisch vorerst eine deutsch-französische sein dürfte. Was einst als »Kerneuropa« oder »Gravitationszentrum« in Umlauf gebracht wurde, die verstärkte oder besonders enge Zusammenarbeit einer kleinen Staatengruppe innerhalb der EU, soll nun – öffentlich unter den Stichworten »Flexibilität« oder »Differenzierung« diskutiert – Bestandteil der Verfassung werden. Die Regierungsberater vom CAP haben allerdings bereits angemerkt, daß »die verstärkte Zusammenarbeit als glaubwürdige Alternative gegenüber einer Blockadepolitik einzelner Staaten« noch weiter erleichtert werden müsse. Entsprechend mahnte Fischer, das vorgesehene Quorum, nämlich die Teilnahme eines Drittels der Mitgliedsstaaten, sei zu hoch. Bedeutsam sind die Pressionspotentiale einer vertraglich zugelassenen differenzierten Zusammenarbeit auch deshalb, weil sie unter Zugriff auf die EU-Finanztöpfe abgewickelt werden sollen. Wobei anzumerken ist, daß die deutsche Politik den gesamten Verfassungsprozeß mit mehr oder weniger dezenten Hinweisen auf Geldfragen begleitet. Die »SZ« sagt es so: »Zudem erinnert der Nettozahler Deutschland an kommende EU-Finanzverhandlungen – ein Wink mit dem Rotstift an die Beitrittskandidaten.«

Der höhere Sinn der repressiven Vergemeinschaftung Europas soll nach einhelliger deutscher Ansicht darin bestehen, neue Herausforderungen zu meistern. Die wichtigste sei es, in Konkurrenz zu den USA eigenständige Weltpolitik zu betreiben. Jemand der auch auf diesem Feld besonders prägnant formuliert, ist Regierungsberater Weidenfeld. In der »Welt« schrieb er im Frühjahr: »Die einzig verbliebene Supermacht USA hat zu einer Politik der Welthegemonie weder Wille noch

Potential ... Die Uno als Weltorganisation verfügt nicht über die formative Kraft und Durchsetzungsfähigkeit. Zu sehr ist sie bloße Widerspiegelung jener untergegangenen Ära der Sieger des Zweiten Weltkieges und des anschließenden Ost-West-Konflikts.« Da biete es sich doch an, daß Europa mithelfe, die Welt zu ordnen, zumal unter allen denkbaren Weltmächten »das Potential der Europäischen Union dem der Weltmacht USA am nächsten« komme – »ja, es ist ihm in wichtigen Teilen sogar überlegen«. Schwerwiegende Defizite habe Europa allerdings im Hinblick auf »strategisches Denken« und auf »ein rationales Kalkül seiner weltpolitischen Interessen«. Diese dreiste und zugleich ziemlich lächerliche Gleichsetzung eines halluzinierten europäischen Gesamtinteresses mit den tatsächlichen deutschen Führungsansprüchen macht deutlich, daß ein im deutschen Sinne vergemeinschaftetes »Europa« nur als Zwangsgemeinschaft existieren kann.

Das in Deutschland allseits favorisierte – und recht optimistische – Szenario für die Verabschiedung der Verfassung sieht gegenwärtig, also Mitte November 2003, so aus: Die Staaten geben große Teile ihrer Souveränität ab, im Gegenzug wird die Forderung der weniger bedeutenden und neuen EU-Mitglieder erfüllt, jedes Land müsse weiterhin über einen Kommissar in Brüssel verfügen. Dieser Status simuliert die Nähe zu den Finanztöpfen und zum Entscheidungszentrum und wäre deshalb ein Gewicht, mit dem die Regenten der kleinen und osteuropäischen Staaten vor ihre Untertanen treten können. Der Verzicht auf die vorgesehene Verkleinerung der Kommission wird Berlin (und Paris) nicht schmerzen, man kann im Gegenteil EU-Kritiker weiterhin nach Belgien verweisen. Das scheint immer besser zu funktionieren: Jüngst stellte sogar »Junge Welt«-Kommentator Jürgen Elsässer in einem Anfall populistischer Befriedigung fest, die Gegner des »Brüsseler Molochs« hätten überall Zulauf.

Ralf Schröder schrieb in KONKRET 10/03 über Michael Moore

Konkret 12/03, S. 21

Germinal Civikov

Zeugen der Anklage

Auch wenn die Medien hierzulande anderes behaupten: Der Prozeß gegen Slobodan Milosevic in Den Haag nimmt einen für die Anklage ungünstigen Verlauf.

Branislav Filipovic-Sumar aus Bjelina, 24 Jahre alt, fiel am 16. oder am 17. Mai 1992 in den Kämpfen um Brcko in Nordostbosnien. Der Zeuge B-1448, Kämpfer einer muslimischen paramilitärischen Einheit, hat, nach eigenen Angaben, die Leiche durchsucht. Danach habe man sie gegen 21 muslimische Gefallene ausgetauscht. Mit diesen Zeugen präsentiert die Den Haager Anklage neue Dokumente, die beweisen sollen, daß Belgrad durch Waffenlieferungen an die bosnischen Serben direkt am Krieg in Bosnien beteiligt war. Richter Richard May ermahnt den Angeklagten, sein Kreuzverhör ausschließlich auf diese Dokumente zu beschränken, und unterbricht ihn bei jeder Frage, die darüber hinausführt. Woher haben die Muslime ihre Waffen bezogen?, versucht es Milosevic trotzdem, doch er kommt damit nicht weiter. Auch nicht mit der Frage, wie die paramilitärische Einheit des Zeugen zustande gekommen sei. Bei der Frage, wer denn die beiden Sava-Brücken bei Brcko gesprengt habe, wird Milosevic das Mikrophon abgeschaltet.

B-1448 ist wieder einmal ein »geschützter Zeuge«: Statt seines Gesichts flackern bunte Quadrate auf dem Bildschirm, die Stimme ist dumpf und verzerrt wie aus dem Grab. In der Brusttasche habe er die Identitätskarte des Gefallenen gefunden, im Rucksack hingegen Papiere, sechs an der Zahl, und daraus ergebe sich, daß die Serben ... Darauf kommen wir noch, Geduld, unterbricht ihn seinerseits der Angeklagte. Erst will er wissen, ob der Zeuge den Gefallenen vielleicht gekannt habe, Bjelina sei ja nur einen Katzensprung von Brcko entfernt. Nein, sagt der Zeuge. Was habe der Tote außer Gewehr und Pistole sonst noch bei sich gehabt, will Milosevic wissen, ein Radio vielleicht? Nein, sagt der Zeuge, kein Radio. Der Angeklagte setzt seine Brille auf und blättert in seiner Mappe: In der schriftlichen Aussage des Zeugen stehe, er habe im Radio auf der Wellenlänge der Serben diese rufen hören: Sumar, Sumar, wo steckst du, melde dich! Da müßte der Gefallene doch ein Radio bei sich gehabt haben. Der Tote habe aber kein Radio bei sich gehabt, wiederholt B-1448. Waffen und Dokumente habe der Zeuge im Stab seiner Brigade übergeben. Wann? Sofort, sagt der Zeuge, am 17. Mai. Er habe sich damals die Papiere nur flüchtig angesehen, liest der Angeklagte vor; sei sich der Zeuge wirklich ganz sicher, daß er jetzt dieselben Papiere vor sich habe. Ja, erwidert der Zeuge. Nach elf Jahren? wundert sich der Angeklagte. Herr Milosevic, erklärt der Zeuge feierlich, es gibt Dinge, die sich einem ins Gehirn brennen. Dobro, stimmt der Angeklagte zu, dobro.

Könnte ihm der Zeuge erklären, warum dieser Branislav Filipovic, den Papieren zufolge, einen PKW »Jugo« für seine Waffentransporte aus Belgrad benutzt hat, wo man doch Granaten und Minen üblicherweise in einem LKW verfrachtet. Im Krieg wird alles benutzt, sagt der Zeuge. Ferner will der Angeklagte wissen, warum nur zwei der sechs Papiere ein Datum tragen: eine Vollmacht, ausgestellt am 7. Mai und ein Frachtbrief vom 13. Mai 1992. Keine Ahnung, es sei auch egal. Es gebe aber noch ein Datum, meint der Angeklagte, man habe es vielleicht übersehen. Wann habe der Zeuge die Dokumente beim Toten gefunden? Am 17. Mai 1992, bestätigt B-1448. Interessant, sagt der Angeklagte. In der dritten Spalte des Frachtbriefes stehe, die Anordnung zur Munitionsübergabe sei in Belgrad am 20. Juni 1992 erteilt worden. Und darunter habe Branislav Filipovic mit seiner Unterschrift den Erhalt bestätigt: am 20. April. B-1448 ist nun wirklich beleidigt: Was wolle der Angeklagte damit sagen, daß er, B-1448, nicht gefunden habe, was er gefunden hat? Tatsache ist Tatsache, sagt der Zeuge, was soll die Aufregung. Herr May, wendet sich Milosevic an den Richter, Branislav Filipovic trägt ein Dokument bei sich, das mehr als einen Monat nach seinem Tode erstellt wurde, lesen Sie selber. Und da Sie mir nur Fragen über diese gefälschten Dokumente erlauben, habe ich keine weiteren Fragen an diesen Zeugen. Damit endete am 29. Oktober 2003 die 254. Sitzung des Haager Tribunals im Prozeß gegen Slobodan Milosevic.

Die Not des Anklägers im Jahrhundertprozeß muß groß sein. Der Zeuge B-1448 wurde del Pontes Behörde vermutlich von den muslimischen Behörden in Sarajevo zugespielt, und offensichtlich haben die Ankläger versäumt, die Papiere genauer zu studieren. Oder man hat gehofft, damit durchzukommen. Schließlich läuft man auch kein großes Risiko, denn ähnliche Peinlichkeiten mit anderen ihrer Zeugen hat die Anklage schon des öfteren ohne erkennbaren Schaden überstanden. (Daß die Öffentlichkeit wenig bis nichts davon erfährt, steht auf einem anderen Blatt.) Nicht ein einziges Mal hat der Richter bisher Unmut über diese in einem rechtsstaatlichen Verfahren unzumutbare Beweisführung der Anklage erkennen lassen.

In einem Prozeß, in dem die Grenzen zwischen Richter und Ankläger sich merklich verwischen, ist vieles möglich. So hat die Anklage aus irgendwelchen Gründen für die folgende Sitzung am 30. Oktober überhaupt keinen Zeugen mehr geladen und sich kurzerhand selbst in den Zeugenstand begeben. Graham Blewitt, Vize-Chefankläger des Haager Tribunals und Stellvertreter von Carla del Ponte, wurde zum Zeugen bestellt von Geoffrey Nice, gleichfalls Stellvertreter del Pontes und Hauptankläger im Milosevic-Prozeß. Im Hauptverhör des Anklägers Blewitt, das der Ankläger Nice führt, bezeugt Blewitt die Authentizität der Briefe, mit denen die Ex-Chefanklägerin des Tribunals, Louise Arbour, von März 1998 bis März 1999 den Ex-Präsidenten Jugoslawiens über die Verbrechen in Kosovo informiert habe. Der Angeklagte – das war der tiefere

Sinn dieses wunderlichen Zeugenauftritts – könne sich nun nicht mehr der Verantwortung entziehen mit der Behauptung, er habe von all diesen Verbrechen nichts gewußt.

Daraufhin bekommt der Angeklagte vom Richter die Möglichkeit, ein Kreuzverhör durchzuführen, das sich ausschließlich auf die präsentierten Briefe bezieht. Da das Recht aufs Kreuzverhör nach der tribunaleigenen Verfahrensregel 92b ohnehin beschränkt ist, fragt der Angeklagte sarkastisch, ob es sich nun um ein beschränktes beschränktes Kreuzverhör handle. Richter Kwon klärt die Lage: »Herr Milosevic, besser ein beschränktes beschränktes Kreuzverhör, als gar keins.« Der Angeklagte stimmt dem zu, kann aber dennoch nicht der Versuchung widerstehen, dem Zeugen immer wieder »irrelevante Fragen« zu stellen, die ihm Richter May schon mehrmals untersagt hatte. So z.B., ob der Zeuge denn wisse, daß seine Institution illegitim sei, weil der UN-Sicherheitsrat gar keine Ermächtigung habe, Tribunale einzusetzen. Auf rechtliche Fragen brauche der Zeuge nicht zu antworten, entscheidet der Richter. Ob der Zeuge denn wisse, daß gemäß mehrerer Uno-Resolutionen die UCK eine terroristische Organisation gewesen sei und der jugoslawische Staat seine Bürger in Kosovo gegen den Terrorismus zu verteidigen hatte? Der Zeuge kann sich an Uno-Resolutionen mit solchem Wortlaut nicht erinnern. Dann helfe ich Ihnen, sagt der Angeklagte, und zitiert aus mehreren Resolutionen, bis ihm der Richter Einhalt gebietet. Ob der Zeuge seine Institution für objektiv halte, da sie nur die jugoslawischen Sicherheitskräfte im Kosovo, nicht aber die Terroristen verfolge, fragt der Angeklagte. Der Zeuge hält die Anklagebehörde des Tribunals für objektiv und überparteilich. Warum weigere sich dann seine Behörde, Anklage auch gegen die Nato zu erheben, oder sei die Bombardierung von Krankenhäusern und Wohnvierteln kein Verbrechen? Diese Frage wird Richter May zuviel, und er stoppt das Kreuzverhör mit dem bemerkenswerten Satz: »If you don’t ask questions as you’re ordered to by this court, then you will not be allowed to ask questions.«

Germinal Civikov berichtete zuletzt in KONKRET 9/03 über den Milosevic-Prozeß

Konkret 12/03, S. 22

Georg Fülberth

Innere Angelegenheiten

Es gibt nur eine Bourgeoisie: über den Konflikt zwischen Staatsführung und Oligarchen in Rußland.

Der russische Kapitalismus ist, entgegen manchem Vorurteil, stabil, und wenn man ihn an der Erfüllung seines Zwecks: Profite, mißt, dann floriert er sogar. Er hat, was sich selbst Westerwelle in der BRD nicht zu erhoffen wagen würde: eine Flat Tax (also eine einzige und niedrige Steuerstufe) von 13 Prozent. Ein Drittel der Erwachsenen brauchen noch nicht einmal diese zu zahlen, denn sie leben unter der – in Rußland niedrigen – Armutsgrenze. Die Börse brummt immer wieder einmal, das Wachstum ist ordentlich, Rohstoffvorkommen (vor allem Erdöl) sind reichlich und verkaufen sich gut.

Die öffentliche Hand beschränkt sich aufs Nötigste: Kriegführen in Tschetschenien, geheimdienstliche Beobachtungen, Repression so viel und so wenig wie nötig, Absicherung der Reichen gegen die Armen. Daß die Infrastruktur verfällt, zeigt, daß die Ressourcen richtig verteilt sind: Von dreizehn Prozent Steuern läßt sich nicht alles bezahlen. Basis dieser innenpolitischen Ruhe und Ordnung sind berechenbare Klassenverhältnisse.

Breschnews, Andropows, Tschernenkos und Gorbatschows Nomenklatura hat sich in den neunziger Jahren die privatisierten Erdöl- und Gasunternehmen angeeignet und beteiligte sich erfolgreich an Finanztransaktionen. Die Reichsten werden als die »Oligarchen« bezeichnet. Teil der herrschenden Klasse ist auch die Staatsbourgeoisie, ebenfalls aus nominell kommunistischen Kadern entstanden und mit den neuen Unternehmern verbunden.

Eine Opposition muß nicht gefürchtet werden. Die Arbeiterklasse ist mit dem Überleben vollauf beschäftigt, insbesondere dann, wenn mehrere Monate die Löhne nicht gezahlt werden. Fernsehen und Massenpresse werden staatlich gelenkt und, soweit sie privat sind, von großen Kapitalisten besessen und inspiriert. Protest bleibt bei antisemitischem Ressentiment.

Für die Machthaber beruhigend sind auch die auswärtigen Beziehungen. Präsident Putin hat sich nach dem 11. September als Freund der USA gezeigt, die Erdölkonzerne beider Staaten konkurrieren nicht, sondern beginnen zu kooperieren. Kurzum: Dies ist das Land, das Professor Baring wohl als die von ihm gewünschte Zukunft vor Augen hatte, als er im Winter 2002/2003 die deutsche Bourgeoisie auf die Barrikaden rief.

Jetzt allerdings ist Putin in den Ruf gekommen, sich als ein zweiter Nero (wenn nicht sogar Stalin) benommen zu haben. Man nimmt ihm nicht ab, daß er nichts damit zu tun hatte, als die Staatsanwaltschaft einen Kapitalisten ins Gefängnis werfen ließ: Michail Chodorkowskij, acht Milliarden Dollar schwer, Hauptaktionär des größten russischen Erdölkonzerns Yukos. Daraufhin trat der Stabschef des Kreml, Woloschin, zurück, und sogar der Ministerpräsident Kasjanow äußerte sich besorgt.

Straßeninterviews und Umfragen zeigen, daß viele Leute im Volk diese Aktion billigen, besonders die Armen. Chodorkowskij wollte ExxonMobil an Yukos beteiligen. Statt dessen hat der Generalstaatsanwalt jetzt ein großes Aktienpaket beschlagnahmt, und ein Minister drohte mit dem Entzug der Förderlizenz für Erdöl. Zustimmung findet eine Erklärung des Innenministers: Die Bodenschätze gehörten nicht den Oligarchen, sondern dem Volk. Dieses hat allerdings nichts davon, egal, ob die Verfügung über den Reichtum der Nation bei russischen Privatleuten, bei der Staatsklasse oder bei ausländischen Shareholdern liegt.

In den bevorstehenden Wahlkämpfen (zum Parlament und zum Präsidentenamt) wird die Justiz-Aktion Putin nützen, obwohl sie angesichts seiner unangefochtenen Stellung nicht nötig gewesen wäre. Daß Chodorkowskij jüdische Vorfahren hat, war wohl kein Grund für seine Verfolgung, ist der Akzeptanz dieser Maßnahme aber zuträglich. Der Vermutung, der Geheimdienst strebe zur Machtübernahme und es drohe eine Verstaatlichungswelle (»die Stalin-Masche«, »Hamburger Abendblatt«), muß nicht weiter nachgegangen werden. Mit der Verbreitung solcher Ansichten verdienen sich u.a. etwas ältere sogenannte Experten, die in ihrem Leben nichts anderes gelernt haben als den Kalten Krieg, etwas dazu – Lothar Loewe, ein längst abgelegter Fernsehmann, schreibt in »Bild«.

Es handelt sich also um eine innere Angelegenheit der russischen Bourgeoisie. Das legt allerdings nahe, daß auch deren deutsche Klassenbrüder und -schwestern sich für diesen Vorfall in der globalen Familie interessieren. Hier lassen sich zwei Argumentationslinien feststellen: Die eine ist an den Detail-Bedingungen fürs operative auswärtige Geschäft interessiert, die andere an der Propaganda zum innenpolitischen Gebrauch.

Erstere findet man in einem Bericht des »Handelsblatts«. Es schrieb: »Die deutsche Wirtschaft zeigt sich vom Vorgehen der russischen Strafverfolger gegen den Ölkonzern Yukos und seinen Chef Chodorkowskij weitgehend unbeeindruckt.« Auch die Hypo-Vereinsbank, die 40 Prozent an der International Moscow Bank hält, sehe »kein zusätzliches Risiko durch die von Putin ausgelösten Turbulenzen am Finanzmarkt«. Die Allianz-Versicherung, die mit dem russischen Finanzinvestor Sistema liiert ist, ließ wissen: »Wir fühlen uns sehr wohl.«

Gewiß: Diese Stellungnahmen sollten auch auf den aktuellen Börsenkurs beruhigend wirken und das Vertrauen in Märkte, auf denen man selbst engagiert ist, vor Panik schützen. Doch gerade deshalb empfiehlt sich über die Tagesreaktion hinaus eine Zuversicht, die schon ein bißchen mehr ist als nur stumme Nichtmißbilligung. Die Verhaftung eines Kapitalisten und die Konfiskation von Aktien – das ist zwar etwas, was man hierzulande nicht gern hätte. Vielleicht sind dies aber auch letzte Gewaltakte, die eine ohnehin wilde Zeit nicht fortsetzen, sondern abschließen. Ökonomisch ist der russische Kapitalismus zwar robust, und der Machtapparat läßt ohnehin nichts zu wünschen übrig. Es gibt aber noch einiges im Zwischenbereich zu erledigen: Klarheit im Kleingedruckten, stabile Vorstände und Aufsichtsräte statt irritierender Tycoons.

Chodorkowskij hat sich in der letzten Zeit auf die Rolle des zur Seriosität Bekehrten zu spezialisieren versucht und die Transparenz seines Unternehmens demonstriert. Aber er gilt doch als ein typisches Mitglied jener Oligarchengruppe, die in den Zeiten Jelzins hochgekommen ist. Keinem von ihnen wird nachgesagt, seinen Reichtum legal erworben zu haben. Nach jeder Revolution – und wäre es, wie in diesem Fall, eine Konterrevolution – findet am Ende eine Konsolidierung statt, die auch mit Personalwechsel verbunden ist. Wer einmal enteignet hat – und dies tat Chodorkowskij – , an dem bleibt etwas hängen.

Wladimir Putin gab vor längerer Zeit im Bundestag in gutem Deutsch bekannt, zwischen seinen Gastgebern und ihm einerseits, den USA andererseits liege der Atlantik, während sie voneinander lediglich durch die Geschichte (die jetzt wohl zu vernachlässigen ist) getrennt seien. Rußland ist der größte Lieferant von Erdöl und Erdgas für die BRD. In der Irak-Frage demonstrierten Präsident und Kanzler Einvernehmen gegen Bush. Chodorkowskij hat jedoch weit engere Geschäftsverbindungen zu den Vereinigten Staaten als zur BRD, einer seiner Spitzenmanager und sein Anwalt haben einen US-Paß. Man muß wissen, wo das Hemd ist und wo der Rock.

Diese eher geschäftsmäßige Haltung ist gegenwärtig allerdings in der Minderheit. Einige deutsche Industrielle sollen sie bei einem Moskau-Besuch allzu deutlich gezeigt haben, weshalb sie schon ganz am Anfang der Affäre von der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung für Deutschland« gemahnt werden mußten: Sie sollten »nicht den Falschen Beifall zollen«.

Damit kommen wir zur zweiten Linie: propagandistische Nutzung der russischen Ereignisse zum innenpolitischen Gebrauch. Die ganz überwiegende Mehrheit der Medien hat sich nämlich für Chodorkowskij entschieden. Seine Verhaftung und das Vorgehen gegen sein Unternehmen sei, so ist zu lesen, ein Schlag gegen die Zivil- und Bürgergesellschaft.

Zum Ansehen des reichen Mannes mag beitragen, daß er neuerdings als Mäzen auftritt und eine Korrektur des von ihm genutzten Räuberkapitalismus verlangt. Das kennen wir von George Soros: Nachdem dieser durch große Finanzoperationen sein Imperium zusammengebracht hat, wünscht er mehr Regulierung. Es ist verständlich, denn wenn die Spekulation so weitergeht, kann der Jäger irgendwann zum Gejagten werden. Betätigen sich Milliardäre als Sponsoren, ist dies zwar eine Machtdemonstration (und -ausübung), deren Resultate werden aber gern genommen. Wenn einerseits der Staat zum Beispiel seine Aufwendungen für die eher industrieferne Infrastruktur (bis hin zu Teilen der Universitäten) zurückzieht, andererseits Unternehmens-Stiftungen einspringen, haben wir einen hübschen Fall von public-private Partnership, die, wie man hört, ein Zukunftsmodell ist.

Das paßt gut zu hiesigen Forderungen nach dem schlanken Staat, nach der Senkung von Steuern und sogenannten Lohnnebenkosten sowie nach Lockerung des Kündigungsschutzes, insgesamt also zur Kampagne für die neoliberale Deregulierung. Wer die will, kann Chodorkowskij zur Ikone machen.

Angesichts des innenpolitischen Hauptgeschäfts sind für diese zweite Parteinahme internationale Zu- und Abneigungen, die der Kanzler mit seinen Putin-Umarmungen und der Halbdistanz zu Bush markiert, zur Zeit nicht so erheblich. Allerdings: Der gesellschaftliche Umbau soll ja auch gut für den Standort sein, also für die Durchsetzung nach außen.

So kommt schließlich doch wieder alles schön zusammen, und die beiden Linien vereinigen sich. Das ist kein Wunder. Schließlich haben wir nicht zwei Bourgeoisien, sondern eine.

Georg Fülberth schrieb in KONKRET 11/03 über die rotgrüne Standortpolitik

Konkret 12/03, S. 24

Stefan Frank

Wer hat Angst vor Wolfowitz?

Noch nie war ein stellvertretender Minister eines ausländischen Staates in Deutschland so bekannt wie Rumsfelds Vize Wolfowitz. Aus gutem Grund: Ohne seine Erlaubnis fällt nirgendwo auf der Welt ein Sack Reis um.

Eine für die meisten Menschen undurchsichtige politische und wirtschaftliche Situation biete, sagt Adorno, »eine ideale Gelegenheit zur Regression auf die Stufe der infantilen Stereotypie und Personalisierung. Die politischen Rationalisierungen, zu denen die Falschinformierten und Verwirrten greifen, sind das zwanghafte Wiederaufleben irrationaler Mechanismen, die das heranwachsende Individuum niemals überwunden hatte. Wir dürfen hierin wohl eines der wichtigsten Bindeglieder zwischen Meinungen und psychischen Determinanten sehen.«

Der Präsident der USA, hieß es einst, sei »der mächtigste Mann der Welt«. Doch ein Staats-Chef, der Slowenien mit der Slowakei verwechselt, erinnert eher an Boris Jelzin oder Helmut Kohl als an Cäsar oder Augustus, mit der Folge, daß man ihm die Macht nicht mehr glaubt. Es müsse also wohl im Hintergrund jemanden geben, der die Fäden zieht, mutmaßten deutsche Journalisten.

Nach intensiver Recherche fand man heraus: Bush ist nichts weiter als »eine Marionette in der Hand zwielichtiger Figuren« (»Süddeutsche Zeitung«). Die Figur im Zwielicht ist nämlich Paul Wolfowitz, »stellvertretender US-Verteidigungsminister und eifernder Großmachts-Missionar« (»Spiegel«), »der Mastermind und Strippenzieher« (»Stern«), »der oberste Scharfmacher in einer scharfmacherischen Regierung« (»Süddeutsche Zeitung«), »der Falke unter den Falken« (»Welt«). Er werde, erfährt man weiter, auch »Velociraptor« genannt. Das sei nämlich ein »besonders schneller, bösartiger Raubdino, der immer auf die Kehle des Gegners zielt« (»WoZ«) und der »nicht zuletzt so tödlich war, weil er das größte Gehirn seiner Spezies besaß« (»Welt«).

Außerdem ist Wolfowitz auch noch Jude, was aber nur den Lesern der »National-Zeitung« immer wieder ins Gedächtnis gerufen werden muß, »Spiegel«-Leser wissen das ohnehin. Daß er nur *stellvertretender* Verteidigungsminister ist, scheint ein besonders schlauer Trick zu sein: Auf diese Weise hofft er, im Dunkeln zu bleiben – als »graue Eminenz«, wie ein »Stern«-Reporter bemerkt. Der war zur Feindaufklärung nach Amerika geschickt worden und wunderte sich anfangs über die geschickte Camouflage: »Er sah nicht aus wie ein Falke oder Kriegstreiber«, notiert der überraschte Journalist. Doch läßt er sich davon nicht beirren und schickt ein Dossier nach Deutschland, das die üblen Machenschaften einer »Clique hochintelligenter disziplinierter Kameraden« dokumentiert, an deren Spitze der »smarte, charismatische Kopf« Wolfowitz steht.

Sein »Aufstieg zur grauen Eminenz« habe bereits 1973 begonnen, fand man heraus, nun sei er »am Ziel.« »Als amerikanischer Jude« hat er selbstredend »eine stark pro-israelische Haltung«. Um seine Karriere zu beschleunigen, kam der Anschlag auf das World Trade Center gerade recht: »Er brauchte dafür den 11. September. Erst die Anschläge haben ihn zu dem gemacht, was er heute ist – der fraglos einflußreichste stellvertretende Verteidigungsminister in der Geschichte der USA.« Als jemand, der den Weltlauf bestimmt und kontrolliert, hat er natürlich nicht bloß ein Büro, sondern eine »Schaltzentrale«. Dort »liegen Ratgeber aus, wie man aus Kindern Patrioten formt – und aus dem Europa der Weicheier einen Hinterhof der USA.« Offenbar hat selbst Wolfowitz noch nicht völlig ausgelernt und muß zwischendurch immer wieder büffeln. Schade, daß der »Stern«-Reporter vergessen hat, die Titel der Bücher anzugeben; besonders ein Buch mit *step-by-step*-Anweisungen, wie aus Deutschland ein Hinterhof der USA zu machen ist, könnte interessant sein.

Zwei Autoren der »Zeit« haben noch tiefer gebuddelt und präsentierten ihren Lesern Ende Oktober einen erschütternden Bericht: »Geheim-Büro im Pentagon schrieb Horrormeldungen über das irakische Waffenarsenal zusammen. Sie landeten direkt beim Präsidenten. Die CIA steuerte politisch maßgeschneiderte Analysen bei. Zum ersten Mal berichten Zeugen.« Ein eiskalter Schauer jagt dem Leser über den Rücken, wenn er erfährt, daß die Methode, in der Politik nicht die Wahrheit zu sagen, mitnichten neu ist, sondern in den USA eine lange, mindestens 27jährige Tradition hat: »Die Methode geht zurück auf die Erfahrung der Rechten mit Team B.« Daher also. Wer aber war Team B? »Das war eine Gruppe von Kalten Kriegern, die 1976 die Annahmen der CIA über die Stärke der Sowjetunion überprüfte und für zu leichtfertig befand. Die CIA sei naiv und entspannungsversessen, urteilten die Kritiker von Team B. Sie unterschätze die Sowjetunion dramatisch, weil sie nur ›harte Daten‹, nicht aber ›Intentionen‹ bewerte. Die Hardliner schließen von der Menschenverachtung eines Regimes direkt auf dessen Gefährlichkeit für die Vereinigten Staaten.«

Dem Kalten Krieger und jetzigen »Zeit«-Herausgeber Helmut Schmidt waren solche Praktiken hingegen völlig fremd, weshalb er in diesem Zusammenhang natürlich nicht auftaucht. Wer aber war wieder einmal dabei?: Paul Wolfowitz. Um all das herauszufinden, haben sich die beiden »Zeit«-Reporter in Lebensgefahr gestürzt und streng geheime CIA-Dokumente studiert (man findet sie auch unter www.cia.gov/csi/studies/96unclass/davis.htm).

Schon vorher war ein scharfsinniger, von einem Pariser Dozenten verfaßter Beitrag in der Zeitung »Le Monde diplomatique« (deutsche Ausgabe, 14.3.2003) zu dem Ergebnis gekommen, das »Team B« (»zu dessen herausragenden Mitgliedern auch der heutige stellvertretende Verteidigungsminister Paul Wolfowitz zählte«) habe »eine Reihe von Katastrophenszenarien« entworfen, »die als rein ideologische Konstrukte jeglicher empirischen Grundlage entbehrten«. Noch erstaunlicher ist allerdings, daß der Welt damals jahrelang falsche Vorstellungen vom amerikanischen Präsidenten vermittelt wurden: »Nach den Präsidentschaftswahlen von 1976 tönte der Sieger Ronald Reagan ganz im ›Team B‹-Jargon: ›Diese Nation wurde zur Nummer zwei in einer Welt, in der es gefährlich, ja womöglich verhängnisvoll ist, der Zweite zu sein.‹« Ist das nicht verblüffend? Bislang dachte man immer, Jimmy Carter habe 1976 die Präsidentschafts-Wahlen gewonnen. Gut möglich, daß Wolfowitz auch hier seine Hand im Spiel hatte.

Aber woher nimmt der Mann all die Ideen? Sie wurden »in ultrarechten (!) ›Think Tanks‹ entwickelt – Denkfabriken, in denen Kalte Krieger (!!) aus dem Dunstkreis von Geheimdiensten und Erweckungskirchen (!!!), von Rüstungs- und Ölkonzernen gespenstisch anmutende Pläne für eine neue Weltordnung schmiedeten.« Das stand im März im »Spiegel« (»Der Krieg, der aus dem Think Tank kam«). Wer übrigens im Internet nach deutschsprachigen Texten über Bush sucht, wird kaum Gefahr laufen, diesen Artikel zu verpassen: Er ist inzwischen auf nicht weniger als 142 verschiedenen Homepages zu finden. *Think Tanks* gibt es vor allem in den USA. In Deutschland werden Gedanken nicht in der Fabrik hergestellt, sondern noch in Handarbeit. Vereinzelt mag es zwar auch hier schon solche Unternehmen geben, doch sind sie bestimmt nicht »ultrarechts«.

Nun könnte man vielleicht glauben, die Arbeit amerikanischer *Think Tanks* sei in etwa mit der der Parteistiftungen in Deutschland zu vergleichen, die, mit viel Kapital ausgestattet, im In- und Ausland Ideologie-Arbeit leisten. Dieser Eindruck ist völlig falsch, wie sich den Selbstdarstellungen dieser Organisationen unschwer entnehmen läßt.

Die Konrad-Adenauer-Stiftung beispielsweise »fördert mit ihrer internationalen Arbeit weltweit politische, wirtschaftliche und soziale Ordnungen nach dem Leitbild freiheitlicher Demokratie und Sozialer Marktwirtschaft. Mit ihrem internationalen Engagement festigt sie die Prinzipien christlich-demokratischer Politik im globalen Maßstab. Darüber hinaus leistet sie einen spezifischen Beitrag zur Vertretung deutscher Interessen in der Welt.« Die Friedrich-Ebert-Stiftung setzt sich überall auf der Welt »für Demokratie, Entwicklung und Frieden in ihren Gastländern« ein. »Ziel der Arbeit ist es, zu mehr Partizipation, Pluralismus, Rechtsstaatlichkeit, sozialer Gerechtigkeit und gewaltfreier Konfliktregelung in Staat und Gesellschaft beizutragen.« Die grüne Heinrich-Böll-Stiftung schließlich »zielt auf die Förderung von ökologischer Nachhaltigkeit und sozialer Gerechtigkeit, die Durchsetzung der Menschenrechte und einen Dialog der Kulturen.« Zusammenfassend kann man feststellen: Deutsche Parteistiftungen sind hilfreich und gut. Amerikanische *Think Tanks* hingegen operieren in Dunstkreisen und schmieden gespenstische Pläne, »aristokratische Herrschaftsformen des Altertums sind das Modell« (»WoZ«).

Mit Büchern, die sich mit diesem Thema beschäftigen, lassen sich leicht ein bis zwei Regale füllen. Aus dem Hause S. Fischer kommt z. B. *Die neue Welt des George W. Bush*. Die darin ausgebreiteten Erkenntnisse sind erschreckend. Das behauptet jedenfalls eine Amazon-Kundin, die das Werk gelesen und im Internet rezensiert hat: »Erschreckend! Laurent zeigt auf, wie ultrakonservative Gruppen in den USA das politische System der USA unterwandern ... Anhänger religiöser Gruppen legen die Bibel bewußt falsch aus im Interesse einer aggressiven US-Außenpolitik und manipulieren über die von ihnen beherrschten Medien geschickt die Bevölkerung.«

Immerhin aber muß man zugeben, daß Bush auch hierzulande die Wirtschaft ankurbelt, indem er einige hundert Journalisten, die anderenfalls arbeitslos wären, in den Stand setzt, ganz schön imperialismuskritische Bücher zu schreiben. Die Nachfrage nach Anti-Bush-Literatur ist gar nicht zu bewältigen, da die Bush- und Wolfowitz-Hasser ihrem Hobby offenbar mit großer Leidenschaft nachgehen. Kunden, die oben genanntes Buch bestellten, nahmen laut Amazon auch gleich noch folgende Werke in Kauf: *In göttlicher Mission*; *Bruderschaft des Todes. Skull & Bones, der Geheimorden hinter George W. Bush*; *Das theologisch-politische Problem. Zum Thema von Leo Strauss* und *Die Kriege der Familie Bush. Die wahren Hintergründe des Irak-Konflikts*. Big business für Verlage und Buchhändler! Dabei ist das noch längst nicht alles: Wer seinen antiamerikanischen Freunden und Verwandten etwas unter den Weihnachtsbaum legen möchte, dem werden auch noch die folgenden »verwandten Produkte« ans Herz gelegt: »Eng verwandt« sind: *Der falsche Prophet. Wie US-Präsident George W. Bush den Glauben vergiftet* von Jürgen Fliege; *Weltmacht Amerika – Das neue Rom*; *Imperium der Angst. Die USA und die Neuordnung der Welt*; *Die ohnmächtige Supermacht. Warum die USA die Welt nicht regieren können* und das Buch *Geheimsache 09/11*. Unter der Rubrik »leicht verwandt« findet man z. B. Musik von Johnny Cash (»The Man Comes Around«) und der Gruppe Coldplay (»A Rush of Blood to the Head«), außerdem die Filme »Herr der Ringe«, »Es war einmal in Amerika« und, für den Fall, daß sich die diplomatische Situation erneut zuspitzt: »Das Boot – The Director's Cut«.

Auch Leo Strauss hat immer noch Konjunktur. Ein Autor der »Taz« meldete vor einiger Zeit sein Patent an: »›Taz‹-Lesern wurde schon vor knapp drei Monaten an dieser Stelle das erstaunliche Faktum zur Kenntnis gebracht, daß sich die blitzgescheiten Ideologen des amerikanischen Neokonservativismus, William Kristol von ›Weekly Standard‹,

Vizeverteidigungsminister Paul Wolfowitz und viele andere, allesamt als Schüler eines aus Deutschland stammenden jüdischen Philosophen verstehen: von Leo Strauss, einem der hermetischsten Denker des 20. Jahrhunderts.«

Nicht nur Philosoph, sondern auch noch jüdisch-hermetisch! Denjenigen Lesern, die sich in Zauberei nicht auskennen, muß gesagt werden, daß das Wort »hermetisch« von Hermes Trismegistos herrührt, einem spätantiken Verfasser astrologischer und okkulter Schriften. Es ist wirklich erstaunlich, was man alles wissen muß, um die amerikanische Außenpolitik zu verstehen. Nicht vergessen sollte man dabei das im 17. Jahrhundert vom Abbé de Montfaucon de Villars verfaßte kabbalistische Standardwerk *Le Comte de Gabalis*, in dem beschrieben wird, wie man Sylphen, Gnomen und Elementargeister beschwört – Wolfowitz kennt das Buch bestimmt.

Stefan Frank schrieb in KONKRET 11/03 über Wirtschaftskrisen und internationale Konkurrenz

Konkret 12/03, S. 26

Erich Später

Bröckers' Kronzeuge

Untersuchungen zum japanischen Angriff auf Pearl Harbor dienen bis heute als »Steinbruch« für allerlei Verschwörungstheorien, in deren Mittelpunkt die Regierung Roosevelt steht.

Eine gewaltige Armada war am Morgen des 7. Dezember 1941 angriffsbereit. 2.000 Flugzeuge, 169 Schiffe, 64 U-Boote sowie Zehntausende Soldaten warteten auf den Befehl zum Losschlagen. Die Koordination der Teilstreitkräfte für den fast gleichzeitigen Angriff auf eine Reihe weit auseinanderliegender Ziele war eine strategische Meisterleistung. Das japanische Kaiserreich eröffnete den Zweiten Weltkrieg im Pazifik mit dem Überfall auf 29 Stützpunkte Großbritanniens, der Niederlande und der USA. Die amerikanischen Militärstützpunkte und Flughäfen auf den Philippinen wurden erfolgreich bombardiert. Die größte und modernste amerikanische Luftstreitmacht außerhalb der Vereinigten Staaten wurde fast vollständig innerhalb weniger Stunden zerstört. Der amerikanische Oberbefehlshaber Mc Arthur verfügte über eine Vorwarnzeit von neun Stunden, die er ungenutzt verstreichen ließ. Er hielt einen Angriff japanischer Bomber, die auf der 500 Kilometer entfernten Insel Taiwan stationiert waren, für unmöglich. Der japanischen Luftwaffe war es aber gelungen, den Aktionsradius ihrer Angriffsflugzeuge zu erhöhen, und Mc Arthur erlebte ein militärisches Desaster, das in seiner Wirkung durchaus den schweren Verlusten der amerikanischen Pazifikflotte in Pearl Harbor entsprach.

Neun Stunden vor dem Angriff auf die US-Luftwaffenstützpunkte, hatte ein japanischer Flugzeugträgerverband die amerikanische Pazifikflotte in Pearl Harbor attackiert. Die Angreifer erreichten ihr Ziel einer andauernden Ausschaltung der Flotte zumindest teilweise. Die fast völlige Vernichtung der alliierten Seestreitkräfte in Südostasien machte in den folgenden Monaten eine rein defensive Strategie der US-Streitkräfte im Pazifik erforderlich. Die mit Großbritannien nach der deutschen Kriegserklärung am 11. Dezember 1941 vereinbarte Strategie »Germany First« hatte zudem zur Folge, daß die militärischen Ressourcen zunächst gegen die europäischen Achsenmächte konzentriert wurden. Innerhalb von 90 Tagen konnte Japan so ein riesiges Gebiet mit einer West-Ost-Ausdehnung von etwa 9.000 und einer Nord-Süd-Ausdehnung von 6.800 Kilometern erobern.

In den USA setzte bereits unmittelbar nach der amerikanischen Kriegserklärung an Japan eine Debatte darüber ein, ob Präsident Roosevelt über die Absicht der Japaner, Pearl Harbor anzugreifen, informiert war. Dabei radikalisierten sich die Vorwürfe und mündeten schließlich in dem Vorwurf, der Präsident habe Japan bewußt provoziert und in den Krieg hineinmanövriert. Die Polemik erreichte ihren ersten Höhepunkt während des Präsidentschaftswahlkampfes des Jahres 1944. Mehrere Untersuchungsausschüsse wurden eingesetzt, die die Vorgänge des Jahres 1941 analysierten. Sofort nach der japanischen Kapitulation setzte der Kongreß einen zehnköpfigen Untersuchungsausschuß ein, der über 70 Tage öffentlich verhandelte und am 20. Juli 1947 seinen Bericht veröffentlichte. Natürlich konnten sich die Ausschußmitglieder auf keine einheitliche Stellungnahme einigen. Zusammen mit dem 580 Seiten starken Bericht wurden auch sämtliche Protokolle und alle Beweisunterlagen veröffentlicht.

Die Materialsammlung, die über die Jahre durch neue Quelleneditionen ergänzt wurde, dient bis heute als »Steinbruch« für Verschwörungstheorien aller Art, in deren Mittelpunkt die Roosevelt-Regierung steht. Mit dem Beginn des Kalten Krieges verschärften sich die Attacken. Roosevelt wurde nun verantwortlich gemacht für den Sieg der Kommunisten in Asien und Europa. Der Vorwurf, er habe die Japaner provoziert und kaltblütig seine Soldaten geopfert, wurde nun zum Standardargument der amerikanischen Rechten, die Roosevelt moralisch diskreditieren wollten. Für die sogenannte Revisionistische Schule der amerikanischen Publizistik und Geschichtswissenschaft, deren Vertreter in den dreißiger Jahren immer wieder für eine Verständigung mit Hitler-Deutschland eingetreten waren, war der amerikanische Kriegseintritt gegen Deutschland und Japan der eigentliche Sündenfall, der dem Kommunismus den Weg geebnet hatte.

Dies behauptet etwa der Journalist George Morgenstern in seinem 1947 erschienenen Buch *Pearl Harbor*. In seiner Geschichte der amerikanischen Außenpolitik *Hintertür zum Krieg*, die 1952 auf dem Höhepunkt der antikommunistischen Hysterie erschien, vertritt der Historiker Charles Tensill die These, daß Japan der natürliche Verbündete der USA gegen den Bolschewismus gewesen wäre, hätte Roosevelt das Kaiserreich nicht immer wieder gereizt und schließlich zum Krieg getrieben. Die Thesen der »Revisionisten« bieten seit Jahrzehnten das ideologische Unterfutter für »Enthüllungsgeschichten« aller Art, die ankündigen, endlich die Wahrheit über »Pearl Harbor und Roosevelts Schuld« präsentieren zu können.

Die Intensität der Debatte hat in den USA seit dem Sieg im Kalten Krieg nachgelassen. Neben Abraham Lincoln ist Roosevelt für die meisten Amerikaner einer der großen Präsidenten in der Geschichte der Vereinigten Staaten. Dennoch finden »Enthüllungsbücher« über Roosevelt nach wie vor ihre Leser/innen. Der US-Journalist Robert B. Stinnett hat die alten Verschwörungstheorien nun durch eine neue Variante bereichert. In seinem 1999 erschienenen Buch *Day of Deceit. The Truth about F.D.R and Pearl Harbor* vertritt er die These, daß Roosevelt seit Oktober 1940 einem Drehbuch folgte, in dem alle politischen und militärischen Aktionen vorgezeichnet waren, um Japans Kriegseintritt herbeizuführen. Der

Schlüssel zur Entlarvung der »Kriegstreiberei« Roosevelts ist für Stinnett das sogenannte Acht-Aktionen-Memo, das Korvettenkapitän Mc Collum, ein leitender Mitarbeiter des US-Marinenachrichtendienstes, am 7. Oktober 1940 verfaßte. Wesentliche Punkte des geheimen Planes bildeten die Unterstützung der chinesischen Regierung im Kampf gegen die japanischen Besatzer, der Abschluß einer Vereinbarung mit Großbritannien über die Nutzung britischer Stützpunkte und die Stationierung der amerikanischen Flotte in Hawaii. Als der Präsident das »Memo« las, änderte er unverzüglich seine Politik und begann mit der systematischen Umsetzung der Vorschläge des Korvettenkapitäns – so die an Schwachsinn grenzende »Argumentation« Stinnetts.

Der offensichtliche Widerspruch, daß einige der Vorschläge bereits realisiert waren, noch bevor der Präsident von ihnen hatte Kenntnis nehmen können, stört Stinnett nicht: »Punkt F des Mc Collum-Memos – der Plan also, die Pazifikflotte in hawaiianische Gewässer zu konzentrieren – wurde im April (!) 1940 umgesetzt.« Selbst die Holländer tanzten angeblich nach der Pfeife Roosevelts und folgten bei ihren Verhandlungen mit Japan den noch ungeborenen Vorschlägen Mc Collums: »Zu diesem Zeitpunkt hatte Arthur Mc Collum sein Szenario, in dem für die Holländer eine besondere Rolle vorgesehen war, noch gar nicht niedergeschrieben; gleichwohl zeichnete sich seine Strategie bei dieser ersten holländisch-japanischen Verhandlungsrunde Ende September, Anfang Oktober bereits virtuell ab.«

Natürlich erwähnt Stinnett die Forschung zu Vorgeschichte und Ursachen des Pazifikkrieges, die seinen abstrusen Thesen in toto widerspricht, mit keinem Wort. Seine Leidenschaft gilt den durch die US-Abhörstationen aufgefangenen Funksprüchen, die er auf Hunderten von Seiten analysiert. Die schiere Fülle des Rohmaterials läßt den Autor alle Rücksichten auf seine Leserschaft vergessen. Behauptungen, Hypothesen, Faksimiles von Funksprüchen und immer wieder Agenten Mc Collums, die Aufklärungsergebnisse manipulieren, ergeben ein komplett unverständliches Textkonvolut. Hinzu kommt der Verzicht auf eine Darstellung der Organisation und Funktionsweise der Funkaufklärung. Stinnetts Behauptung, die US-Funkaufklärung habe den japanischen Flottenverband, der sich auf Pearl Harbor zu bewegte, geortet und 126 diesbezügliche Funksprüche aufgefangen, belegt er mit dem Auftreten von Sonnenprotuberanzen. Diese hätten den Funkverkehr der Japaner über Tausende von Meilen weitergetragen: »Die Funker an Bord der Akagi ahnten nicht, daß einer der stärksten Sonnenwinde des Jahrhunderts über die Erde hereinbrach, während sie auf ihrem ›glorreichen‹ Weg nach Hawaii waren.«

Die Historikerin Barbara Wohlstett bewertet in ihrem Standardwerk über die amerikanische Funkaufklärung im Vorfeld des japanischen Überfalls deren Arbeit und Organisation positiv. Schon früh wurde die Richtung des Aufmarsches der japanischen Streitkräfte nach Südasien und in den zentralen Pazifik erkannt. Daraufhin wurden alle US-Stützpunkte im Pazifik und auf den Philippinen am 25. November in erhöhte Alarmbereitschaft versetzt. Anfang Dezember bestand für die amerikanische Führung kein Zweifel, daß der japanische Großangriff in Südasien unmittelbar bevorstand. Im Kontext dieser richtigen generellen Einschätzung wurden die wenigen indirekten und vagen Anzeichen, in denen man heute Hinweise auf den bevorstehenden Angriff gegen die Pazifikflotte sehen möchte, damals nicht als solche gedeutet.

Auch die Flugzeugträger wurden nicht überraschend abgezogen, um sie vor dem japanischen Angriff zu schützen, wie Stinnett behauptet. Von den vier in Pearl Harbor stationierten Flugzeugträgern war die »Yorcktown« bereits im April in den Atlantik verlegt worden. Die »Saratoga« war auf der Marinewerft in San Diego technisch überholt worden und befand sich auf dem Rückweg nach Pearl Harbor. In richtiger Einschätzung der für die gesamte Region bedrohlichen Lage wurden die beiden verbliebenen Flugzeugträger dazu benutzt, um Kampfflugzeuge und Besatzungen zu den isolierten US-Stützpunkten Midway und Wake zu transportieren. Im übrigen hätte bereits der japanische Angriff auf die US-Militärstützpunkte der Philippinen ausgereicht, um eine breite Mehrheit der US-Bevölkerung für den Kriegseintritt gegen Japan zu mobilisieren. Das Opfern der Schlachtschiffe und Soldaten in Pearl Harbor durch den Präsidenten wäre eine völlig überflüssige Dummheit gewesen.

Zweitausendeins hat Stinnetts Buch jetzt auf deutsch herausgebracht. In einer großen Werbekampagne wirbt der Verlag für seine abstrusen Thesen. Mit der »Enthüllung«, die US-Regierung habe den Angriff auf Pearl Harbor provoziert und 2.476 ihrer Landsleute geopfert, hatte zuvor bereits der Zweitausendeins-Autor Mathias Bröckers seine, nunja: These, der Anschlag auf das World Trade Center sei von US-Regierung und -Geheimdiensten organisiert worden, eine historische Grundierung verschaffen wollen. Der amerikanische »Kronzeuge« Stinnett soll nun Bröckers' Verschwörungstheorien Plausibilität verleihen.

Das Vorgehen des Verlags entspricht einem in Deutschland bekannten und erfolgreichen Muster. Über Jahrzehnte war es für deutsche Nationalisten und Hitler-Anhänger wichtig, die in immer neuen Varianten und hohen Buchauflagen verkündete Behauptung, Deutschland habe mit dem »Einmarsch« in die Sowjetunion nur einem sowjetischen Angriff vorbeugen wollen, mit russischen »Kronzeugen« zu stützen. Der Verkaufsschlager *Eisbrecher* etwa, der von dem ehemaligen Mitarbeiter der sowjetischen Militäraufklärung W. Resun unter dem Pseudonym Suvorov 1985 auf deutsch veröffentlicht wurde, stellte die Behauptung auf, Hitler sei dem von Stalin geplanten »Vernichtungskrieg« mit seinem »Präventivschlag« nur knapp zuvorgekommen. Natürlich untermauerte er seine »sensationelle Enthüllung« mit neuen Dokumenten. Nach diesem Muster wird auch das Buch von Stinnett vermarktet.

Nur in Japan wiedersteht man bisher der Versuchung, sich als Opfer der Intrigen Roosevelts darzustellen. Keiner der für die japanische Kriegspolitik verantwortlichen Militärs und Politiker hat jemals behauptet, sie seien mit ihrem Angriff auf Pearl Harbor in eine amerikanische Falle gelaufen. Japan gedenkt weiter seiner militärischen Helden und ist stolz auf die »Blitzsiege« in der Anfangsphase des Zweiten Weltkriegs im Pazifik und Südasien. Da können die Deutschen nur neidisch sein.

Robert B. Stinnett: *Pearl Harbor. Wie die amerikanische Regierung den Angriff provozierte und 2.476 ihrer Bürger sterben ließ*. Zweitausendeins, Frankfurt a. M. 2003, 564 Seiten, 14,90 Euro

---

Erich Später schrieb in KONKRET 11/03 über Deutschlands Verweigerung einer »Wiedergutmachung« gegenüber slowakischen Juden

Konkret 12/03, S. 28

Horst Pankow

Last Exit Ramallah

Warum der palästinensische Nationalismus keinen Frieden mit Israel wollen kann.

Wenn Politiker den Frieden und nichts als den Frieden beschwören, haben sie es entweder nötig, d. h. sie stecken in der Klemme, oder sie bereiten gerade eine höchst unfriedliche Offensive vor. Manchmal trifft beides zu. So schien es jedenfalls Mitte November bei Jassir Arafat und Achmed Qurei gewesen zu sein. Gutgläubige Beobachter hätten den Eindruck gewinnen können, beide wollten Ramallah in eine Kapitale nahöstlicher Friedensbereitschaft verwandeln. In der Tat waren es ungewohnte Töne, die sie am 12. November vor dem Legislativrat der palästinensischen Autonomiebehörde vernehmen ließen. »Israel hat das Recht, in Frieden Seite an Seite mit einem palästinensischen Staat zu leben«, sprach Arafat und gelobte: »Wir erkennen den Staat Israel an und werden diese Anerkennung nicht zurücknehmen.« Direkt an die Israelis gewandt, fuhr Arafat fort: »Es ist an der Zeit, daß wir aus dem Teufelskreis dieses zerstörerischen Krieges ausbrechen, der weder euch noch uns Sicherheit verschafft.«

Was war geschehen? Litt der greise »Palästinenserpräsident« und Friedensnobelpreisträger noch an den Folgen einer nächtlichen Überdosis von Martin Bubers *Dialogischem Prinzip*, in dessen erstem Teil es ja wiederholt heißt: »Die Welt ist dem Menschen zwiefältig nach seiner zwiefältigen Haltung«, oder hatte sich das »Palästinenserparlament« über Nacht in eine Selbsthilfegruppe gewaltabhängiger Hooligans verwandelt?

Nichts dergleichen. Vielmehr war es Arafat und seinem Legislativrat gelungen, ein 24-köpfiges »Kabinett« mit einem »Premierminister« an der Spitze zusammenzustellen, welches eine Garantie dafür zu bieten beanspruchte, die in der »Roadmap« des »Nahost-Quartetts« (USA, EU, Rußland und Uno) enthaltene Forderung der Integration palästinensischer »Sicherheitsdienste« umzusetzen. Daran war Mahmud Abbas, der Vorgänger des jetzt bestätigten »Ministerpräsidenten« gescheitert, wie es so schön heißt. Spätestens mit dem blutigen Hamas-Anschlag vom 20. August, bei dem 21 Israelis ermordet wurden, war klar, daß weder eine palästinensische Autorität bereit war, die »Sicherheitsdienste« zu zügeln, noch diese auch nur in Erwägung zogen, vom Judenmorden abzulassen. Einzig die von der israelischen Armee gezielt durchgeführten Angriffe auf das Leben von Hamas-Führern sorgten für eine partielle Beruhigung der Situation.

Der jetzt bestätigte Ministerpräsident war von Arafat sofort nach der Demission seines Vorgängers nominiert worden, hatte sich aber zunächst geziert; erst einmal wolle er grünes Licht für seine schwere Aufgabe von den USA, der EU und Israel bekommen. Daß Israel sich diesbezüglich zurückhalten würde, aber aufgrund seiner Abhängigkeit vom amerikanischen wie europäischen Wohlwollen sich weiterhin der Roadmap verpflichtet zeigen mußte, die amerikanische und europäische Zustimmung nicht lange auf sich warten lassen würde und auch Rußland sowie die Uno Qurei ungefragt ihre Unterstützung zusicherten, dürften er wie alle anderen Beteiligten gewußt haben. Schließlich ist auch eine Farce, wenn sie unter Mitwirkung der Mächtigen dieser Welt inszeniert wird, eine Quelle politischer Legitimität.

Nun ist Qurei »Premierminister«, und die »Sicherheitsdienste« unterstehen einem »Nationalen Sicherheitsrat« unter Vorsitz des erlauchten »Palästinenserpräsidenten«. In Qureis Friedensbotschaft vom 12. November findet sich außer Pathetischem auch Pragmatisches. An seine Klientel gerichtet, forderte er »dringend unser palästinensisches Volk, alle palästinensischen Kräfte und alle Parteien auf, jede Art von gegenseitiger Gewalt einzustellen«. An Israel adressierte er die folgende Botschaft: »Wir rufen die israelische Regierung dazu auf, ihre Truppen aus den Städten und Dörfern abzuziehen, damit wir dort faire und freie Wahlen durchführen können.« War er also endlich erschienen, der durchsetzungsfähige Realist unter den Palästinensern, der auf der Basis geordneter und vor allem *berechenbarer* Verhältnisse bereit ist, an einem Friedensprozeß, der seinen Namen verdient, teilzunehmen? Hatte das auch die israelische Regierung geglaubt, die Qurei einen Tag nach seinem Amtsantritt ein Treffen auf »höchster Ebene«, also mit Premierminister Sharon, anbot? Warum aber lehnte Qurei dieses Angebot brüsk ab? »Für ein Treffen mit Sharon sei es noch zu früh. Dies solle erst stattfinden«, faßt ihn die »Süddeutsche Zeitung« zusammen, »wenn konkrete Verhandlungsergebnisse zu erwarten seien. Er sei nicht bereit, für ein Treffen nur um des Treffens willen.« War das bloß staatsmännisches Pokern eines grundsätzlich Friedenswilligen?

Und warum war es bereits am Morgen des Tages der Friedensproklamationen von Ramallah im Gazastreifen zu einem höchst unfriedlichen Vorfall gekommen? Palästinenser hatten in der Nähe der jüdischen Siedlung Morag das Feuer eröffnet und einen thailändischen Bauarbeiter verletzt. Am Nachmittag, einige Stunden nach Qureis Amtsantritt, ereignete sich ein ähnlicher Vorfall, als ebenfalls im Gazastreifen israelische Bauarbeiter, die mit Reparaturarbeiten in der Nähe des Flüchtlingslagers El Burej beschäftigt waren, beschossen wurden. Diesmal erwiderte israelisches Militär das Feuer, tötete einen Angreifer und verletzte drei weitere. Hatte man also etwas Wichtiges in der palästinensischen Friedensbekundung überhört? Scheint so.

Arafat hatte nämlich seine Friedensbereitschaft von einer Bedingung abhängig gemacht, von der er niemals abzurücken gedenke: »Sofortige Beseitigung der neuen Berliner Mauer«. Damit waren die unter der Bezeichnung »Sicherheitszaun« bekannten Sperranlagen gemeint, die Israel seit einigen Monaten an den Grenzen zu den Palästinensergebieten errichtet.

Dieser Sicherheitszaun ist eine Folge der vom Nahost-Quartett verordneten Roadmap. Einerseits schreibt die nämlich eine Gleichwertigkeit der israelischen und der palästinensischen Gewaltpotentiale fest – von beiden Seiten wird gleichermaßen ein Gewaltverzicht gefordert, ohne die Frage auch nur zu berühren, wer denn dazu auf palästinensischer Seite willens und fähig ist, dies durchzusetzen. Andererseits wird in der Rod Map ein vollständiger israelischer Rückzug aus den Palästinensergebieten und ein Abbau aller dort befindlichen jüdischen Siedlungen als Äquivalent zu einer Einstellung der palästinensischen Gewalt gehandelt. Israel ist aufgrund der internationalen Patenschaft für das palästinensische Staatsprojekt gezwungen, den Forderungen der Roadmap entgegenzukommen, muß aber ebenfalls nach effektiven Maßnahmen gegen den ungebrochenen palästinensischen Vernichtungswillen suchen. Deshalb errichtet es den Sicherheitszaun, und, wie es aussieht, bis jetzt mit gutem Erfolg. Jedenfalls gab die israelische Regierung Anfang November bekannt, daß die Anzahl der Opfer palästinensischen Terrors in Regionen mit Sicherheitszaun um 95 Prozent gesunken sei. Beispielsweise sei zwischen den Ortschaften Hadera und Afula im Norden Israels, wo der Zaun bereits geschlossen ist, die Anzahl jüdischer Terroropfer von 59 im Vorjahr auf bis jetzt drei in diesem Jahr gesunken.

Wenn Arafat nun von einer »neuen Berliner Mauer« tönt, unterschlägt er geflissentlich den Nutzen, den er und seine Mitkämpfer jahrzehntelang aus dem geschmähten Bauwerk und der es konstituierenden internationalen Situation gewonnen hatten. Aber solcherart Gedächtnis- und Gewissenlosigkeit ist nicht nur palästinensischen Politikern eigen. Diese bedienen derzeit lediglich am virtuosesten die Klaviatur der Kalte-Kriegs-Nostalgie. Dafür scheinen besonders die USA empfänglich zu sein. In einer Zeit, da das Konzept des Unilateralismus schneller als von den schärfsten Kritikern erwartet an seinen immanenten Widersprüchen scheitert, das Irak-Abenteuer den Strategen über die Köpfe wächst und der europäische Konkurrent hämisch auftrumpfend Bedingungen für seine Mitarbeit beim internationalen *Peacekeeping* stellt, hat die Erinnerung an Reagans »Mr. Gorbachev, tear down this wall« offenbar eine beruhigende und inspirierende Wirkung. Hatte Präsident Bush im August verlautet, er habe ein »großes Problem« mit den israelischen Grenzanlagen, drohte das US-Außenministerium Mitte September mit der Streichung von Kreditgarantien in Höhe von neun Milliarden Dollar an Israel, wenn der Bau des Sicherheitszauns nicht eingestellt werde. Zumindest werde man die Finanzhilfe in dem Umfang reduzieren, in dem Israel neue Mittel für den Siedlungsbau ausgebe. Am 14. Oktober verhinderten die USA im UN-Sicherheitsrat zwar durch Veto die Annahme einer Resolution zur Verurteilung der Sicherheitsanlage, aber wohl vor allem, weil die Resolution vom schurkenstaatverdächtigen Syrien vorgelegt worden war.

Auffällig ist in diesem Zusammenhang, daß neben den Sicherheitsratsmitgliedern Deutschland, Bulgarien und Kamerun der europäische US-Verbündete Großbritannien sich der Stimme enthielt. Am Tag nach der Abstimmung wurden im Gazastreifen erstmals drei US-Bürger in offizieller Mission – sie waren Mitglieder einer *Monitoring Delegation* zur Beobachtung der Roadmap-Umsetzung – durch einen palästinensischen Bombenanschlag getötet. Die Amerikaner reagierten zurückhaltend, der Außenminister forderte ein verstärktes Vorgehen gegen Gewalttäter, der Präsident forderte ganz gegen seine Gewohnheit – nichts.

Arafats Gerede von einer »Berliner Mauer« verrät einiges über die tatsächlichen Intentionen der palästinensischen Friedensbekenntnisse von Ramallah. Beschäftigt man sich eingehender mit ihnen, erkennt man, daß ein Friedensschluß – d. h. ein rechtlich verbindliches diplomatisches Abkommen, dessen Einhaltung etwa von den Nahost-Quartettspielern garantiert würde – zwischen Israel und den jetzigen Palästinenserrepräsentanten das Ende des palästinensischen Anspruchs auf einen autochthonen Staat, ja, das Ende der palästinensischen Sache überhaupt bedeuten würde.

»Berliner Mauer« bezeichnete im Kalten Krieg für die Parteigänger des Westens ein Mahnmal der Leiden eines von einer bösartigen Großmacht geknechteten und in ›unnatürliche‹ Grenzen eingesperrten Volkes. Das – gleichgültig ob aus deutsch-völkischen oder westlich-demokratischen Motiven – herbeigesehnte Ende der Mauer galt als Wiederherstellung eines irgendwie fraglos gegebenen Zustandes, als Korrektur eines gewissermaßen historischen Irrtums. Ähnliches findet man in Selbstverständnis und Diplomatie der palästinensischen Nationalbewegung.

In der für den Legislativrat der palästinensischen Autonomiebehörde verbindlichen »Palästinensischen Nationalcharta« der PLO von 1968 erscheint das vom Symbol »Berliner Mauer« Gekennzeichnete unter nahöstlichen Vorzeichen. Wie bei den Deutschen ist zunächst ein Territorium vorhanden: »Palästina ist innerhalb der Grenzen, die es zur Zeit des britischen Mandats hatte, eine unteilbare territoriale Einheit«, heißt es in Artikel 2. Damit wird deutlich, daß die Charta jedwede Anerkennung des israelischen Staates, der sich ja auf dem beschriebenen Territorium befindet, ausschließt. Die Existenz von zwei Staaten kann daher bestenfalls als Interimslösung akzeptiert werden. Wie bei den Deutschen schafft auch hier der Boden so etwas wie Geist, Volksgeist, die PLO nennt das »Identität«. Artikel 4: »Die palästinensische Identität ist ein echtes und angeborenes Charakteristikum; sie wird von den Eltern auf die Kinder übertragen.« Wie Identität Staatsbürger oder zumindest Anwärter auf dieses fragwürdige Vergnügen schafft, beschreibt Artikel 5: »Palästinenser sind solche arabischen Staatsangehörigen, die bis zum Jahr 1947 regulär in Palästina ansässig waren, ohne Rücksicht darauf, ob sie von dort vertrieben wurden oder dort verblieben. Jedes Kind eines palästinensischen Vaters, das nach diesem Zeitpunkt geboren wurde – sei es nun in Palästina oder außerhalb – ist ebenfalls Palästinenser.«

Hier findet man den Grund für die wundersame Vermehrung eines Volkes ohne Raum, d. h. vor allem für das, was heute als Flüchtlingsproblem gilt. Zeugungsfreudige palästinensische Väter haben nämlich in den letzten 53 Jahren die Flüchtlingszahlen verzehnfacht, eine kollektive Anstrengung, die noch fortgesetzt wird. Unterschiedliche Autoren mit unterschiedlichen Interessen geben die Zahl derjenigen, die in den Jahren 1946 bis 1948 als Folge der israelisch-arabischen Auseinandersetzungen freiwillig oder unfreiwillig das ehemalige britische Mandatsgebiet verließen, zwischen etwa 400.000 und mehr als 900.000 an. Das eigens für diese Personen geschaffene Uno-Flüchtlingshilfswerk UNRWA beziffert ihre heutige Zahl auf 4,25 Millionen, Tendenz steigend. Mit solchen Daten untermauern palästinensische Anführer ihre Forderung nach einem »Rückkehrrecht für alle Flüchtlinge«. Zur Erinnerung: Das 1994 vereinbarte »Oslo-Friedensabkommen« sah vor, daß alle strittigen Fragen zwischen beiden Seiten vor der Etablierung eines Palästinenserstaates geklärt werden sollten, es räumte Israel also die Möglichkeit ein, gerade die wahnwitzige Rückkehrforderung zurückzuweisen. Die Roadmap kennt solche Differenzierung nicht und verpflichtet Israel, eine palästinensische Staatsgründung zumindest zu dulden, die den ›demographischen Faktor‹ jederzeit als Trumpfkarte ausspielen kann.

Zwar zweifeln auch hierzulande manche Kommentatoren an der Realisierbarkeit der palästinensischen Rückkehrforderung, doch eine grundsätzliche Infragestellung wird man vergeblich suchen. Und in der übrigen ›zivilisierten‹ Welt ist das kaum anders. Eine positive Ausnahme ist der Journalist Daniel Pipes, der am 19. August in der »New York Post« einen erhellenden Artikel »The Refugees Curse« (dt. »Der Fluch der Flüchtlinge«, im Internet nachzulesen unter http://de.danielpipes.org/article/1210, von dort Zugang zur Website mit Pipes Originaltexten) veröffentlichte, in dem er das interessierte Jonglieren mit palästinensischen Flüchtlingszahlen einmal genauer unter die Lupe nahm. Pipes verkörpert zwar nicht gerade das Idealbild des kritischen Journalisten, eher tritt er als Parteigänger der ›neokonservativen‹ Modeströmung in Erscheinung, und der Gedanke, daß die palästinensische Flüchtlingsgenealogie der der deutschen Schlesier und Sudeten verwandt sein könnte, liegt ihm völlig fern. Aber das sind läßliche Mängel angesichts seiner in diesem Fall überzeugenden Berechnungen. Ihm ist aufgefallen, daß es bei der Uno zweierlei Definitionen für »Flüchtling« gibt. Da ist das »UN-Hochkommissariat für Flüchtlinge«, das als »Flüchtling« jeden zählt, der »durch gut begründete Furcht verfolgt zu werden ... sich außerhalb des Landes seiner Nationalität befindet«. Seine Kinder und Kindeskinder können keinen Flüchtlingsstatus beanspruchen. Und da ist die 1949 speziell für palästinensische Flüchtlinge geschaffene UNRWA (United Nations Relief and Works Agency), die den Flüchtlingsstatus auf alle Nachkommen von »Personen, die 1948 (infolge der israelisch-arabischen Kämpfe; H. P.) Flüchtlinge wurden«, erweitert. Die UNRWA betrachtet jene Kinder als Flüchtlinge, bei denen nur ein Elternteil (der Vater) die frühere Lebensumgebung verlassen hat. Pipes geht für seine weiteren Berechnungen hilfsweise von einer Zahl von 726.000 in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre Geflohenen aus, einer Zahl, die er selbst für »aufgebauscht« hält. Nähme man die Definition des »UN-Hochkommissariats für Flüchtlinge« als Grundlage und nicht die der UNRWA, käme man laut Pipes auf eine Zahl von 200.000 noch heute lebenden Flüchtlingen der 1948er Ereignisse.

Als Konsequenz seiner Untersuchungen fordert Pipes, die US-Regierung solle die von ihr aufgebrachten jährlichen 40 Prozent des UNRWA-Budgets von 306 Millionen US-Dollar ersatzlos streichen. Das wären gut 122 Millionen Dollar. Eine vergleichsweise große Summe auch angesichts der jährlich 40 Millionen Euro, mit denen die EU die UNRWA laut »Welt« alimentiert. Der »Spiegel« behauptet sogar eine EU-Unterstützung für die UNRWA von 500 Millionen Euro zwischen 1994 und 1998, also 100 Millionen Euro pro Jahr. Kaum zu erwarten, daß angesichts dieser Summen die US-Regierung sich dafür einsetzt, wie von Pipes gefordert, der UNRWA die Finanzquellen abzudrehen und ihre Schließung zu betreiben. Immerhin betreut die UNRWA ihre »Flüchtlingslager« in den arabischen Ländern in enger Zusammenarbeit mit der palästinensischen Autonomiebehörde – allein im syrisch dominierten Libanon leben darin etwa 400.000 Staatenlose, die keine öffentlichen Schulen besuchen und keinen Grundbesitz erwerben dürfen. Und der Autonomiebehörde fließen laut »Spiegel« jährlich etwa 179 Millionen Euro direkte Finanzhilfe zu, hinzu kommen etwa 1,5 Milliarden Euro EU-Kredite und -Bürgschaften. Genaue Zahlen über Zuwendungen seitens der USA liegen mir nicht vor.

Auf all diese Mittel würde ein palästinensischer Nationalstaat in der vollen Blüte seiner Souveränität, sollte er diese nach einem Friedensabkommen mit Israel erlangen, wahrscheinlich verzichten müssen. Mit dem Export von Olivenöl und Schafskäse dürfte wohl kaum eine akzeptable Bilanz zu erreichen sein. Es sei denn, es gelänge diesem Staat, mit seinen Spezialitäten sich weiterhin nahe am Interesse der konkurrierenden Weltmächte zu positionieren. Blut, Boden und Identität dürften auch weiterhin in deren »großem Spiel« valide Chips darstellen. Angesichts der jetzt schon beträchtlichen Ausgaben muß jedenfalls was eingenommen werden: Der US-TV-Sender CBS berichtete am 9. November von monatlich 100.000 Dollar, die an Arafats in Paris lebende Gattin überwiesen wurden. Welche Schande vor Allahs, des Allmächtigen, Angesicht, wenn man bedenkt, daß laut BBC nur die Hälfte dieser Summe pro Monat insgesamt an alle Angehörigen von Märtyrern der Al-Aksa-Brigaden ausgezahlt wurden. Immerhin konnte die palästinensische Verwaltung – wie der Internationale Währungsfonds, der auch die Budgets werdender Staaten zu kontrollieren befugt ist, feststellte – seit 1995 etwa 900 Millionen Dollar in jenen Bereich transferieren, den der IWF als »dunkle Kanäle« bezeichnet. Frieden mit den »zionistischen Okkupanten« wäre da mehr als nur schändlich.

Horst Pankow schrieb in KONKRET 10/03 über die Roadmap

Konkret 12/03, S. 30

Zu Protokoll

Erinnern Sie sich an Jessica Lynch? Die Heldin, die bis zur letzten Patrone gegen Saddams Schergen kämpfte, erst gefangen, dann vergewaltigt, schließlich befreit, von Donald Rumsfeld eigenhändig dekoriert und von CNN live zum Triumphzug in ihre Heimatstadt eskortiert wurde? Cornel Faltin, Washington-Korrespondent des »Hamburger Abendblatts« aus dem Axel-Springer-Verlag und von diesem dienstvertraglich verpflichtet, die USA zu lieben und zu ehren, mußte jetzt eine traurige Wahrheit melden:

Die Geschichte von der Heldin Lynch, die Amerika seinerzeit so gern glaubte, hatte ein Presseoffizier des Verteidigungsministeri- ums der »Washington Post« gesteckt. Danach hatte Jessica Lynch, nachdem ihr Humvee-Militärfahrzeug unter irakischen Beschuß geraten war, in Rambo-Manier alle ihre Magazine leer geschossen und wurde erst gefangen genommen, als sie keine Munition mehr hatte.

In ihrem Buch liest sich diese Episode so: »Ich habe nie geschossen. Keinen einzigen Schuß. Mein Gewehr klemmte. Ich ging in die Knie und betete. Das ist das Letzte, woran ich mich erinnere...« Der Feuerüberfall selbst hört sich bei Lynch sehr viel weniger spektakulär an als seinerzeit vom Pentagon beschrieben. »Wir waren zur falschen Zeit am falschen Ort, und wir waren schlecht ausgebildet, übermüdet und haben uns schlichtweg verfahren«, erzählt Lynch. Als man falsch abgebogen und unter Beschuß geraten war, habe keine einzige Waffe im Wagen funktioniert ...

Vor zwei Jahren war das Mädchen vom Lande in die US-Armee eingetreten, weil es nicht einmal im heimischen Supermarkt einen Job gefunden und ihr Militärrekrutierer »Reisen in fremde Länder« versprochen hatte ...

Das Pentagon lehnt eine offizielle Stellungnahme zu dem Buch und der damaligen PR-Aktion ab. Immerhin aber erklärte ein hoher Pentagon-Beamter in der »Washington Post«: »Ich glaube, die Armee hat einfach einen Helden gebraucht.« Und an dieser Heldensage wird weiter gestrickt. Am Sonntag zeigte NBC zur besten Sendezeit den er- sten von mehreren geplanten Filmen darüber. Weil Lynch dafür nicht zur Verfügung stand, schusterten sich die Autoren selbst etwas zusammen.

Konkret 12/03, S. 31

Georg Fülberth

Schwarze Anthropologie

Der DDR-Historiker Wolfgang Ruge hat seine Lebenserinnerungen vorgelegt – im Vergleich mit seinen früheren Büchern fallen sie arg ab.

Die DDR hatte ein paar sehr gute Historiker, einer von ihnen ist Wolfgang Ruge. Sein Spezialgebiet war die Weimarer Republik und hier insbesondere der Anteil des Monopolkapitals bei der Machtübertragung an Hitler sowie deren Vorbereitung. In zahlreichen biographischen Arbeiten demontierte er die angeblichen Hoffnungsträger. Der Friedensaußenminister Stresemann zum Beispiel erscheint bei ihm nach der Novemberrevolution als das, was er im Kaiserreich schon war: als ein Imperialist, der allerdings seine Politik den neuen Bedingungen anpaßte. Einen guten Überblick über und Einblick in seine Arbeiten gibt eine von Friedrich-Martin Balzer erstellte CD-Rom.

Ab 1989 wandte Ruge seine Destruktionskunst auf einem anderen Gebiet an: Er veröffentlichte eine Abrechnung mit Stalin und kam von da aus zur Lenin-Kritik. Große Aufregung verursachte 2002 ein Aufsatz im »Neuen Deutschland« zum 85jährigen Jubiläum der Oktoberrevolution. Hier breitete er eine Art Anthropologie aus, die sich formal immerhin noch – was aber Ruge nicht tut – auf den ganz jungen Marx berufen könnte.

Dieser hatte in Auseinandersetzung mit der Französischen Revolution einen Gegensatz von »Idee und Interesse« entdeckt. Die Notwendigkeit zur materiellen Reproduktion der einzelnen und der Gattung habe in der bürgerlichen Gesellschaft in Privateigentum und Klassenherrschaft eine zwar nicht zeitlose und notwendige, aber nur schwer überwindliche Konkretisierung erhalten. Diese ging sogar auf eine Revolution zurück, die sich zugleich auf Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit berief. Kaum aber war die neue Ordnung durchgesetzt, war Schluß mit der Hoffart solcher Ideen: Das Klasseninteresse der Bourgeoisie blamierte sie.

Denselben Mechanismus sieht Ruge in der Russischen Revolution am Werk. Die Verwalter des staatlichen Eigentums verteidigten ihre Partialinteressen, mehr nicht. Ihr oberster Repräsentant war Stalin. Er exekutierte aber lediglich die unwandelbare menschliche Natur, die dazu führte, daß im Grunde nur bürgerliche Revolutionen möglich sind.

Ruges alte Verehrer schütteln seit einigen Jahren über ihn den Kopf – dies auch deshalb, weil niemand, der ihn kennt, ihm individuelle Wendehalsigkeit vorwerfen kann. Sein geradliniges und unopportunistisches Verhalten auch in DDR-Zeiten ist in guter Erinnerung. Jetzt hat Wolfgang Ruge Lebenserinnerungen vorgelegt. Wir entnehmen ihnen folgendes:

Der Autor, Jahrgang 1917, er hat kommunistische Eltern, geht 1933 in die Sowjetunion, ebenso sein Bruder, sein Vater und seine Mutter. Der Bruder wird verhaftet, der Vater an Nazi-Deutschland ausgeliefert. Nach dem Überfall Hitlers auf die UdSSR wird Wolfgang Ruge als feindlicher »Deutschländer« von Moskau nach Kasachstan zwangsausgesiedelt. Stalin wollte keine Sowjetbürger deutscher Nationalität an der Front: Er traute ihnen nicht. Aber sie sollten durch diese Verschonung nicht privilegiert sein. Also steckte er sie in eine »Arbeitsarmee« in Sibirien. Dort hatte Ruge Holz zu fällen. Weil er jung und kräftig war, kam er durch. Viele andere überlebten nicht. Die Produktionseffizienz war gering, offenbar war es auf sie auch gar nicht so sehr abgesehen. Unterernährung und Fehlplanung dezimieren die Arbeitskräfte. Doch sieht es so aus, als würde das zwar billigend in Kauf genommen, aber nicht gezielt herbeigeführt. Es handelt sich um eine Kombination aus Brutalität und Willkür, zu der auch die administrativen Morde gehören.

Nach dem Krieg blieb Ruge in der Verbannung. Er konnte dort mit List ein Fernstudium absolvieren. Als er 1956 endlich ausreisen durfte, wählte er die DDR. Dort bot ihm – immerhin dem studierten Sohn einer nicht völlig einflußlosen Funktionärin – das Politbüromitglied Karl Schirdewan vier attraktive Jobs an. Er wählte eine Stelle an der Akademie der Wissenschaften und begann dort seine eindrucksvolle wissenschaftliche Laufbahn. Dem »manchmal auftauchenden Gedanken, daß ich möglicherweise aufs falsche Pferd gesetzt habe« (er meint damit seine frühe Entscheidung für den Sozialismus), ging er zunächst nicht weiter nach.

Mißt man Ruges Buch mit dem gleichen literarischen Maßstab wie seine früheren Arbeiten, so fällt es doch arg ab. Zu den Charaktermasken imperialistischer Politik hatte dieser Autor den Abstand, der nötig ist, um nüchtern zu urteilen und zu formulieren. Jetzt schreibt er fast nur im Präsens, seine Überlegungen wirken fälschlicherweise so, als seien sie ihm gerade erst eingefallen und als könne er ihnen jetzt noch nicht weiter nachgehen.

Die historiographische Technik, die Ruges Ansehen begründet, hat er noch einmal in einer bereits 1985 verfaßten, aber erstmals 2003 überarbeitet publizierten Broschüre über Brüning dokumentiert. Wendet man sie aber auf Sowjetrußland an, könnte folgendes herauskommen: Der Zarismus funktionierte im 19. Jahrhundert noch so lange, wie sein feudaler Unterbau einigermaßen intakt war. Die Dorfgemeinschaften ernährten sich und den sie ausbeutenden Adel, die darüber hinaus nötige Repression besorgte der Absolutismus. Mit der Aufhebung der Leibeigenschaft verliert der Überbau seine bisherige ökonomische Grundlage, ohne eine neue zu gewinnen. Als er 1917 weggesprengt wird, bleibt das übrig, was Hobbes den

Naturzustand genannt hätte und was uns heute aus anderen Ländern, insbesondere in Afrika, zeitgenössisch immer bekannter wird. Dem Leviathan aber fehlt die ihn selbst wieder regulierende Klassenbasis, er reproduziert das Chaos, das er bekämpfen will. Hierhin geriet Wolfgang Ruge.

Derlei Geschichtsunterricht hilft dem Geschundenen natürlich gar nichts.

Bei Erörterung der Frage der deutschen Kriegsgefangenen bis 1955 wird manchmal zutreffend darauf hingewiesen, daß es ihnen in der Regel nicht besser ging als der sonstigen Bevölkerung des von der Wehrmacht überfallenen Landes. Ähnliches gilt wohl auch für die Verbannten. Ruges Chancen, lebend davonzukommen, waren gering – und doch größer, als wenn er, wie er es sich wünschte, an die Front geschickt worden wäre. Was dort passierte, hatte allerdings Hitler angerichtet, nicht Stalin.

Derlei Überlegungen eignen sich für die immer wieder einmal notwendige politische Unterweisung bürgerlicher Deutscher, nicht für einen Kommunisten, der nun allerdings nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet ist, die Sowjetunion nicht am Imperialismus zu messen, sondern an seinen einstigen eigenen Vorstellungen. Daß dies alles nach 1989/90 nur noch gleichsam Privatsache ist und sich deshalb über weite Strecken auch so liest (niemand kann über Stalin noch nützlich belehrt werden, und über die bürgerliche Gesellschaft erfahren wir hier nicht das Nötige, das Ruge in seinen anderen Büchern bietet), verstärkt den Eindruck einer nicht mehr aufzuhellenden und vollständig berechtigten Depression.

Wolfgang Ruge: *Berlin – Moskau – Sosswa. Stationen einer Emigration.* Pahl-Rugenstein Nachf., Bonn 2003, 452 Seiten, 29 Euro.

Wolfgang Ruge: *Wer war Heinrich Brüning?* Pahl-Rugenstein Nachf., Bonn 2003, 101 Seiten, 8,90 Euro

Friedrich-Martin Balzer (Hg.): »Wolfgang Ruge für Einsteiger und Fortgeschrittene«. CD-Rom, Pahl-Rugenstein, Bonn 2003

Konkret 12/03, S. 32

Oliver Tolmein

Die Blusen der Bösen

Unsachliche und sachdienliche Neuerscheinungen zur Geschichte der RAF.

Wer wollte nicht schon immer mal wissen, was in einem Justizbeamten, der in Stuttgart-Stammheim Dienst tat, am Vorabend der Verlegung von Ulrike Meinhof, Gudrun Ensslin und Andreas Baader in den damals noch nicht berüchtigten siebten Stock vorging? »Was dachte und was fühlte er?« Die Frage kann, fünf Jahre nach der Auflösung der RAF und 26 Jahre nach dem Deutschen Herbst, beantwortet werden: »Die Zellen konnten sich sehen lassen. Zufriedenheit erfüllte ihn. Er mußte lächeln. Es war richtig gewesen, dem Wunsch der letzten, mitunter unruhigen Nächte nachzugeben und im siebten Stock ein paar Aufnahmen zu machen. Fortan würde es bildliche Beweise dafür geben, daß die Zellen, in die Frau Ensslin und Frau Meinhof demnächst einzogen, sauber, hell und freundlich waren.«

Der Amtsinspektor, der so tickt wie Liebende in Romanen von Hedwig Courts-Mahler, heißt auch in Wirklichkeit Bubeck, und Kurt Oesterle, der Bubecks Geschichte erzählt, hat nicht nur mit den Tempi seine Schwierigkeiten. Er versteht neben vielem anderen auch »das Blusen-Rätsel« nicht, das Ulrike Meinhof seiner Gefängniswärter-Lichtgestalt wenige Tage vor ihrem Tod aufgab, als sie »eine leuchtend rote Bluse (trug) ... die um so stärker, nämlich klatschmohnartig hervorstach, als Frau Meinhof dazu ihre immergleiche abgewetzte Jeans trug«. Daß Theodor-Wolff-Preisträger Oesterle für die Vorstudie zu seinem Buch *Stammheim – Die Geschichte des Vollzugsbeamten Horst Bubeck* für den Kisch-Preis nominiert wurde, wie der Verlag auf dem Cover mitteilt, wirft zwar Fragen nach der Funktion von Journalistenpreisen auf, ist aber hier nicht das Thema.

Thema ist die Bewältigung der jüngeren bundesdeutschen Vergangenheit, die durch das Paradox gekennzeichnet ist, daß mit zunehmender Distanz zu den Ereignissen die Ergebnisse der Hobbyhistoriker sich den Darstellungen der Regierungssprecher von einst immer weiter angleichen. Lieferte der Filmemacher Breloer mit seinem »Todesspiel« vor Jahren eine Apologetik des Krisenstabs, die immerhin noch als Drama passieren konnte, so präsentiert Oesterle seine »längst fällige Entmythologisierung der RAF- und Stammheim-Legende« bestenfalls als »Soap-Opera«. Während das Dutzend Autoren der tabu-brechenden, entmythologisierenden Geschichten zuvor immerhin noch den Eindruck erweckte, als hätte es recherchiert, spart sich Oesterle diese Mühe ganz, weil er ja nur eine Geschichte aufschreibt – und käut also brav wieder, was ihm der Justizamtsinspektor an schlichter Kost vorsetzt. Ein kritisches Psychogramm des Vollzugsbeamten hätte zwar keine Enthüllungen, aber doch vielleicht ein weniges an Erkenntnis bringen können; der unreflektierte Nachvollzug aber eines erzählten Beamtenlebens ermüdet. Auch das, was in und nach der Todesnacht von Stammheim geschieht, kann dann niemanden mehr aufrütteln: »Bubeck hat keinen der Toten aus dem siebten Stock mit eigenen Augen gesehen, so sehr hielt an diesem Tag sein Schreibtisch ihn fest.« Und wenn er ihn nicht losgelassen hätte, so säße er daran noch heute ...

Daß Zeitzeugen auch anders können, läßt sich in *Wir kamen vom anderen Stern* nachlesen, in dem Daniel Dubbe den Buchhändler und einstigen Kaufhausbrandstifter Thorwald Proll interviewt. Auch Dubbe gibt mit seinen Fragen mehr Stichworte für die Antworten, als daß er nachhakt. Aber Proll und er sind auch nicht angetreten zu enthüllen, Mythen zu beseitigen oder angebliche Tabus zu brechen. Sie wollen die Stimmung des Aufbruchs und der Revolte Ende der 60er Jahre, als die Aufhebung jeder Autorität das nächstliegende Ziel war, vermitteln – und das gelingt ihnen, vor allem Proll in seinen einfach formulierten, dabei aber nie vereinfachenden Antworten zumeist gut. Charakteristisch für das Buch ist die Passage über Vorbereitung und Durchführung der Kaufhausbrandstiftung. Statt hier mit Details und Insiderkenntnissen zu protzen, antwortet Proll voll Witz und macht klar, daß die kriminalistischen Einzelheiten, die heute so gerne aufgeregt präsentiert werden, wenig von dem mitteilen, was sich tatsächlich ereignete. »Dubbe: Du kannst zu diesen Brandsätzen nichts sagen? Dann kannst Du auch nicht sagen, woher die Fachkenntnisse kamen? Proll: Nein, das kann ich nicht. Die Kenntnisse hatte ich nicht, nur die Erkenntnisse.« Proll hatte, wie er später berichtet, auch nicht »die Kenntnis« über den durch die Kaufhausbrandstiftung begangenen Gesetzesbruch: »Das Richtige war eben, den Konsum anzugreifen.«

Lesenswert ist das bisweilen etwas beiläufige Buch von Proll und Dubbe aber vor allem, weil in ihm anders über Andreas Baader berichtet wird als in der sonstigen RAF-Literatur. Proll erinnert sich an einen ungewöhnlichen und charismatischen Außenseiter, der ihm bisweilen etwas aufdringlich schien, den er aber wegen seiner ironischen Art mochte: »Er hatte eben so etwas Unverschämtes und Spitzbübisches ... Ich empfand es als ziemlich singulär, wie er war.« Proll liest einen Brief vor, den Baader ihm geschrieben hatte, als sie beide in Haft waren: »Ich komme zu nichts, weil ich keinen Schritt tun kann. Das Ei des Basilisken – der Verzweiflung. Langhans' Zukunft einer Illusion unser aller Illusion einer Zukunft. Darüber denk nicht nach, aber schreibe was an Andreas.« Baader wird von Proll durchaus als ein besonderer Mitstreiter beschrieben, aber er ist nicht der Dämon der 68er, als der er von anderen, etwa Gerd Koenen, gezeichnet wird. *Wir kamen vom anderen Stern* soll auch ein Buch sein, das jüngeren Leserinnen und Lesern einen Zugang zur Geschichte der Revolte gibt. Aus Gesprächen mit 14jährigen Testlesern ergibt sich: Sind sie motiviert genug, das Buch überhaupt aufzuschlagen,

lesen sie es auch gern. Gerade deshalb ist bedauerlich, daß sich Dubbe und Proll immer wieder an Stefan Austs *Baader-Meinhof-Komplex* abarbeiten und damit den Eindruck erwecken, diese Kolportage würde zwar nicht immer richtig liegen, wäre aber doch das Referenzbuch über die RAF, an dem niemand vorbeikommt.

Diesen Eindruck vermittelt in gewisser Weise auch Gerd Koenen, der aus Austs Buch allerdings nur unkritisch zitiert, was ihm gerade in den Kram paßt und wofür er sonst keine Quellen gefunden hat. Zu Koenen paßt Aust auch sonst gut, weil hier wie dort private Details und Nebensächlichkeiten, seien sie schlecht erfunden oder fleißig recherchiert, vor allem dazu dienen, eine Aura des Authentischen zu schaffen und einen Blick durchs Schlüsselloch zu bieten. Koenens Buch ist überwiegend ärgerlich, das typische Werk eines Menschen, der auch irgendwie als 68er, später als K(BW)-Grüppler dabei war und der heute nicht nur alles besser weiß, sondern auch sehr apart die studentische Revolte in die Nähe zum Nationalsozialismus bringt, etwa wenn er behauptet, die nach der Brandstiftung von Proll, Söhnlein, Ensslin und Baader ausgegebene Losung »schafft zwei, drei, viele Kaufhausbrände«, stelle »eine Art (Selbst-)Ermächtigungsgesetz der Generationenkohorte der ›68er‹« dar – damit hat er die Assoziationskette zum 1933 beschlossenen Ermächtigungsgesetz der Nazis, dem »Gesetz zur Behebung der Not von Volk und Reich«, geschlossen.

Mit dieser Art Denunziation desavouiert Koenen auch das, was an seinem Buch hätte spannend sein können. In *Vesper/Ensslin/Baader – Urszenen des deutschen Terrorismus* hat er nämlich einiges Material aus der Vorzeit der Revolte aufgespürt und zusammengetragen, das es erlaubt hätte, das spezifisch Deutsche des bewaffneten Kampfes, wie ihn (nicht nur) die RAF jahrelang führte, aufzuspüren und zu analysieren.

Koenen zeigt am Beispiel von Gudrun Ensslin und Bernward Vesper, dem Autor des posthum zum Generationenbuch gewordenen *Die Reise*, wie widersprüchlich das Verhältnis von Teilen des antiautoritären Protestes noch kurz vor Beginn der Revolte zu den nazistischen Vätern war. Akribisch zeichnet Koenen nach, wie Ensslin und ihr damaliger Mann Vesper sich einerseits mühten, einen avantgardistischen literarischen Verlag zu etablieren, und wie sie dabei gleichzeitig erhebliche Anstrengungen unternahmen, die Bücher von Bernwards Vater Will Vesper, dem Blut-und-Boden-Dichter, an einen Verlag und schließlich unters deutsche Volk zu bringen.

Daß Gudrun Ensslin nur wenige Jahre, bevor sie in den Untergrund gehen sollte, für einen deutschnationalen Verlag aus Kärnten, der die gesammelten Werke Will Vespers herausbringen wollte, als Pressesprecherin Rezensionsexemplare von Vespers Novellen um die ganze Welt schickte, mit dem Ziel, Vesper als einen zu rehabilitieren, der nur zeitweise und fast nur aus Versehen Nazi gewesen war, erscheint heute kaum vorstellbar. Daß sie aber wissen konnte, was sie tat, wird daran deutlich, daß mit Datum vom 15. Oktober 1963 das empörte Schreiben eines M.Y. Ben-Gavriel aus Jerusalem bei ihr eintraf, der ihr das unaufgefordert zugesandte Vesper-Buch zurückschickte: »Ich halte es für eine außerordentliche Geschmacklosigkeit, einem jüdischen Publizisten das Werk eine Nazis zur Rezension zu schicken.« Ensslin antwortete wortreich und verwies u.a. darauf, daß Vesper ja nur »etwa zehn Jahre seines 80-jährigen Lebens« »diese« politischen Ansichten vertreten habe. Im übrigen gehe es ja nicht nur um Vesper, sondern auch um Benn, Hamsun oder Carossa. Solle das Lebenswerk all dieser Männer »aus der Geschichte ausgelöscht werden«? Gleichzeitig mit diesem Versuch einer »linken« Begründung für die Veröffentlichung der Vesper-Texte, schaltete der Verlag Anzeigen in der »National- und Soldatenzeitung« und in den »Burschenschaftlichen Blättern« – mit der »Schriftenzentrale der nationalen Jugend« hatte Bernward Vesper einen Adressenaustausch vereinbart.

Aber Koenen bleibt oberflächlich, wenn er, ausgehend von zwei Bemerkungen Vespers über »die atombombe (als das) ideale agitationsobjekt« und »das positive am revolutionären nationalismus/humanismus«, die »linken und die rechten Motive des Protestes« gleichsetzt. Er analysiert das merkwürdige Engagement von Vesper/Ensslin nicht, sondern verharrt bei den biografischen Beobachtungen, die er wie Indizien zusammenträgt, um damit eine weitere Anklage gegen die revoltierende Linke der 60er Jahre zu stützen: Sie war nicht nur kriminell, sondern auch ein schlechtes Stück weit deutschnational. Diese Befunde garniert er mit laienpsychologischen Ausdeutungen und süffisanten Bemerkungen, etwa wenn er einen Brief Gudrun Ensslins aus der Haft, in dem sie sich für Schokolade und Zigaretten bedankt, kommentiert: »Zum Glanz, der von innen kam, konnte durchaus als der Glanz der feinen Dinge treten – wenn nur politisches Leiden und literarische Referenzen die banalen Güter des Konsums mit einer höheren Weihe versahen.«

Ermüdend ist die Detailverliebtheit, mit der Koenen das Verhältnis Bernward Vespers mit Gudrun Ensslins Schwester Ruth beschreibt, die damals Teenagerin war – der Erkenntniswert für die Öffentlichkeit bleibt zweifelhaft. Dennoch: Auch wenn Koenens Anliegen, die große Abrechnung mit der RAF und dem gesamten Umfeld der militanten Linken, sein Buch und dessen manchmal schwülstigen, manchmal nur überheblichen, immer aber dozierenden Stil auf unangenehme Weise prägt: Manche seiner Beobachtungen und Untersuchungsergebnisse sind wichtiges Material für die beginnende Diskussion über die nationalen Wurzeln der 68er-Revolte und ihre bisweilen offene Flanke für Antisemitismus: seien es die in damaligen Kommunekreisen offenbar übliche Bezeichnung der Kinderzimmer als »KZ«, die vielfältigen trivialisierenden Bezugnahmen auf Auschwitz oder eben die Entdeckung des guten nationalrevolutionären Elements bei Blut-und-Boden-Schriftstellern.

Auch Koenens Verweis auf die Geschichte des jüdischen Marxisten Jan Gross, der, 1968 aus der CSSR übergesiedelt, am Universitätsklinikum Eppendorf Forschungen über das Verhalten von Probanden unter Isolationsbedingungen in der Camera Silens durchführte, die nach Auffassung der RAF die wissenschaftliche Grundlage für die Isolationshaft lieferten, darf nicht einfach abgetan werden. Gross hatte als junger Jude das Konzentrationslager Bergen-Belsen überlebt, war in die Mühlen des stalinistischen »antizionistischen« Slansky-Prozesses geraten und wollte mit seinen Forschungen nachvollziehen, was Häftlingen oder Patienten in Extremsituationen angetan werden kann und wie sie darauf psychisch und physisch reagieren. Wenn Geschichten wie diese recherchiert und erzählt werden, könnte eine Auseinandersetzung mit Staat, RAF und Gesellschaft der 70er Jahre beginnen, die über das eindimensionale Freund-Feind-Denken hinausgeht, das manche der Neuerscheinungen prägt.

Thorwald Proll: *Wir kamen vom anderen Stern. Über 1968, Andreas Baader und ein Kaufhaus.* Edition Nautilus, Hamburg 2003, 125 Seiten, 9,90 Euro

Gerd Koenen: *Vesper, Ensslin, Baader. Urszenen des deutschen Terrorismus.* Kiepenheuer und Witsch, Köln 2003, 365 Seiten, 22,90 Euro

Kurt Oesterle: *Stammheim. Die Geschichte des Vollzugsbeamten Horst Bubeck.* Klöpfer und Meyer, Tübingen 2003, 160 Seiten, 18,90 Euro

---

Oliver Tolmein schrieb in KONKRET 10/03 über Otto Schilys Niederlagen vor Gericht

Konkret 12/03, S. 36

Gerhard Scheit

Der große und der kleine Teufel

Thesen zum Verhältnis von Antiamerikanismus und Antisemitismus. Teil 2.

V. Gegen die universale Weltmacht und ihren »Weltordnungsanspruch«, gegen den Universalismus anglo-amerikanischer »Weltherrschaft« wird erneut von einem Großraum aus mobil gemacht. Aber da die Konstellation eine andere ist als vor dem und im Zweiten Weltkrieg, erscheint die universale Weltmacht den Deutschen nun zugleich als partikularer Staat, der nur auf den eigenen Vorteil bedacht ist und sich auf dem üblen Sonderweg befinde, den man selbst glücklicherweise verlassen habe: mächtigster Schurkenstaat.

Großraumdenker argumentieren nunmehr universalistisch – im selben Maß, in dem Deutschland wachsenden Einfluß in der Uno gewinnt. Habermas und Derrida beschwören in ihrem jüngsten Konzept für eine »kosmopolitische Ordnung auf der Basis des Völkerrechts« die »Domestizierung staatlicher Gewaltausübung auch auf globaler Ebene«.1 Wie beides zusammengeht: kosmopolitische Ordnung auf der Basis des Völkerrechts und Bruch des Völkerrechts auf der Basis des deutschen Souveräns, hatte Deutschland bereits im Jugoslawienkrieg von 1999 und Habermas in dessen Kommentierung vorgeführt.2 Mit Derrida zusammen schreibt er jetzt: »Das avantgardistische Kerneuropa (!) darf sich nicht zu einem Kleineuropa verfestigen; es muß – wie so oft (!!) – die Lokomotive sein.«

Wer in jener Konstellation jedoch nur einen innerimperialistischen Konkurrenzkampf sieht, den Versuch, im »multipolaren Konkurrenzkapitalismus« (Michael Heinrich) der wieder aufstrebenden europäischen Mächte den amerikanischen Hegemon einzuholen und zu überflügeln, hat nichts begriffen von dem, was der nationalsozialistische Vernichtungskrieg war und welche Voraussetzungen er geschaffen hat; will nichts wissen von dem, was Günter Maschke, gelehriger Schüler Carl Schmitts, 1991 beschwor: die »völkerrechtliche Großraumordnung mit Interventionsverbot für raumfremde Mächte«, die durch den damaligen anglo-amerikanischen Militärschlag gegen den Irak noch einmal hinausgezögert worden sei – nicht zuletzt, weil die deutschen Politiker zu wenig von ihrer Mission wüßten, die Maschke ihnen mit Schmitt erklärt: »Arabien war und ist so ›Versailles-geschädigt‹ wie Deutschland, und schon das hätte unserer Politik zu denken geben müssen.«3 Wo sie auch hinsehen, überall entdecken die Feinde Amerikas ein neues Versailles – und schon sinnen sie auch auf Rache. Das Programm hat sich nicht geändert. Nur die Verteilung der Rollen, die Teilung der Arbeit. In Deutschland und Europa: die Diplomatie und die reguläre Souveränität – im Nahen und Mittleren Osten, an der Peripherie des Großraums: Suicide attack und irreguläre Gewalt.

So repetiert etwa ein neuerer französischer Bestseller – Emmanuel Todds *Weltmacht USA. Ein Nachruf* – das gesamte Arsenal antiamerikanischer Vorstellungen. Die Nähe zur politischen Theologie der Deutschen ist um so gespenstischer, als der Autor aus Frankreich in seinem Stumpfsinn nichts davon bemerkt: Asterix bei den Germanen (und Todd auf deutschen Bestsellerlisten ganz vorn). Schrieb Carl Schmitt im Zweiten Weltkrieg von einer »allgegenwärtigen, ›ubiquitären‹ Einmischungs- und Nicht-Anerkennungspolitik, die sich anmaßt, zu jeder an irgendeinem Punkt der Erde eintretenden Änderung der Lage von Washington aus das Placet zu erteilen oder zu verweigern«, so daß die USA, herausgefordert von Deutschland, »die ganze Erde mit einem System von Luftstützpunkten und Luftfähren« überziehen, so sagt Todd, der »Krieg gegen den Terror« erlaube es den USA »nach Belieben überall punktuell und oberflächlich einzugreifen, wie auf den Philippinen und im Jemen geschehen, oder Stützpunkte in Usbekistan und Afghanistan zu errichten und Vorstöße nach Georgien und an die Grenze von Tschetschenien zu unternehmen«.4 Wie Schmitt identifiziert Todd die Kriegführung der USA stets mit dem »Terror aus der Luft« und behauptet die »Unfähigkeit der amerikanischen Streitkräfte zum Landkrieg«: Es ist eben die charakteristische Kriegführung einer universellen und bodenlosen Macht.

Sah Schmitt die Ansprüche einer »planetarischen Weltkontrolle und Weltherrschaft«, die von den USA erhoben werden, daran scheitern, daß die Regierung in Washington nicht als Souverän der Welt agieren könne, sondern nur als Organ, das auf die Verletzung des Rechts reagiere, glaubt Todd zu erkennen, daß die USA, die sich doch »als Staat auf dem gesamten Planeten durchsetzen und dabei ein weltweites Gewaltmonopol erringen« wollen, zuschanden werden, weil sie doch nur »Laissez faire« betreiben, wenn »andere Taten erforderlich wären«: Sie ließen »Willenskraft und Planungsbereitschaft« vermissen. Das sind ebenjene »Selbstwidersprüche«, in die bereits Schmitt die USA verwickelt sah, »an denen die westliche Hemisphäre seit langem« kranke und die seit dem Beginn der imperialistischen Zeit so erstaunlich gewachsen seien, daß »der Gedanke einer von dort her kommenden neuen Weltordnung grotesk« erscheine.

Hieß es bei Schmitt, es könne »keine gelenkte Weltwirtschaft« geben, sieht Todd »Amerika als keynesianischen Regulator der Weltwirtschaft« nunmehr zugrunde gehen. Die Vereinigten Staaten taugen nicht zum Souverän in der Krise; sie funktionieren als keynesianischer Regulator nur so weit, als hier – in einer Gesellschaft ohne wirklichen Souverän – allein die Gesellschaft, die Masse der amerikanischen Konsumenten, die Weltwirtschaft antreiben könne: »Die Ablehnung des Staates in der Gesellschaft hat dazu geführt, daß die Gesellschaft in die Rolle des Staates geschlüpft ist.« Damit sei die

amerikanische Gesellschaft selbst so unproduktiv geworden, wie es – ginge es mit rechten Dingen zu – dem Staat gegenüber der Gesellschaft zustünde. Die US-amerikanischen Bürger werden also zu den Parasiten der Welt erklärt, globalisierte Schmarotzer – »eine Plebs in dem Sinne, wie sie im römischen Kaiserreich bestand«. Der Dollar »ist so magisch, daß manche Ökonomen schon die Schlußfolgerung gezogen haben, die Rolle der Vereinigten Staaten in der Weltwirtschaft sei es nicht mehr, wie andere Staaten Waren zu produzieren, sondern Dollars«.

Mit dieser ökonomistischen Wendung kann nun die antisemitische Projektion direkt auf die US-Bürger übertragen werden: »Sie produzieren nichts und konsumieren nur. Die massive Ausweitung der individuellen Verantwortlichkeit hat zu kollektiver Verantwortungslosigkeit geführt.« Erschien früher schon der US-Staat den antiamerikanischen Europäern als »gewalttätiger Geschäftsmann« und sonst nichts, weiß Todd ihn nun in jedem einzelnen seiner Bürger verkörpert. Damit liefert der antiamerikanische Ideologe aus Frankreich, bewußt oder unbewußt, die Legitimation für die weltweiten Aktionen von Terrorgruppen wie Al-Qaida: Wenn jeder US-Bürger – im Unterschied zu allen anderen Bürgern reicher Länder – unmittelbar an der Ausbeutung der gesamten Welt partizipiert, wie es solche globalisierungskritischen Hirngespinste suggerieren, dann wird er auch näher denn je an Juden und Israelis herangerückt – als mögliches Ziel von Selbstmordattentaten. Die Projektionen gehen ineinander über: Der US-Bürger ist zwar unproduktiv, aber überaus »mobil«; ruhelos und ohne Heimat zieht er umher gleich dem verfluchten »ewigen Juden« in den antisemitischen Phantasien. Wie die Juden in diesen Phantasien weckt die amerikanische Gesellschaft in toto jene große Angst der weißen Männer, die nach Ansicht Freuds dem Antisemitismus als solchem zugrunde liegt: »Zu den zahllosen Bereichen, in denen zwischen Amerikanern und Europäern kulturelle Unterschiede zutage treten, gehört die Stellung der amerikanischen Frau, die Kastrationsängste weckt und europäische Männer ebenso einschüchtert wie der übermächtige arabische Mann die europäischen Frauen.«5

Aber für die europäischen Männer ist ein Ende der Kastrationsdrohung absehbar. Schrieb Schmitt, »daß die Erde immer größer bleiben wird als die Vereinigten Staaten von Amerika und daß sie auch heute noch groß genug ist für mehrere Großräume, in denen freiheitsliebende Menschen ihre geschichtliche, wirtschaftliche und geistige Substanz und Eigenart zu wahren und zu verteidigen wissen«, so heißt es nun bei Todd: »Aber die Welt ist heute zu groß, zu bevölkert und zu vielfältig, sie wird von zu vielen unkontrollierbaren Kräften bewegt«, als daß die USA sie wirklich beherrschen könnten. Statt von Großräumen ist hier – in der deutschen Übersetzung des Bestsellers – von »Großregionen« die Rede. Sie sind nach Todd eben der Raum, worin die »europäischen Eliten« die »Unabhängigkeit ihrer Völker zu verteidigen« haben. Welches Volk dabei die Führung übernehmen wird, ergibt sich daraus, daß einzig »die amerikanischen und die deutschen Anschauungen einen absoluten Gegensatz darstellen«. Worin dieser Gegensatz im Kern besteht, auch darüber läßt Todd keinen Zweifel: Europas Bürger unterhalten »zu ihrem Staat seit jeher ein Verhältnis des unausgesprochenen Vertrauens. Die verschiedenen Institutionen galten niemals als Feinde – im Gegensatz zu den USA, wo die liberale Ideologie nur den sichtbaren und präsentablen Teil einer Einstellung gegenüber dem Staat darstellt, die im Denken der Menschen geradezu paranoide Züge annehmen kann.« Demgegenüber schätzt Todd an Europa das »kollektive Denken«, das ökologische Bewußtsein und die Ausrichtung auf produktives Kapital und positive Handelsbilanzen: »Ergebnis einer langen Geschichte bäuerlichen Wirtschaftens«. Was die wahre Verbundenheit mit dem Boden ausmacht, zeigt sich aber am deutlichsten in den despektierlichen Bemerkungen zu den »mäßigen Leistungen der US-Armee«: »Wo immer möglich« hätten die US-Truppen im Zweiten Weltkrieg »Operationen, die eine gewisse Opferbereitschaft verlangten«, den anderen alliierten Kontingenten übertragen.

Der Unterschied zwischen Todd und Schmitt besteht nun darin, daß jenes Interventionsverbot, das für die USA in der deutsch-französischen Großregion vorgesehen ist – welche Strafe ihnen drohen würde, ergibt sich daraus, daß Todd auf das Atomwaffenarsenal Rußlands setzt – , die Existenz Israels unmöglich machen soll, denn dieses Land wird jetzt als staatgewordene Intervention, als »fest verankerter Flugzeugträger« der USA in die Schußlinie gerückt. Europa kann »die Unruhe, welche die Vereinigten Staaten und Israel in der arabischen Welt stiften, nicht auf Dauer hinnehmen. Die wirtschaftliche Realität legt nahe, daß der arabische Raum in eine Sphäre der Kooperation eintreten muß, die sich um Europa zentriert und die USA weitgehend ausschließt.« Daß damit auch der jüdische Staat verschwinden muß, ist offenkundig so selbstverständlich, daß Todd Israel hier gar nicht mehr erwähnt. An anderer Stelle heißt es, die beiden Pfeiler des amerikanischen strategischen Systems, Japan und Israel, »tragen das Stigma der ›fremden Kulturen‹ und sollen deshalb« – nach der Zerschlagung jenes Systems – »ihrem Schicksal überlassen werden«. Anders jedoch als Japan erhält Israel fundamentale Bedeutung im Negativen – Bedingung dafür, die USA nach den Maßgaben des Universalismus zu verurteilen. Israel wird als Beweis dafür genommen, daß die Vereinigten Staaten mit dem Universalismus gebrochen haben: »Die Parteinahme für Israel ist die sichtbarste Manifestation der Abkehr Amerikas vom Universalismus ....«

So schließt sich wieder einmal der Kreis: Jeder einzelne US-Bürger partizipiere an der Ausbeutung der ganzen Welt, und ebendies zeige sich unmißverständlich am Engagement der USA für Israel. Ein Übel entlarvt das andere, und beide können von Europa aus als die eigentlichen »Schurkenstaaten« der Weltpolitik ins Visier genommen werden – und zwar genau in dem Sinn, den Peter Sloterdijk (in: »Profil« 39/2002) erläutert hat: »Der Begriff ›rogue state‹, mit ›Schurkenstaat‹ übrigens eher unglücklich ins Deutsche übersetzt, hat in der westlichen Politik seit einigen Jahren Hochkonjunktur. In der Biologie

steht ›rogue‹ für das wieder ausgewilderte Einzelgängertier, das abseits von der Herde durch den Busch streift. Die beiden ›rogue states‹ der gegenwärtigen Weltpolitik sind, so gesehen, die USA und Israel, die jede Art von Alignement mit der internationalen Staatengemeinschaft aus dem Grundansatz ihres Selbstverständnisses heraus ablehnen, weil sie beide davon ausgehen, daß Nicht-Israelis beziehungsweise Nicht-Amerikaner sich in die besondere Situation dieser beiden Länder nicht einfühlen können.« Hinzugefügt werden muß nur noch: Ausgewilderte Einzelgängertiere gelten in der Herde als besonders gefährlich und werden naturgemäß abgeschossen.

VI. Der absolute Feind, der hinter allen Gegnern steht, ist immer derselbe: das phantasierte Judentum. Herausgefordert aber durch die Existenz eines jüdischen Staates, durchdringen sich die Feindbilder jetzt abermals in neuer Weise. Verkörpern die Juden den abstrakten Reichtum, das unmenschliche Geld, und die USA das bodenlose Recht, die staatsfeindliche Gesellschaft, so sind beide Projektionen nun durch den Rekurs auf den Staat Israel aufeinander bezogen: Einerseits werden die USA als dessen Schutzmacht eindeutig wie nie zuvor als Land der Juden identifiziert und gerade darin von Europa unterschieden. Auf diese Weise hebt sich auch das Wortpaar vom »großen« und »kleinen Teufel«, dem selbst jene Antiimperialisten folgen, die es nicht aussprechen, von dem des »amerikanischen Monsters« und dessen »Köter« ab, mit dem einst Ernst Bloch Antiamerikanismus und Antizionismus charakterisiert hat.6 Die Hinweise auf die jüdischen Berater im Umkreis des US-Präsidenten sind so obligatorisch wie überflüssig geworden – es genügt im Prinzip, die Unterstützung Israels herauszustreichen. Andererseits wird Israel gerade damit entlarvt, daß es von den USA unterstützt werden müsse: Nur dadurch könne es überhaupt existieren. Das Feindbild, das seit dem 19. Jahrhundert für die nordamerikanische Gesellschaft geprägt worden ist, glaubt sich in Israel endlich an der richtigen Adresse: Das ist kein richtiger, auf Dauer lebensfähiger, sondern ein uneigentlicher Staat. (Das heißt natürlich nicht, daß der Antizionismus in sich zusammenbrechen würde, wenn die USA Israel ihre Unterstützung entzögen, handelt es sich doch um einen Wahn, der sich von politischen Gegebenheiten nur die Stichworte geben läßt, um in seinem Monologisieren fortzufahren. Solange Israel sich behaupten kann, wird man darin die dunklen Machenschaften der vor allem in den USA konzentrierten Juden sehen.)

Israel ist der kleine »Weltpolizist« und das kleine »ausgewilderte Einzelgängertier« – »Brückenkopf«, »Köter«, »Flugzeugträger« des amerikanischen Imperialismus, sagen die Antiimperialisten aller Länder. Den Brückenkopf kann man zerstören, den Köter vergiften, den Flugzeugträger versenken, auch wenn der Imperialismus, das »amerikanische Monster«, übermächtig bleibt; der kleine »Weltpolizist« läßt sich vernichten, ist der große (noch) nicht faßbar. Gegen Israel kann man einen Weltkrieg im Nahen Osten führen, einen Weltkrieg, der von Rackets und Selbstmord-Attentätern getragen wird.

Der 32. Artikel der »Charta der Hamas« macht deutlich, daß Israel von den Islamisten nach demselben Muster betrachtet wird, nach dem Carl Schmitt die USA als universelle Macht betrachtete: »Der Weltzionismus und die imperialistischen Kräfte haben mit klugen Schritten und bewußter Planung versucht, die arabischen Länder aus der Kampfarena gegen den Zionismus wegzustoßen, um letztendlich das palästinensische Volk zu isolieren ... Heute ist es Palästina und morgen könnten es andere Länder sein. Zionistische Machenschaften setzen sich nämlich endlos fort und werden sich nach Palästina gierig vom Nil bis zum Euphrat ausdehnen. Erst dann, wenn sie komplett die Gegend verdaut haben, auf die sie ihre Finger gelegt haben, werden sie zu noch mehr Expansion voranschreiten und so weiter.«7

Das vom Islamismus geschaffene Wortpaar vom »großen« und »kleinen Teufel« entspricht genau dieser veränderten ideologischen Situation. Großer und kleiner, ferner und naher Dämon bedingen einander, trotzdem fallen sie nicht einfach in eins: Der »Weltpolizist« kann im antiimperialistischen Bewußtsein konsequenterweise nur dann das globalisierte Kapital vollständig verkörpern, wenn das Judentum als »dahinter« steckend imaginiert wird; so wie Israel dem antizionistischen Bewußtsein besonders dann in allen seinen Aspekten als unechter Staat erscheint, wenn hervorgehoben wird, daß die USA seine Existenz ermöglichen.

Auch jene, die nicht gerne das islamistische Vokabular verwenden, bezeichnen doch das World Trade Center als »Tempel des Finanzkapitals« (niemand spricht von »Kathedralen des Finanzkapitals«, obschon es sich um Hochhäuser handelt), das, wie jeder weiß, an der »Ostküste« liegt. Damit bleibt – wie immer bei antisemitischen Anspielungen – alles ganz undeutlich: nicht nur der Hinweis auf den vorgestellten Anteil der Juden an diesen Orten und Institutionen, sondern auch die Funktionsmechanismen der damit benannten Macht; undeutlich genug, das Kapital und das Geld in seinen fatalen Auswirkungen zu »meinen«, die schlechten Seiten der Warenproduktion abzuspalten von den guten, an denen man weiterhin partizipieren möchte. Man braucht also den »großen Teufel« nicht zuletzt, weil der »kleine« allzu nahe und konkret ist für solche unheimlichen globalen Zusammenhänge; man benötigt den »Weltpolizisten« mit seinen »Tempeln des Finanzkapitals«, weil das konkrete Feindbild des jeweiligen israelischen Ministerpräsidenten oder des Funktionärs der örtlichen jüdischen Gemeinde als Projektionsfläche eines staatstreuen Antikapitalismus zu wenig Spannweite hat, den ganzen Umfang des abstrakten Unheimlichen, das einem überall begegnet, abzudecken.

Israel kann nur unheimlich erscheinen, wenn es vor dem Hintergrund jener »Tempel des Finanzkapitals« betrachtet wird. Der jüdische Staat wird von Edward Said darin in Frage gestellt, daß er »auf bedeutende außerstaatliche Herrschaftsmittel zurückgreifen« könne.8 Und diese außerstaatlichen Herrschaftsmittel treiben vornehmlich in den USA ihr Unwesen. Über sie erfährt man kaum Genaueres. Es ist von »Wühl-Tätigkeiten einer politischen Lobby« die Rede: »Die äußerst einflußreiche jüdische Gemeinschaft in Amerika drängt dem israelischen Willen immer noch Geld und eine reduzierte Sichtweise auf.«9 Israel erscheint bei Said nunmehr als Instrument dieser in den USA wühlenden jüdischen Gemeinschaft – die aber letztlich alle Juden umfasse: »Während der letzten hundert Jahre blieb kein Jude vom Zionismus unberührt ...« In welcher Weise jeder Jude davon berührt worden sein soll, muß naturgemäß im dunkeln bleiben.

Im dunkeln bleibt es auch in der »Charta der Hamas«, aber Name und Adresse des Feindes werden genauer angegeben. Im 18. Artikel heißt es: »Die zionistische Invasion ist auf verschlagene Weise bösartig. Sie schreckt nicht davor zurück, verschlungene Wege zu wählen und alle verabscheuungswürdigen und widerwärtigen Mittel anzuwenden, um ihre Ziele zu erreichen. Um sich einmischen und Spionageaktivitäten vornehmen zu können, ist sie in großem Maß auf die Geheimorganisationen angewiesen, z. B. die Freimaurer, die Rotary Clubs, Lions und andere. All diese Geheimorganisationen, von denen einige auch offen arbeiten, agieren für die Interessen des Zionismus und wollen unter dessen Anleitung die Gesellschaften zerstören, Werte vernichten, Verantwortlichkeiten ausschalten, Tugenden ins Schwanken bringen und den Islam auslöschen. Sie stehen hinter der Verbreitung von Drogen und Giften aller Art, die ihnen Machtausübung und Machtausdehnung erleichtern sollen.« Schließlich greift die »Charta der Hamas« dann in ihrem 32. Artikel auf die klassischen Dokumente des Antisemitismus zurück: Das »Komplott« der Zionisten »wurde in den Protokollen der Weisen von Zion niedergelegt: Ihr derzeitiges Verhalten ist der beste Beweis für das, was dort gesagt wurde.«10

Said wie Hamas geht es darum, den Staat Israel auf die USA zurückzuführen und die USA wiederum auf das Judentum. Die antiamerikanische Vorstellung wird geradezu ein Vermittlungsschritt im antisemitischen Zirkel – Pendant zur Bestimmung Israels im antiamerikanischen Schluß, wie ihn Emmanuel Todd vorführt. Die Sympathien, die der kürzlich verstorbene Said hingegen für Europa und im Speziellen für Deutschland hegt, lassen kaum Zweifel, daß es auch ihm um die Konzeption eines neuen alten Großraums geht: So klagt er, daß die Rolle der USA nur darum so »außerordentlich negativ« sei, weil sich Europa politisch sehr passiv verhalte, und er fordert die Deutschen auf, »die notwendige Verbindung zwischen ihrer Geschichte und unserer zu ziehen (und sie nicht zu leugnen) und dann den notwendigen Schluß zu ziehen. Deutschland hat noch eine Verantwortung, der es sich nicht länger entziehen kann«.11 Der innere Zusammenhang dieser hier angepeilten Großraumordnung spricht sich allein in der Bezeichnung aus, die Said einmal für das Friedensabkommen von Oslo fand: »ein palästinensisches Versailles«.12

VII. So tritt heute in neuer Klarheit hervor, was Antiamerikanismus und Antisemitismus, die Vorstellung einer bürgerlichen Gesellschaft ohne eigentliche Souveränität und der Wahn von der Verkörperung des Geldes von Anfang an einte: die »Bereitschaft zum Opfer« (Heidegger), die man beiden Feindbildern entgegensetzen will und die man Amerikanern wie Juden abspricht. Das ist die »politische Theologie« (Carl Schmitt), die von deutscher Seite gegenüber dem bodenlosen imperialistischen Universalismus der allgegenwärtig gewordenen westlichen Hemisphäre behauptet wurde; das ist die »politische Spiritualität« (Michel Foucault), die von den islamistischen Kräften nun gegen den großen und kleinen Teufel mobilisiert wird. Darin werden alle Selbstwidersprüche beseitigt, die der westlichen Macht unlösbar und in der pathischen Projektion des Judentums aufgehoben sind. In dieser Bereitschaft zum Opfer geht, was als Großraum-Konzeption mit Interventionsverbot fremder Mächte geradezu harmlos klingt, aufs Ganze. »Wie können Truppen, deren Gott der Dollar ist, durchhalten bis zum letzten?«13 – erklärte Hitler 1941 dem japanischen Botschafter Hiroshi Oshima. Die Schwäche der Juden, erklärt der Hamas-Sprecher Ismail Haniya gegenüber der »Washington Post«, bestehe darin, daß sie das Leben mehr als andere Leute lieben und es vorziehen, nicht zu sterben.14 Und Ayathollah Khamenei deklarierte auf einer Kundgebung im iranischen Inqelaab am 25. März 2003, Amerika habe »Kenntnis über uns, über unseren Geist des Martyriums, der Selbstaufopferung und der Furchtlosigkeit im Angesicht des Todes ... Der Faktor der Furchtlosigkeit im Angesicht des Todes ist einer der Faktoren, welche sie nicht ausarbeiten können in ihren Berechnungen. Es ist wie ein Stein in einer Maschine. Es verkrüppelt die Maschine. Es ist wie ein Felsen vor einer Faust. Sie können einer Nation, deren Mitglieder den Tod nicht fürchten und die tapfer dem Tod entgegensehen, nichts anhaben.«

Was daraus folgt, läßt sich festhalten und doch nicht begreifen – so wie die Taten der Deutschen zwar aus spezifisch deutschen Traditionen, die der Islamisten aus bestimmten islamischen abgeleitet werden können. Indem sie aber durch den Großraum hindurch die Einheit der Gegensätze gewaltsam geltend machen, und das heißt in der Krise: Vernichtung um ihrer selbst willen verbreiten, lassen sie jede Tradition hinter sich, und die Ableitung geht irgendwann ins Leere. Zwei Jahre nach Carl Schmitts Überlegungen zur »letzten globalen Linie« schrieb Theodor W. Adorno, der hinter dieser Linie noch einmal Schutz gefunden hatte, als jene freiheitsliebenden Menschen losschlugen: »Was die Deutschen begangen haben, entzieht sich dem Verständnis ... Dennoch sieht das Bewußtsein, das dem Unsagbaren standhalten möchte, immer wieder

auf den Versuch zu begreifen sich zurückgeworfen, wenn es nicht subjektiv dem Wahnsinn verfallen will, der objektiv herrscht.«15

Das betrifft auch die Begriffe des Opfers und des Selbstopfers: Sie können den Nationalsozialismus und das islamistische Selbstmord-Attentat nicht erklären, weil sie doch noch immer auf begrenzbare Handlungen verweisen. Ihre Totalisierung im Namen Deutschlands oder Allahs ist das Unbegreifliche, das keine wissenschaftliche Analyse begreiflich machen kann, das immer nur von neuem festzuhalten ist: »Am Anfang des deutschen Imperialismus steht die Wagnersche Götterdämmerung, die begeisterte Prophetie des eigenen Untergangs, deren Komposition gleichzeitig mit dem siegreichen siebziger Krieg in Angriff genommen wurde. Im selben Geiste hat man zwei Jahre vor dem Zweiten Weltkrieg dem deutschen Volk den Untergang seines Zeppelins in Lakehurst gefilmt vorgeführt. Ruhig, unbeirrt zieht das Schiff seine Bahn, um plötzlich senkrecht herabzustürzen. Bleibt kein Ausweg, so wird dem Vernichtungsdrang vollends gleichgültig, worin er nie ganz fest unterschied: ob er gegen andere sich richtet oder gegens eigene Subjekt.«16

VIII. Wolfgang Pohrt schrieb einmal, die USA seien zu verurteilen und zu bekämpfen, »gemessen an dem, was möglich wäre und was die USA mit ihrer Politik tatkräftig verhindern: eine Welt ohne Elend, Hunger und Folter ...«17 Verhindert wird es, das wußte Pohrt, nicht nur von den USA, sondern von jedem Staat; selbst der kleinste hat im Rahmen seiner Möglichkeiten daran Anteil, denn er trägt Sorge für die Akkumulation des Kapitals. Es kommt nur darauf an, auf welcher politischen Ebene man sich gerade befindet. Wer daraus aber den Schluß zieht, die USA müßten vor allen anderen Staaten bekämpft werden, weil ihre Möglichkeiten zu verhindern, was möglich wäre, die größten sind und unbegrenzt scheinen, der will nicht wahrhaben, daß sie es waren, die, zusammen mit der Sowjetunion, verhindert haben, was das Schlimmste gewesen wäre: die Fortsetzung und Wiederholung von Auschwitz – hervorgebracht von einem vergleichsweise kleinen Staat namens Deutschland.18 Sie haben es verhindert, ohne doch dessen Voraussetzungen zu beseitigen, denn das erforderte eine Welt ohne Elend, Hunger und Folter.

Ich danke Andrea Woeldike für wichtige Hinweise und Kritik.

Anmerkungen

1 Jacques Derrida, Jürgen Habermas: »Nach dem Krieg: Die Wiedergeburt Europas«, »FAZ«, 31. 5. 2003.

2 Habermas (»Die Zeit« 18/1999) betonte zunächst noch die Einheit von USA und Deutschland bzw. Europa – gerade um jeden Verdacht abzuwehren, es handle sich um partikulare Interessen, die sich hinter der universalistischen Rechtfertigung verbergen würden. Dann aber geht er selbst dazu über, zwischen USA und Deutschland zu differenzieren, indem er die USA doch verdächtigt, partikulare Interessen zu haben. Er spricht von einem »interessanten Unterschied«: Die USA betrieben »die globale Durchsetzung der Menschenrechte als die nationale Mission einer Weltmacht, die dieses Ziel unter Prämissen der Machtpolitik« verfolge. Den »meisten Regierungen der EU« hingegen gehe es um »ein Projekt«: eine durchgreifende »Verrechtlichung internationaler Beziehungen«. Während Europa zugute gehalten wird, was nach Richard Wagner deutsch ist: die Sache um ihrer selbst willen treiben, also die »Partei zu sein, die für das Ganze handeln will« (Habermas), wird den USA behutsam unterstellt, die Menschenrechte zu instrumentalisieren für ihre letzten Endes doch partikulare Machtpolitik: »Eine Sache ist es, wenn die USA in den Spuren einer wie auch immer bemerkenswerten politischen Tradition die menschenrechtlich instrumentierte Rolle des hegemonialen Ordnungsgaranten spielen. Eine andere Sache ist es, wenn wir (!) den prekären Übergang von der klassischen Machtpolitik zu einem weltbürgerlichen Zustand über die Gräben eines aktuellen, auch mit Waffen ausgetragenen Konflikts hinweg als gemeinsam zu bewältigenden Lernprozeß verstehen. Die weiter ausgreifende Perspektive mahnt auch zu größerer Vorsicht. Die Selbstermächtigung der Nato darf nicht zum Regelfall werden.« Und über die Ausnahmen sollen künftig »wir« entscheiden. Dazu aber bedarf es »einer besonderen Sensibilität«. Der feine Unterschied zu Carl Schmitt: Der Souverän, der per definitionem über die Ausnahme zu entscheiden hat, möge es einfühlsam tun.

3 Günter Maschke: »Frank B. Kellog siegt am Golf. Völkerrechtsgeschichtliche Rückblicke anläßlich des ersten Krieges des Pazifismus«, in: ders.: *Siebte Etappe*. Bonn 1991, S. 28 ff. Vgl. hierzu auch die Kritik von Dan Diner (*Feindbild Amerika*. München 2002, S. 214), der in diesem Zusammenhang auf verwandte Positionen verweist, so auf: Rainer Zitelmann/Karlheinz Weißmann/Michael Großheim (Hg.): *Westbindung. Chancen und Risiken für Deutschland*. Berlin/Frankfurt am Main 1993.

4 Emmanuel Todd: *Weltmacht USA. Ein Nachruf* München/Zürich 2003. Auch die folgenden Zitate aus diesem Band.

5 Ebd. Auch die folgenden Zitate aus diesem Band.

6 Ernst Bloch: *Das Prinzip Hoffnung*. Werkausgabe. Frankfurt am Main 1985, Bd. 5, S. 708 u. 713. Horst Pankow hat Blochs verschiedene Positionen gegenüber Israel herausgearbeitet in dem Aufsatz: Kommunismus und Zionismus. Das Beispiel Ernst Bloch, in: »Bahamas« 38/2002, S. 48-52.

7 Die deutsche Übersetzung stammt aus Matthias Küntzels Dossier für die »Jungle World« vom 27. 11. 2002.

8 Edward W. Said: *Zionismus und palästinensische Selbstbestimmung*. Stuttgart 1981, S.110.

9 Ebd., S.123.

10 »Jungle World«, 27. 11. 2002.

11 Edward W. Said: *Das Ende des Friedensprozesses*. Berlin 2002, S. 29.

12 Edward W. Said: *Frieden in Nahost? Essays über Israel und Palästina*. Heidelberg 1997, S. 45.

13 Zit. n. James V. Compton: *Hitler und die USA. Die Amerikapolitik des Dritten Reiches und die Ursprünge des Zweiten Weltkrieges.* Oldenburg/Hamburg 1968

14 Zit. n. Thomas Friedman: »Suicidal Lies«. in »New York Times«, 31. 3. 2002.

15 Theodor W. Adorno: *Minima moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben*. Gesammelte Schriften. Frankfurt am Main 1997, Bd. 4, S. 117.

16 Ebd., S. 118.

17 Wolfgang Pohrt: »Anti-Amerikanismus, Anti-Imperialismus«, in: ders.: *Stammesbewußtsein, Kulturnation. Pamphlete, Essays, Feuilleton*. Berlin 1984, S. 81.

18 Pohrt hat diesen Gegensatz angedeutet, wenn er im Anschluß an die zitierte Stelle schreibt: »Die Wahrheit ist andererseits, daß die USA das gelobte Land sind, wenn man von der Möglichkeit der Befreiung aller Menschen von Elend, Hunger und Folter abstrahiert und nur die Wirklichkeit, und besonders die der Bundesrepublik, in Betracht zieht.« Ebd., S. 82.

Abdruck aus: Uwer/Osten-Sacken/Woeldicke (Hg.): »Amerika, der ›War on Terror‹ und der Aufstand der Alten Welt« (Ça ira)

Konkret 12/03, S. 40

Marit Hofmann

Kunst & Gewerbe

11 Fragen an ...

Moritz von Uslar. So schnell wie möglich, denn wir haben ja nicht ewig Lust!

Für den 11. Oktober 2003 plante das Literarische Zentrum Göttingen eine öffentliche Veranstaltung mit Martin Walser. Der Journalist Moritz von Uslar sollte ihn »mit der Technik seines speziellen Interviews befragen. 100 freche, unerwartete Fragen, die schnell beantwortet werden müssen«. Weil gegen Walsers Auftritt Proteste angekündigt worden waren, fiel die Veranstaltung schließlich aus. Das Literarische Zentrum erklärte am 7. Oktober: »Wir glauben, daß solche offenen Gespräche ... ein zuverlässig wirksames und nachhaltiges Mittel sind gegen Intoleranz, Indifferenz und doktrinäre Systeme. Literatur und Kunst entsprechen am meisten menschlicher Vielschichtigkeit. Wir glauben an das Fröhliche in der Literatur ebenso wie an ihr Tragisches und setzen auf die heitere zerstrittene Ehe von U und E ... Nach einem ausführlichen Gespräch mit Martin Walser teilt uns dieser heute mit: ›Ich habe keine Lust, mit Parolen brüllenden Leuten in einen akustischen Wettbewerb zu treten. Nach allem, was ich aus Göttingen gehört habe, ist mit einem ruhigen, ungestörten Gespräch nicht zu rechnen. Also überlasse ich die Szene den Schreiern.‹ Wir bedauern dies und bitten unser Publikum um Verständnis.«

Das Interview Uslar/Walser wurde indes unter Ausschluß der Öffentlichkeit geführt und ist am 30. Oktober im Magazin der »Süddeutschen Zeitung« erschienen. Es beginnt mit der frechen Frage: »Obstler oder Calvados?« und endet mit nicht minder gewagten zu Trenchcoats und Wetter (»Froh, daß es jetzt wieder öfter regnet?«).

Über Walser weitere Worte zu verlieren erübrigt sich; zu seinem Leidweisen immer noch zu wenig bekannt ist jedoch der Fragesteller, der übrigens auch das Drehbuch der RAF-Schmonzette »Baader« (vgl. KONKRET 4/02) schrieb und sich in der blasierten »SZ-Magazin«-Rubrik »Wie sehen Sie denn aus?« Seit an Seit mit der investigativen Modejournalistin Rebecca Casati über das Erscheinungsbild Prominenter ausließ. Das Walser-Interview darf als Krönung des Uslarschen Schaffens gelten.

1 Manhattan oder Mitte?

Von Berlin aus läßt sich derzeit offenbar einiges besser sehen und als Meinung, Warnung, Wahrheit auf den Tisch legen als von Amerika – das wäre ja interessant, das wäre ja irre, wenn das wirklich stimmt!

2 »Was hat der Pöbel, der demonstriert, gegen Sie?« fragten Sie Walser. Geiles Gefühl, die Demonstranten, die erfolgreich verhinderten, daß Sie Ihre »100 Fragen« an Martin Walser öffentlich stellen konnten, als Pöbel zu bezeichnen?

Mit Verlaub: Ich glaube, daß ich mich traue, Dinge zu fragen, die andere sich nicht trauen. Sie müssen so überspitzt, so riskant, so am edge formuliert sein, daß ein bloßes Ja oder ein bloßes Nein schon ein Hammer ist.

3 Sie referieren Frank Schirrmachers Vorwürfe gegen Walsers Roman wie folgt: »Das Repertoire antisemitischer Klischees sei unübersehbar. Aua!« Wo genau tut's denn weh?

Der Schreck darüber, daß es klappt, daß man mit diesem Supermann exakt den Kram besprechen kann, den man für richtig hält.

4 Und vor Schreck haben Sie dann auch noch behauptet, das Interview sei gesprengt worden (»Frankfurt, Ausweichort für das Interview, das ursprünglich als öffentliche Veranstaltung vor Publikum stattfinden sollte, aber von linksautonomen Gruppen gesprengt wurde«). Ihr Resümee des Walser-Interviews?

Man ist sich näher gekommen. Es war – gut. Es gilt: Sprechen geht immer, während Sich-Prügeln fast nie notwendig ist. Es ist, liebe Leserin, lieber Leser, ja diesmal unmöglich ihn mißzuverstehen.

5 Warum haben Sie dann aber Walsers Versicherungen, daß zu seinen besten Freunden Juden gehören, und was die dürfen, er schon lange darf (»Ignatz Bubis hat gesagt, er brauche die Gedenkstätte nicht. Das kann ich auch sagen«) gründlich mißverstanden?

Man hat – als Interviewer – auch ein bißchen Angst vor ihm, daß man den Problemen, die er mit sich herumträgt, nicht gewachsen ist. Unangenehm fragen ist schon okay, aber jemanden verletzten: lieber nicht so gerne.

Armer Interviewer, armer Walser.

6 »Ganz gleich, daß Walser Auschwitz nicht banalisieren wollte, sondern gerade die Banalisierung des Holocaust durch Dauerstrapazierung beklagte – bis heute umweht ihn in der öffentliche Wahrnehmung ein diffuser Nazi-

Grusel«, schrieb die »Taz« anläßlich Ihres Interviews. »Für die Antworten hätte sich kein Antifaschist einen Schnupfen holen müssen.« Überrascht, daß die »Taz« zu Walser und Ihnen hält?

Toll. Hahahahaaa. Big Time.

7 Wie nennt Sie Ihre Freundin Nicolette Krebitz, die Sie laut »Bunte« zärtlich »Coco« nennen? Vielleicht Momo oder Ritze?

Kein Kommentar.

Ha! Damit hat er wohl nicht gerechnet. Dabei hat von Uslar Woody Allen einmal gefragt: »Kennen Sie etwas Originelleres als ›Uh Baby!‹ zu stöhnen beim Orgasmus?«

8 Was sollen eigentlich immer diese »Zwischenflashs«, die laut »Taz« Ihre »Spezialität« sind?

In Interviews passiert wahnsinnig viel an nonverbaler Kommunikation. Es entsteht Charme, aber auch Unwohlsein. Diesen Strom an unendlich vielschichtigen und dicht geballten Stimmungsdaten versuche ich, in meine Kursivtexten aufzunehmen, zu beschreiben und zu kommentieren. Weil es mich fasziniert und sogar das Wesentliche an den »100 Fragen« ist.

Langsam, aber sicher entsteht ein Unwohlsein unsererseits. Endspurt!

9 Ihre Vorbilder: Paul Sahner oder Johannes B. Kerner?

Ich glaube, daß ich intuitiver und einfacher frage – mehr aus dem Bauch heraus. Man macht am besten selber einen auf Supermann. HER MIT DEM STAR! Kann ja nur schief gehen ... Und mit Verlaub: Ich glaube, daß ich mich traue, Dinge zu fragen, die andere sich nicht ...

10 Schon gut, das hatten wir bereits. Uns beschleicht das Gefühl, daß Ihre Interviews vor allem von Ihnen selbst handeln. Oder warum sonst führen Sie sie?

Weil das Interview ein Klassiker des Journalismus ist. Weil darin Leute sprechen – und Leute interessieren nun mal.

11 Wie sehen Sie denn aus?

Sämtliche Antworten sind Originalzitate Moritz von Uslars.

Interview: Marit Hofmann

Konkret 12/03, S. 40

Christoph Horst

Kunst & Gewerbe

Nicht bei Groschen

Rudolf Steiner wußte über Probleme der Ökonomie nicht nur, daß wir, »wenn wir zum Beispiel in unsere Geldbörse greifen, ... es ja ganz richtig mit ahrimanischen (teuflischen; C. H.) Gewalten zu tun« hätten, sondern auch, daß der Sinn des Geldes im »Dienen und Fließen« liege, der Zins also ein Übel darstelle. Heutige Anthroposophen haben sich im Kapitalismus gut eingerichtet; ihre Produkte (Wundersalben, Heilsteine, astrologische Kalender etc.) werfen zumindest ausreichend Profit ab, um Großveranstaltungen zu organisieren, auf denen dann beispielsweise Themen wie »Hat der deutsche Volksgeist noch eine Aufgabe?« (Herbsttagung der Stuttgarter Anthroposophischen Gesellschaft) diskutiert werden. Da es seit Einführung des Euro aber auch in der Esoterikbranche schwieriger geworden ist, schnelles Geld zu verdienen, haben Anthroposophen einen Weg gefunden, zumindest Lokalpatrioten und Bioregionalisten zu treuen Kunden zu machen: Eine Waldorf-Initiative im bayerischen Prien hat neben dem Euro einen selbstgebastelten »Chiemgauer« etabliert, der in der Waldorfschule im Verhältnis 1:1 getauscht und in freiwillig teilnehmenden Geschäften ausgegeben werden kann. Das Prinzip eines Komplementär-, Frei- oder Regiogeldes, von den Antisemiten Steiner und Silvio Gesell übernommen, ist wirr und für »ahrimanisch-materialistisch« denkende Menschen schon im Ansatz eine Zumutung.

Die Ziele, die die Anthroposophen mit ihrer Privatwährung verfolgen, sind die bei völkischen Ökosekten üblichen: Förderung des volksgemeinschaftlichen Zusammenlebens von Unternehmen und Konsumenten sowie Stärkung der regionalen Strukturen. Der Initiator Gelleri erklärt: »Es dürfen nur Geschäfte vor Ort teilnehmen, damit das Geld in der Region bleibt ... Eine Verbundenheit zur Heimat muß schon vorhanden sein, damit so ein System funktioniert.« Mit drei Prozent jedes »Chiemgauers« werden soziale Projekte unterstützt, die sich die Teilnehmer frei auswählen dürfen. So gezwungen frei nämlich, wie es bei Anthroposophen immer zugeht, denn zur Auswahl stehen natürlich hauptsächlich die lokalen Waldorfschulen und -kindergärten. Zudem wird mit dem »Chiemgauer« Kontrolle über die Stadtbewohner gewonnen: »Es würde auffallen, wenn ein Fremder mit einer großen Menge Chiemgauer einkaufen würde«, erläutert Gelleri stolz und weist damit darauf hin, daß nur wer hart und ehrlich arbeitet, auch in den Genuß des Geldes kommt – Fälscher haben keine Chance.

Mitte Oktober berichtete die freigeldbegeisterte »Berliner Zeitung«, es seien schon 40.000 Chiemgauer gedruckt, und – an Waldorfschulen legt man natürlich Wert auf möglichst mittelalterliche Methoden – per Hand von den Schülern zugeschnitten, zur Hälfte der Zeit selbstverständlich ehrenamtlich. Und was machen die Waldorfschüler mit den Euros, die sie beim Umtausch entgegennehmen? Die werden nach Angaben der Verantwortlichen auf ein Bankkonto gepackt – vermutlich bei der anthroposophischen GLS-Bank, der zentralen Anlaufstelle für wohlhabende Okkultisten.

Konkret 12/03, S. 41

Kunst & Gewerbe

Kein richtiges Leben in Flaschen

»Kontraste«, 4.9.2003:

Der Deutschen liebster Strand – Bibione an der Adriaküste. Abschied vom sonnigen Süden – noch schnell ein Mitbringsel gekauft. Sehr beliebt – ein gutes Fläschchen Wein.

Hitlerweine: Das ist der Verkaufsschlager in diesem Jahr. Die Käufer sind fast nur deutsche Touristen. Die Ladenbesitzerin freut sich über die zahlreiche Kundschaft: »Der Wein ist ein Riesenerfolg. Wir haben dadurch unheimlich viele Kunden, die wiederum Freunde, Verwandte und Bekannte herschicken. Das ist eine Riesenreklame für den Laden.« Der Hersteller der Hitlerweine ist ein Winzer in der Nähe der norditalienischen Stadt Udine. Andrea Lunardelli verkaufte allein im letzten Jahr über 40.000 Weinflaschen mit Nazibildern und Propaganda-sprüchen. Lunardelli: »Das erste Etikett mit Hitlerbild war noch der Wunsch eines Kunden gewesen – das war dieser Führerwein. Das verkaufte sich dann so gut, daß wir andere Etiketten mit Hitler gemacht haben. Heute produzieren wir 15 verschiedene Weinflaschen mit Bildern von Hitler und seinen Generälen. Ein echter Verkaufsschlager ist dieses Etikett: ›Ein Volk ein Reich ein Führer‹.«

Wegen der Bilder von Nazi-Führern und Massenmördern auf seinen Weinflaschen wurde der Winzer Lunardelli in den letzten Jahren immer wieder in Italien angezeigt: »Die erste Anzeige bekamen wir in Bozen. Da sind wir wegen des Führerweins und des Mussoliniweins »il camerata« angezeigt worden. Wir wurden dann freigesprochen. Die Begründung des Gerichts war, daß es keine Straftat sei, Weinflaschen mit Fotos von historischen Persönlichkeiten zu verkaufen – denn wir würden ja keine Propaganda betreiben.« Seitdem brummt das Geschäft mit den Naziweinen – ganz im Gegensatz zu Che- und Stalinwein: Die vertreibt der schlaue Winzer wohl eher als Feigenblatt.

Lunardelli weiß es sehr wohl: In Deutschland ist der Verkauf verboten. Er liefere nicht dorthin, sagt er, obwohl viele Leute darum bitten. Trotzdem wird dort mit seinem Wein gehandelt: »Ich weiß, daß es dort einen Schwarzmarkt gibt. Ich verkauf hier, und die bringen sie dann dorthin. Die Flaschen werden dann unter der Hand verkauft.« Die Hitlerweine werden kistenweise entweder direkt bei ihm abgeholt, oder in einem der Tankstellen-Märkte auf den Autobahnen Richtung Deutschland gekauft.

Aus unserer sozialen Marktwirtschaft ist ein schleichender Sozialismus geworden.

Dieter Bohlen, Ich-AG

Konkret 12/03, S. 43

Jürgen Roth

Im Sumpf des Wir

Kultur-Kolumne

Daß ich es Goethe zutraue, unter die letzten Hundert zu kommen«, gestand der weise Johannes B. Kerner im Vorfeld einer Fernsehsendung, die das ZDF in Kooperation mit der »Bildzeitung« konzipiert und am 7. November auf den Schirm geschoben hatte – einer Sendung, in der dargelegt wurde, wer, so der Titel, »Unsere Besten« seien und wer schließlich, nach diversen Folge-»Dokushows«, unter zehn vom deutschen Volk Erwählten letztgültig als der größte Deutsche aller Zeiten zu gelten habe.

Nach dem Vorbild der BBC-Produktion »Great Britons« waren bis Mitte September durch einen von Guido Knopp angeführten ZDF-Rat dreihundert Spitzenköpfe vorgeschlagen worden. Unter Beteiligung von zirka 90.000 Zuschauern wurden alsdann weitere 1.300 Döspaddel hinzugewählt. Übrig blieben in der »Eröffnungsshow« mit Moderator Kerner sowie der erlauchten Kommentatorencrew aus Hans-Dietrich Genscher, Barbara Schöneberger, Boris Becker und Alice Schwarzer zunächst Stücker hundert Vorbilds- und mehrheitlich Sackträger. Von den am Schluß auserkorenen »Top 10« machte Ende November ein Edler das Rennen (Ergebnis nach Redaktionsschluß). Der ist, wer immer es ist, »der größte Deutsche«.

Was, um Kamerad Holzschuh zu zitieren, sollte der Scheiß? Was, um das alliterativ gestimmte ZDF zu befragen, sollen solche Fragen? »Adenauer oder Adorno? Bohlen oder Beethoven?« Bzw., wie sich bundesweit gehängte Plakate anschickten zu eruieren, »Kanzler oder Kanzel?« Ist es nicht aussichtslos, daran einen halbwegs tragfähigen Gedanken zu verschwenden? Ist das »Ranking-Fieber« (Bettina Gaus, ARD-Presseclub, »Taz«) Ausdruck des »Wunsches nach einem verbindlichen, gültigen Leitfaden für alle Lebenslagen« (dies.)? Sollen wir leben wie Daniel Küblböck, der Platz 16 eroberte? Sollen wir alle Goethe werden? Oder den Bismarck in uns entdecken? »Bei *Unsere Besten* wird erstmals zu einem nationalen Konsens aufgerufen«, rief das ZDF aus und beschwor (einmal mehr) den Demos, der in Deutschland die Volksgemeinschaft ist, die vor lauter Konsens schon immer weiß, wer dazugehört und wem man zu folgen hat.

Im Ausland ist das bekannt, weshalb man neben Franz Beckenbauer und Karl Benz (resp. einem ähnlich lautenden Automobil) einem gewissen A. Hitler bescheinigt, der größte oder beste oder bekannteste Deutsche zu sein. »Der größte Deutsche steht schon fest, aber den dürfen die Deutschen nicht wählen«, schrieb ein englisches Blatt. G. Knopp und Co. verfügten darob, daß weder Hitler noch Honecker zur Wahl standen – damit das »bessere Deutschland«, wie sich die »Taz« sinngemäß freute, ein paar weitere Imagepunkte einfuhr.

Was soll, was sollte der Scheiß? Weil es weder Grass noch Brecht, weder Hölderlin noch Hegel unter die Top hundred verschlagen hatte, bemängelte die »Süddeutsche«, Deutschland, »das Land zwischen Goethes *Faust* und der Becker-Faust« (Kerner), sei das Land »der kleinen Lichter und Autolenker«. Nun ja. Gleichfalls die »FAZ«-Brigaden des bigotten Bildungsbürgertums mokierten sich über die »darwinistisch anmutenden Ranking-Spielchen« in der, jesusundjosef!, »Aufmerksamkeits-Gesellschaft« im, Potzveilchen!, »Staate Bohlen«. »Jede inhaltliche Dimension einer ›Heldentat‹ wird schon aus Gründen der langwierigen Darlegung echter ›Werke‹ ausgeblendet.« Ausgeblendet! Im Fernsehen! Menschmenschmensch ...

Was sollte der Scheiß? Glaubt tatsächlich irgendwer, das Fernsehen sei ein Institut der Bildung, der historischen Aufklärung? Oder sollten wir, umherwatend im Sumpf des Wir, nicht besser dem obersten Hitlerauskenner der Nation, Guido Knopp, das Wort erteilen? »Die Deutschen sollen erkennen«, begrüßte unser liebster Demenzbolzen Franz Josef Wagner (»Bild«) mit Knopps Ausführungen den »volkspädagogischen Zweck« der Aktion, »daß eine Nation, die sich so selten auf ihre Stärken besinnt, reich an Besten ist.«

Reich an Besten sein – das muß man erst mal und kann man gleichwohl keinesfalls verstehen, und deshalb läßt man G. Knopp darüber sprechen, welches »Deutschland« denn hier gemeint war und ist: »Wir sind nach den staatlichen Grenzen des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation vorgegangen.« Das hätte geheißen, »Deutschland« rückwirkend bis ins 15. Jahrhundert zu verlegen. Das ZDF hinwieder entschied: »Von deutscher Geschichte im engeren Wortsinn kann man guten Gewissens seit dem 10. Jahrhundert sprechen, als die Ära der Könige und Kaiser beginnt.«

Nun, was der Scheiß auch sollte, Moderator Johannes Babbel Kerner stellte klar: »Wir müssen ja irgend'n Deutschlandbegriff haben« – weshalb Mozart, trotz wütender Interventionen aus Österreich und zumal der Wiener »Kronenzeitung«, wegen des brieflichen Bekenntnisses, »Teutschland« sei sein »geliebtes Vaterland«, einen wenigstens zwanzigsten Rang erfocht, derweil der Österreicher und gebürtige Darmstädter Karlheinz Böhm schon einen Platz weiter vorne landete, Gerhard Schröders Kandidat, der französelnde Heinrich Heine, indes verdientermaßen bloß 96. wurde, da ja der amtierende Bundeswilfried auch nur Position 82 einzunehmen vermochte, immerhin eine Stelle vor Beuys, zwei Schnitten vor Nietzsche und drei vor Rudi Dutschke, der sich u. a. Sven Hannawald, der eingebildeten Hitler-

Widerständlerin Dönhoff und Fr. Schiller beugen mußte, zu welchem Kerner vermeldete: »Ein echter Star, fast zu schade für Platz 68.«

Apart »freilich« (S. Rürup), daß Bohlen einerseits 30. wurde, andererseits kurz dahinter Becker und Beckenbauer ein fesches Traumpaar abgaben (35./36.), gleichsam in schöner Spiegelung des gleichermaßen anständigen Dreamteams Beate Uhse/Trümmerfrauen (87./88.). »Die frühe Beate Uhse«, gackerte da längst die deutsche Expertin Schwarzer, »die find' ich beeindruckend«, obgleich ihr von Minute zu Minute noch beeindruckender zu sein oder aufzuscheinen schien, daß sie in trinitätischer Präsenz den ganzen Laden schmiß: als kluge Kommentatorin, beste lebende Deutsche (23.) und »Patin« der hernach unter den zehn Überdeutschen aufgetauchten Geschwister Scholl. Dergestalt hatte Schwarzer nicht nur einen dem Begriff der Veranstaltung nach möglich gewesenen, fetzigen Finaldreikampf zwischen Hitler, Heß und Goebbels verhindert, sondern neben dem »Außenfischi« (Schöneberger), Heino (»Wenn Volkslieder eine Stütze der Gesellschaft sind, dann ist er das Fundament«), Kant und Nena (»die moderne Mutter der Nation«) auch jene »Vielfalt von Vorbildern« i. S. des ZDF-Ansinnens sinnbildlich untermauert, das eine »bunte Mischung« von solchen deutschen Menschen ersehnte, auf die man »stolz« (»Projektleiter« Peter Arens, ZDF) sei und die »unsere nationale Identität beeinflußt« (Kerner) und, so Unser Knopper, »den Deutschen ein Vermächtnis hinterlassen« hätten – gleich Wilhelm II., Adenauer (Stoibers Favorit) oder dem Braunauer; der laut B. Schöneberger aber anstelle der Romy Schneider den Alpeneseln zugeschanzt gehöre: »Die können ja den Hitler haben.«

Nicht fand sich der Neandertaler, noch fand sich Gott, der Urahn aller Germanen, unter den zehn Besten ein; sondern da tollten u. a. Goethe, Einstein, Bach, Adenauer, Brandt, Marx und Bismarck herum – von dem, »einem der gewieftesten Schwindler und eiskältesten Machtmenschen der neueren Geschichte« (Kay Sokolowsky), sein Pate Helmut Markwort zu breien verstand: »Das Deutschland von heute steht auf seinem Fundament. Und er war ein wichtiger Friedenskanzler, auch als ehrlicher Makler in ganz Europa.«

Was der Scheiß sollte? Deutschland sollte einen Vorschlag von Mark Obert beherzigen: »Man sollte die längsten Brücken wählen. Oder die höchsten Berge.«

Konkret 12/03, S. 44

Heinz-Klaus Metzger, Jens Wernscheid

»Man hört die Befreiung«

Interview mit dem kritischen Musiktheoretiker Heinz-Klaus Metzger über die Revolution in der Musik des 20. Jahrhunderts

Sie haben einmal gesagt, die atonale Wiener Revolution, also die Musik Schönbergs, Bergs und Weberns, sei die bis dahin radikalste Revolution in der Geschichte der Musik gewesen. Was war ihre Ausgangssituation?

Die Dur- und Molltonleitern – nehmen wir sie mal als Inbegriff des tonalen Materials – bestehen aus ungleichen Schritten: Ganz- und Halbtönen. Ungleiche Schritte begünstigen Privilegierungen: Tonika, Dominante, Subdominante. Was daraus entstehen kann, ist etwas hierarchisch Strukturiertes mit Vorrechten und minderen Rechten. Die atonale Skala dagegen besteht aus gleichen Intervallen, aus lauter halben Tönen, und es wäre völlig willkürlich, an einer Stelle dieses Systems einen Grundton oder so etwas ansetzen zu wollen. Es könnte genausogut jeder andere Ton sein. Schönberg fand die Spättonalität vor, als sie bereits auf der Kippe stand, sicherlich spielte Franz Liszt eine Rolle. Bei Liszt war schon die Tendenz zu einer atonalen Systematik enthalten.

Worin bestand Schönbergs Schritt darüber hinaus?

Er hat alle Töne und alle Beziehungen, die zwischen ihnen denkbar sind, als gleichwertig und gleichberechtigt behandelt. Er hat als erster eine für das damalige Bewußtsein grenzenlose Kombinatorik zwischen den zwölf Tönen gesehen. Die Tonalität wurde aufgehoben durch die in ihr selbst wirksamen Kräfte: die Emanzipation der chromatischen Nebenstufen, die Tendenz zu immer vieltönigeren Akkorden.

Es gibt ein Werk von Schönberg, in dem dieser Prozeß selbst zur kompositorischen Form geworden ist: das Zweite Streichquartett in fis-moll. Hier ist der Übergang von der tonalen Ordnung zur atonalen Freiheit, buchstäblich die atonale Revolution selber komponiert, musikalisch formuliert worden. Das Ganze ist übrigens thematisch sehr streng durchkonstruiert und insofern kein anarchistisches Werk; es zeichnet sich durch eine große Strenge der motivisch-thematischen Arbeit aus, auch die Sätze sind verklammert durch solche Konstellationen. Der vierte Satz aber hat keine Tonart mehr. Das Finale mit Gesang – »ich atme luft von anderem planeten« – ist schon die Vision eines Entronnen-Seins aus den bestehenden Verhältnissen, aus den Zuständen dieser Erde. Es ist die Vision einer anderen Welt, man hört die Befreiung. Das ist die erste atonale Musik Schönbergs.

In welchem Verhältnis stand diese Revolution in der Musik zur gesellschaftlichen Realität?

In einem grimmigen Bonmot spottete Tucholsky einst: »Wegen ungünstiger Witterung fand die deutsche Revolution in der Musik statt.« Die atonale Wiener Revolution war die imaginäre Vorwegnahme einer realen Revolution, die bis heute nicht stattfand, nämlich einer Revolution, die das Prinzip der Hierarchie stürzt.

Adorno hat einmal die politische Gleichheit bündig definiert: Gleichheit wäre der Zustand, in dem man ohne Angst verschieden sein kann. Wo ein Ton also auch nicht deshalb, weil er kurz ist, benachteiligt ist gegenüber einem langen Ton. Laute Töne dominieren leise – das ist als Herrschaftsverhältnis abzuschaffen. Bei Schönberg sind der laute und der leise Ton gleichberechtigt, der hohe und der tiefe, der lange und der kurze. Nicht nur die Töne sind gleichberechtigt, sondern auch die Beziehungen zwischen ihnen, also die Intervalle.

Schönberg war ja privat alles andere als ein Revolutionär. In einem berühmten Brief bekennt er sich sogar zum Monarchismus. Wie geht das mit dem musikalischen Revolutionär zusammen?

Man muß sich Schönbergs Status vergegenwärtigen: Er war infolge der Herkunft seines Vaters aus Bratislava – die Slowakei gehörte damals zur »transleithanischen«, also ungarischen Reichshälfte – Untertan des Königs von Ungarn und damit des Kaisers von Österreich, denn das war dieselbe Person. Als Österreich und Ungarn im Ergebnis des Ersten Weltkriegs getrennt wurden, hatte Schönberg, der damals weiter in seiner Geburtsstadt Wien leben wollte, ein Problem: In Ungarn hatte man ein Gesetz gemacht, nach dem die ungarischen Staatsbürger, die im Ausland lebten, entweder nach Ungarn übersiedeln oder die ungarische Staatsbürgerschaft abgeben mußten. Schönberg wollte in Wien bleiben und verlor so seine Staatsbürgerschaft. Er ist durch den Zusammenbruch der Donau-Monarchie staatenlos geworden: Mißgeschicke eines »Monarchisten« in der Kaiserstadt.

Als er in Berlin seine Professur hatte, die damals weltweit wichtigste Kompositionslehrer-Stellung, war er mit einem sogenannten Nansen-Paß, einem dieser Völkerbund-Pässe für Staatenlose, versehen und hatte demzufolge für die deutsche Meldebehörde einen exterritorialen Status. Mit solch einem Paß konnte er nicht in die USA einwandern. Was hat er also gemacht? Es gab in der tschechoslowakischen Botschaft in Berlin den Kultur-Attaché Stössl, der damals auch Ausgebürgerten wie etwa Heinrich Mann tschechoslowakische Pässe ausgestellt hat. Schönberg ist also mit einem tschechoslowakischen Paß in die USA eingereist!

Als Hitler dann 38 die Tschechoslowakei liquidierte, wurde auch dieser Paß ungültig. Schönberg ist dann später Amerikaner geworden und hat sich bei dieser Gelegenheit sicher aus vollem Herzen als Amerikaner bekannt. Die »Ode an Napoleon« endet mit einer Huldigung an George Washington. Schönbergs Retter Stössl aber kam in einem deutschen Konzentrationslager um.

Schönbergs Schüler Cage, dessen Exeget Sie sind, ist wie ein Komet in die europäische Musikgeschichte eingeschlagen. Sie haben sein Klavierkonzert aus dem Jahre 1957/58 als »positives Modell von Individualanarchismus mit beschränkter Kooperation« beschrieben.

Die Partitur ist abgeschafft. Was ist die Partitur? Die Partitur drückt den Zusammenhang zwischen mehreren Stimmen aus, und es ist das Privileg des Dirigenten, sie zu kennen. In der Partitur ist das Herrschaftswissen des Dirigenten kodifiziert. Sie ermöglicht es ihm, die Musiker zu leiten; diese spielen aus ihren Einzelstimmen, und in der Partitur steht, welche Funktion sie an welcher Stelle haben. Die Aufgabe des Dirigenten ist es, die Einzelstimmen zu beherrschen, zu lenken, zu dressieren, und dann das einstudierte Stück vorzuführen, so daß alles an der richtigen Stelle ist und seine in der Partitur definierte Funktion sinnvoll und verständlich erfüllt.

Und nun hat Cage den Dirigenten und die Partitur im jenem Klavierkonzert abgeschafft. Dieses Klavierkonzert ist also nur in Einzelstimmen niedergelegt, und jeder Musiker hat eine Stimme. Es gibt kein geregeltes Zusammenspiel. Der Dirigent kann, wenn er will, teilnehmen – er hat dann auch eine Stimme. Wenn man es ohne Dirigent macht, hat jeder Musiker eine Stoppuhr, er muß sich sein Material irgendwie einteilen; er muß nicht seine ganze Stimme spielen, er kann wählen, was er daraus spielen will, sich einen Zeitplan dafür machen, und diesen mit Hilfe seiner Stoppuhr kontrollieren. Jede einzelne Stimme ist als Einzelstück spielbar, als Solostück. Wenn mehrere Musiker zusammentreten, können sie eine gemeinsame Aufführungsdauer vereinbaren, müssen es aber nicht, sie können dabei auch verschiedene Aufführungsdauern haben.

Ich weiß nicht, ob Musik etwas bedeutet, aber *wenn* sie etwas bedeutet, dann ist dieses Werk ein Modell der Individualanarchie mit beschränkter Kooperation. Die Musiker sollen nicht aufeinander hören. Jeder ist autonom. Darum sind Ensemble-Proben eigentlich verboten, weil sich sonst die Musiker aufeinander einstellen und ihre Autonomie beeinträchtigt wird.

Man könnte Cage also Schönbergs radikalsten Schüler nennen.

Der wesentliche Schritt Cages über Schönberg hinaus ist der, daß Cage nicht nur jede hierarchische Ordnung, sondern jede Ordnung überhaupt abgeschafft hat. Seine Musik geht gegen die Zeitordnung, gegen jede Priorität.

Ein weiteres zentrales Anliegen von Cages Musik ist der Angriff auf jede Vorstellung von Zweck und Nutzen.

Wir leben in einer Welt, in der nichts und niemand geduldet wird, ohne sich dadurch zu legitimieren, daß er, sie, es eine Funktion für etwas anderes hat. Jeder soll ein nützliches Mitglied der Gesellschaft, ein Rädchen des Betriebs, alles soll produktiv sein, einen Sinn haben. Alles ist für etwas anders da, sonst wird das Lebensrecht entzogen.

Cage wollte den Tönen erlauben, sie selbst zu sein. Ein Ton legitimiert sich in Cages Perspektive dadurch, daß er ein Ton ist, und eine Pause dadurch, daß sie eine Pause ist. Sie sind nicht für etwas anderes da. Man kann bei Cage nicht fragen: »Was ist jetzt die Funktion dieser Pause? Soll sie eine Zäsur oder eine Beschwörung der Stille sein?«

Wir müssen doch fordern, daß wenigstens ein Ton um seiner selbst willen da sein darf. Wir wollen allerdings eine Welt, in der nicht allein ein Ton um seiner selbst willen da ist und nicht beweisen muß, daß er Schlußton einer Komposition oder Auftakt zu einem volltaktigen Ton oder der Grundton oder die Doppeldominante ist, um überhaupt dasein zu dürfen. Sondern wir fordern dieses Recht auch für unseresgleichen. Das ist, was wir wollen: eine Welt, wo wir nur so leben. Wo wir uns auch nicht mehr treffen, weil da ein Interview entstehen muß, wir treffen uns nur so – kein Hintergedanke, kein Plan, keine Absicht und auch kein Grund. Das wäre doch schön.

In dem Aphorismus »Sur l'eau« aus »Minima Moralia« schreibt Adorno: »... auf dem Wasser liegen und friedlich in den Himmel schauen, ›sein, sonst nichts, ohne alle weitere Bestimmung und Erfüllung‹ könnte ... wahrhaft das Wesen dialektischer Logik einlösen, in ihren Ursprung zu münden.«

Es darf auch auf einer Wiese sein. Es gibt dieses wunderbare Lied von Brahms: »Feldeinsamkeit«. Der Erzähler liegt im Gras und schaut den Wolken zu – das ist eine der vollkommensten Liedkompositionen, die es überhaupt gibt.

Auch Hanns Eisler war Schönberg-Schüler. Im Gegensatz zu seinem Lehrer hat er sich jedoch früh von der Avantgarde abgewandt. Er wurde zu einem Komponisten politischer Musik, und unter den Nazis hat sein Œuvre eine ganz seltsame Wendung genommen.

Der »entartete« Teil seines Werkes blieb natürlich damals so unaufgeführt wie alles von Schönberg und den übrigen »entarteten« Komponisten, aber der »gesunde«, das heißt der politische Teil, wurde von der HJ umfunktioniert. Eisler-Lieder sind von der HJ gesungen worden, natürlich mit anderem Text, und dann konnte die HJ dazu marschieren.

War das musikalisch in den Liedern angelegt?

Mit der Eislerschen Mehrstimmigkeit konnten die Nazis wohl nichts anfangen. Aber das, was man einstimmig absingen kann, was ja bei Eisler manchmal recht zündend ist, das konnte man umtexten, wie man wollte. Gerade das Zündende hat politisch eben keinen Inhalt.

Es gibt ein Musterbeispiel für diese politische Unbestimmtheit in der Musik, das Ligeti immer zitierte. Eine Melodie, die er bis zum Erbrechen hat kennenlernen müssen. Sie war bei mehreren auf den Tod verfeindeten Nationen Südosteuropas nacheinander oder sogar gleichzeitig Königshymne, Revolutionslied, kommunistische Staatshymne und faschistischer Kampfgesang – natürlich stets mit anderem Text.

Das geht mit autonomer Musik nicht. Webern-Chöre hätte die HJ nicht verwenden können.

Genau. L'art pour l'art ist Widerstandsmusik. Gelungene Autonomie widersteht der Umfunktionierung.

Sie haben einmal gesagt: »Der Elfenbeinturm hat Schießscharten«.

Die Metapher des Elfenbeinturms stammt ja wahrscheinlich aus dem Schachspiel. Die Türme gehören zu den stärksten Figuren, die das Endspiel entscheiden ...

... die aber am Anfang nicht gebraucht werden.

Im Endspiel treten die Türme in Aktion. Diese elfenbeinernen Türme mit ihren Zinnen wird man wahrscheinlich sehr brauchen, um den Gegner mattzusetzen, aber Schießscharten haben sie außerdem. Es ist nicht ratsam, in die Felder, die sie beherrschen, eine Figur hineinzustellen, denn sie kann dort leicht geschlagen werden.

Kunst ist ihrem Anspruch nach ein Gegner der Realität, der real existierenden Verhältnisse. Kunst ist wirklichkeitsfeindlich, und die Wirklichkeit ist kunstfeindlich. Die Anhänger der real existierenden Wirklichkeit spüren diese Feindschaft und wollen sich ihrer erwehren, am liebsten wollen sie die Kunst verbieten und uns sagen: »Das paßt doch nicht in diese Welt!« Die Ablehnung der Autonomie der Kunst ist nichts anderes als die Ablehnung der Autonomie des Menschen.

Heute gilt Adornos und Horkheimers Kritik der Kulturindustrie bei vielen als veral- tet. Poptheoretiker entdecken noch in den harmlosesten Gebilden emanzipatorisches Potential. Ist jene Kritik tatsächlich nicht mehr triftig?

Zu Adornos und Horkheimers Zeiten war die Kulturindustrie noch nicht wirklich zur Katastrophe angewachsen und in Totalität umgeschlagen, wie es heute der Fall ist. Man konnte ihr damals noch entrinnen. Jetzt sind die Fluchtwege blockiert. Ich möchte einen Satz des Schweizer Filmemachers Mathias Knauer zitieren: »Der globale Marktfaschismus kennt kein Asylland mehr für die Künste.« Das ist heute der Stand der Kulturindustrie, und das haben Horkheimer/Adorno im Kulturindustrie-Kapitel der *Dialektik der Aufklärung* und in anderen Texten vorausgesehen. Aber weil dieser Zustand damals noch nicht erreicht war, griff ihre Analyse empirisch häufig zu kurz.

In einer Situation, in der es kein Entrinnen mehr gibt, stellt sich wirklich die Frage: Hat es noch Sinn, sich dagegen aufzulehnen? Und dann kommen diese Poptheoretiker und sagen: »Nein, dagegen kann man sich nicht mehr auflehnen, man muß damit paktieren, und im übrigen ist ja auch was Kritisches und Aufsässiges darin.« Ich glaube, daß sogar noch im mörderischsten faschistischen Herrschaftssystem kritische Momente nachweisbar wären, wenn man ihnen denn einmal mit derselben Sorgfalt nachginge, wie diese Poptheoretiker sie aufwenden, um ihr ästhetisches Äquivalent im totalen Marktfaschismus zu finden. Das ästhetische Äquivalent des ökonomischen Faschismus mögen sie ja, und sie leiden nicht unter der Herrschaft des Marktes. Die inzwischen universale Diktatur der Popindustrie ist Verfügung über das Bewußtsein derer, die ihr unterworfen sind.

Sie haben die Kulturindustrie als »omnipotente und omnipräsente Diktatur« bezeichnet. Ich glaube, in ganz Berlin, wo wir uns gerade befinden, kann man die Anzahl der unbeschallten Cafés und Restaurants an einer Hand abzählen.

So ist es. »Omnipräsenz« und »Omnipotenz« waren ja einmal Attribute Gottes. Die Herrschaft der Kulturindustrie heute ist so etwas wie eine Parodie auf den Monotheismus. Hier wird angebetet, das hat wirklich rituellen Charakter.

Es scheint, als ob es gerade die 68er gewesen sind, die der Kulturindustrie den Weg geebnet haben.

Zur Weltherrschaft der Kulturindustrie wäre es auch ohne die 68er-Insurrektion gekommen. Doch die 68er haben die Kulturindustrie in der Tat salonfähig gemacht. In keinem Feuilleton wäre vor 68 die Schlagerindustrie thematisiert worden. Als Industriezweig wäre sie vielleicht im Wirtschaftsteil der Zeitung behandelt worden, als Geschäft wie andere Branchen auch, wie das Bankenwesen oder der Waffenhandel.

Mit Heinz-Klaus Metzger sprach Jens Wernscheid

Konkret 12/03, S. 47

Horst Pankow

»Ich bin die Unordnung«

Zum Tod des spanischen Krimi-Autors Manuel Vázquez Montalbán.

Da sieht man's mal wieder. Wer stirbt, verkauft seine Bücher schneller.« Der junge Mann am Informationstresen eines Berliner Büchersupermarktes setzte seine Durchblickermiene auf. »Das gilt nicht für – ich sach mal – hochintellektuelle Autoren«, dabei zeichnete er mit beiden Armen die berüchtigten Tüttelchen in die Luft, »aber bei Krimi-Autoren ist das immer so.« Ich hatte nach dem letzten auf Deutsch erschienenen Roman des wenige Tage zuvor gestorbenen Manuel Vázquez Montalbán gefragt und erfahren, daß nur noch drei Exemplare auf Lager waren.

Irgendwann Mitte der Achtziger hatte ich an einem Bahnhofskiosk ein schmales schwarzes Bändchen aus der Reihe rororo thriller erstanden. Montalbáns *Carvalho und der Mord im Zentralkomitee*. Hegte ich zunächst nur die Erwartung, mit einem jener seinerzeit beliebten Politthriller etwas Zerstreuung in eine langweilige Zugfahrt zu bringen, wurde die Lektüre bald zu einer spannenden Überraschung. Der 1981 – also sechs Jahre nach Francos Tod und drei Jahre nach der Reinstallation des Parlamentarismus – erstmals erschienene Roman entwickelte aus dem fiktiven Anlaß der Ermordung des Generalsekretärs der Kommunistischen Partei Spaniens ein äußerst realistisches und eindrückliches Panorama der spanischen postfranquistischen Gesellschaft. Vor allem aber lieferte er eine schlüssige Erklärung dafür, warum die einstmals mächtigste organisierte antifaschistische Kraft Spaniens, die Kommunistische Partei, kaum hatte sie den von ihr in Jahrzehnten der Illegalität idealisierten Zustand der Demokratie erreicht, dahinschmolz wie der sprichwörtliche Schneemann in der Sonne. Diese Erklärung kann hier selbstverständlich nicht verraten werden, weil sie mit der Aufklärung des Mordes am Generalsekretär verknüpft ist. Denn schließlich ist *Asesinato en el Comité Central* – so der spanische Originaltitel – trotz aller polit-analytischer Hellsichtigkeit immer noch ein Kriminalroman.

In der Folge besorgte ich mir alle bereits schon erschienenen und dann noch erscheinenden Bände, die Rowohlt zunächst mit dem reißerischen Titelzusatz *Carvalho und ...* herausbrachte; ich *verschlang* sie (diesmal paßt das blöde Wort) fast jedes Mal mit großem Genuß. In ihnen werden die Abenteuer des Privatdetektivs Pepe Carvalho, der nach Francos Tod aus einem höchst seltsamen Exil in seine Heimatstadt Barcelona zurückkehrt, geschildert. Carvalhos Fälle sind meist ebenso obskur wie seine Auftraggeber und ihre Beweggründe; das eigentliche Objekt der Untersuchungen und Reflexionen ist das allgemeine gesellschaftliche Bewußtsein des postfranquistischen Spanien mit seinen Ausprägungen von Verdrängung, Lüge und Heuchelei. Eine auch nur ansatzweise konsequente Abrechnung mit den Verbrechen der Franco-Ära hat in Spanien bekanntlich nie stattgefunden; die enge Bindung an die transatlantische Großmacht sorgte für einen reibungslosen demokratischen Übergang inklusive Nato-Mitgliedschaft, die rasche Integration in die EU tat ein übriges. Ein zentrales Motiv in Vázquez Montalbáns Carvalho-Romanen ist die Enttäuschung über das Versagen der Linken, ihre Dummheit und ihren geschwätzigen Opportunismus – bei allem Respekt des Autors vor dem Heroismus, dem Leid und sogar den oft nicht einmal mehr tragischen, sondern nur traurigen Fehlern ihrer Vorgänger.

Das höchst seltsame Exil, aus dem Pepe Carvalho nach Barcelona zurückkehrt, lag jenseits des Atlantiks, genauer gesagt in Langley, Virginia: beim CIA. Zunächst war der junge Pepe ein kommunistischer Militanter, der durch die Mitschuld seiner Genossen ins franquistische Gefängnis geriet; ob es sich dabei um Dummheit oder eine möchtegern-macchiavellistische Intrige handelte, wird nicht ganz klar. Aus der Haft entlassen, ergattert er ein Stipendium für ein Studium in den USA und läßt sich dort von der »Firma« anwerben. In dem bereits 1972 veröffentlichten Roman *Yo maté a Kennedy* (dt. *Ich tötete Kennedy*, 1989) wird die Ausbildung des CIA-Agenten u. a. als Persiflage auf Aktionismus und Geschichtsmetaphysik der traditionellen Linksradikalen beschrieben. Einer seiner Ausbilder – er »hatte als militanter Sozialist an fast allen europäischen Auseinandersetzungen dieses Jahrhunderts teilgenommen und schließlich festgestellt, daß er ein Techniker der Destabilisierung geworden war« – weiht Carvalho in das Einmaleins der Subversion von Weltgeists Gnaden ein: »Es geht darum, den Aktionismus der Amateure zu professionalisieren, zu kommerzialisieren. Der Sozialismus wird sich durchsetzen, auch ohne daß Sie oder ich im Guerillakrieg sterben; und wenn wir uns beizeiten besinnen, werden wir ein wesentlich besseres Leben führen, bevor diese vom heutigen Tag noch weit entfernte Epoche beginnt. ... Unsere Arbeit hat das Niveau poetischer Geschichtsveränderung. Wir sind die einzigen, die sich dem Vordringen des Kommunismus frech entgegenstellen, genau deshalb, weil es uns egal ist, daß er auf lange Sicht gewinnt. Es handelt sich um eine rein technische Herausforderung: Wie lange sind wir imstande, diesen Vormarsch aufzuhalten? Das ist eine sehr viel schönere Tätigkeit, als zu seinem Fortschreiten beizutragen. Die moralische Plumpheit der Revolutionäre ist augenfällig. Ein Revolutionär ist, genau wie ein Heiliger, ein Märtyrer oder eine Jungfrau, ein widerlicher, skrupelloser Opportunist. ... Aber glauben Sie mir ... ohne CIA gäbe es keine Weltgeschichte und keine Dialektik. Ein CIA-Agent ist nicht nur ein Poet der Revolution, er legitimiert sogar die Revolution.«

Carvalho sollte später – *Yo maté a Kennedy* war ein experimenteller Vorläufer, die eigentlichen Carvalho-Romane begannen erst 1976 mit *Tatuaje* (dt. *Carvalho und die tätowierte Leiche*, 1985) – gelegentlich erwähnen, er sei an gewissen

Putschen in Lateinamerika beteiligt gewesen, doch haben das seine Leser – jedenfalls die, die ich kenne, – immer nur für zynische Koketterie gehalten. Warum hätten ihn sonst die Spitzen der spanischen KP für die Aufklärung des Mordes an ihrem Vorsitzenden engagieren sollen? In *Quintett in Buenos Aires*, dem letzten auf Deutsch veröffentlichten Abenteuer, eröffnet Carvalho einem Polizisten (»Ein Polizist ist kein Gesicht. Er ist ein Geisteszustand«) sein Credo, das er einst von seinem CIA-Ausbilder gelernt hatte: »Ich stehe im Dienst der Unordnung. Ich bin die Unordnung.« Weiß Carvalho immer noch, daß mit Erregung von Unordnung letztlich auch Ordnung stabilisiert werden kann?

Für Vázquez Montalbán waren die Carvalho-Romane auch Mittel zur Bewältigung einer Krise von historischem Ausmaß. »In einer Situation der Krise des realistischen Erzähldiskurses«, sagte er einmal in einem Interview, »erscheint eine konventionelle Gattung mit einem Mal als etwas Belebendes.« Vor allem aber nutzte er sie, um die Verfallsgeschichte der spätbürgerlichen Gesellschaft am Beispiel Barcelonas zu beschreiben. Sein zynischer Post-Endspiel-Detektiv, der sich sympathischerweise vor allem für Sex und gute Mahlzeiten interessiert, der den Bankrott der intellektuellen Linken mit dem sukzessiven Verbrennen seiner Bibliothek kommentiert, eignet sich kaum als Identifikationsfigur. Daß seine Abenteuer trotzdem gerade von denjenigen viel gelesen werden, denen der überhaupt nicht milde Spott des Autors gilt, muß gesondert untersucht werden, ebenso die anderen Werke Montalbáns. Der teilte mit Pepe Carvalho leider zu viele Eigenschaften. »Als ich der Bücher noch nicht müde war«, sagt Carvalho einmal, »habe ich gelesen, daß sich ein Tourist von einem Reisenden darin unterscheidet, daß der eine den Verlauf seiner Route kennt, der andere aber sich der offenen Logik des Reisens hingibt.« Eine manchmal verhängnisvolle Logik: Auf dem Rückweg von einer Vortragsreise durch Australien erlag Manuel Vázquez Montalbán bei einem Zwischenstop auf dem Bangkoker Flughafen am 17. Oktober einem Herzinfarkt.

Vázquez Montalbáns Carvalho-Romane erscheinen seit einiger Zeit im Piper Verlag – besser aufgemacht, aber wesentlich teurer. Letzter Titel: *Quintett in Buenos Aires*, 9,90 Euro.

Konkret 12/03, S. 48

Magnus Klaue

Ethos und Gewalt

Judith Butler möchte Adorno für sich entdecken und findet doch nur Michel Foucault.

Obwohl von Feinden und Anhängern gleichermaßen zum intellektuellen Über-Ich stilisiert, hat Adorno hierzulande nur wenige geistesgeschichtliche Spuren hinterlassen. Die als seine Schüler gelten – Habermas und der Kreis der sogenannten zweiten Frankfurter Schule – verdanken der Sprachphilosophie Wittgensteins, Austins und Searles sowie der von Adorno gehaßten analytischen Philosophie weit mehr als ihrem angeblichen Ziehvater. Soziologie und Sozialpsychologie sind, sofern sie überhaupt noch ernsthaft betrieben werden, längst wieder zu jener Mischung aus Behaviorismus und Statistik geworden, die Adorno als »Mief« aus den Hörsälen verbannt wissen wollte. Außerhalb Deutschlands sieht es nicht besser aus. Richard Rortys Auslassungen zu Adorno und Horkheimer in *Kontingenz, Ironie und Solidarität* (Frankfurt a. M. 1989) bezeugen ebenso wie Terry Eagletons Mißverständnisse in seiner ansonsten lesenswerten *Ästhetik* (Stuttgart 1994), daß der angloamerikanische Pragmatismus, ob er sich nun liberal oder links gibt, mit dem Denken der Kritischen Theorie kaum vereinbar ist. Auch der französische Poststrukturalismus, der sich nicht auf eine Renaissance Heideggerscher Sprachmetaphysik reduzieren läßt, sondern mit Louis Althusser, Pierre Macherey und Julia Kristeva einige unorthodoxe Marxisten hervorgebracht hat, ist der Kritischen Theorie stets aus dem Weg gegangen. Von Michel Foucault immerhin ist die Äußerung überliefert, er hätte sich manchen Umweg ersparen können, wäre er frühzeitig auf die Arbeiten der Frankfurter Schule gestoßen.

Ein Gebiet freilich gibt es, auf dem Adornos Wirkung immens, wenn auch so untergründig gewesen ist, daß sich ihr bis heute keine rezeptionsgeschichtliche Studie gewidmet hat: die historische und literaturwissenschaftliche Frauenforschung. Das Odysseus-Kapitel der *Dialektik der Aufklärung*, worin anhand der Sirenen-Episode die Aufspaltung des Bildes der »Frau« in die Imagines der verführerisch-tödlichen Dämonin und der behütend-bergenden Mutter analysiert und auf die Dialektik von Emanzipation und Selbstdisziplinierung des bürgerlichen Subjekts bezogen wird, ist gleichsam die Urszene kritischer Geschlechterforschung. Silvia Bovenschens literaturhistorische Studie über *Die imaginierte Weiblichkeit* (Frankfurt a. M. 1979) ist ohne die *Dialektik der Aufklärung* ebenso wenig denkbar wie Ulrike Prokops Analyse weiblicher Selbstillusionierungen (*Weiblicher Lebenszusammenhang,* Frankfurt a. M. 1976) oder Barbara Dudens Arbeiten zur Historizität weiblicher Körperbilder (*Geschichte unter der Haut,* Stuttgart 1987). Die international prominenteste feministische Theoretikerin, Judith Butler, der die Universitäten die Erweiterung der Frauenforschung zur Gender-Forschung verdanken, hat sich indes nie ernsthaft mit Adorno auseinandergesetzt. Ihre Untersuchungen fußen auf Foucaults genealogisch-diskursanalytischer Methode sowie auf Derridas Dekonstruktion der Dichotomie von »Kultur« und »Natur«, verbleiben also im Dunstkreis des Poststrukturalismus.

Seit einigen Jahren jedoch läßt sich in Butlers Arbeiten eine Akzentverschiebung beobachten, weg von spezifisch gendertheoretischen Themen hin zur Auseinandersetzung mit moralphilosophischen Fragestellungen, die um die Hegelsche Dialektik von Selbstbehauptung und Anerkennung kreisen und damit zumindest potentiell auf dem Terrain Kritischer Theorie angesiedelt sind. Bisher deutlichstes Zeugnis dieser Wandlung war *Haß spricht* (Berlin 1998), eine Untersuchung der Frage, wie diskriminierendes Sprechen (»hate speech«) Verwundungen erzeugt und mittels welcher Strategien rassistischen und sexistischen Sprechakten jenseits gesetzlicher Maßnahmen begegnet werden kann. In ihren 2002 gehaltenen Frankfurter Adorno-Vorlesungen, die nun als Buch vorliegen, knüpft Butler hier an und prüft, welche Affinitäten zwischen ihren Reflexionen und Adornos posthum herausgegebenen *Problemen der Moralphilosophie* (Frankfurt a. M. 1996) bestehen. Interessanterweise ist der Rekurs auf Adorno verbunden mit einer Rehabilitierung der Kategorie des Subjekts, das poststrukturalistische Theorien gewöhnlich als »diskursiven Effekt« abtun, um alle ethischen Fragen etwa nach der Zurechenbarkeit von Verantwortung oder nach historischer Schuld zu eskamotieren. Butler widerspricht einer solch deterministischen Sicht und skizziert eine Dialektik der Ich-Konstitution, die das Subjekt durchaus im Sinn Kritischer Theorie als immer schon gesellschaftlich präformiert, aber zugleich als frei begreift, sich in Auseinandersetzung mit den es bestimmenden Normen von diesen zu lösen: »Das ›Ich‹ hat gar keine Geschichte von sich selbst, die nicht zugleich Geschichte seiner Beziehung ... zu bestimmten Normen ist ... Aber diese Unverfügbarkeit bedeutet nicht, daß wir die subjektive Basis der Ethik verloren haben.« Obwohl das Subjekt durch diskursive gesellschaftliche Praktiken erst hervorgebracht werde und insofern schon immer »unterworfen« sei, könne es doch auch umgekehrt durch »Aneignung« der sozialen Normen diese gegen sich selbst kehren und transzendieren.

Der Begriff der »Aneignung« erlaubt einen Brückenschlag zwischen Butlers schon in *Haß spricht* formulierter Kritik an der institutionellen Verrechtlichung moralischer Fragestellungen und Adornos Polemik gegen die Gewalt einer zu starren »Regeln« verdinglichten, von allen konkreten Lebensvollzügen abgelösten Ethik. Wie Adorno ist Butler der Ansicht, daß moralische Fragen überhaupt erst entstehen können, »wenn der Bann des kollektiven Ethos gebrochen ist« und den vergesellschafteten Subjekten die Normen, die ihr Leben regeln, zum *Problem* zu werden beginnen. Gegen Max Scheler,

der im Geist der Volksgemeinschafts-Ideologie »die Zerstörung eines gemeinsamen und gemeinschaftlichen moralischen Ethos« beklagt hat, erkennt Butler mit Adorno in der Auflösung kollektiver Normen ein emanzipatorisches Moment. Nichts, schreibt Adorno, sei obsoleter und zugleich terroristischer »als die Art von Ethik oder von Moral, die fortlebt in Gestalt von kollektiven Vorstellungen, nachdem ... der Weltgeist nicht mehr mit ihnen ist. Wenn der Stand des Bewußtseins der Menschen und auch der Stand der gesellschaftlichen Produktivkräfte sich von diesen kollektiven Vorstellungen entfernt hat, dann nehmen diese Vorstellungen etwas Gewalttätiges und Repressives an.« Wie Adorno stellt Butler der ethischen Gewalt keinen schlichten Werterelativismus entgegen; vielmehr beharrt sie darauf, daß ethische Maximen »von Individuen ›lebendig‹ angeeignet werden müssen«, sofern Ethik nicht in Gewalt umschlagen soll. Verselbständigen sie sich in Form von Institutionen und Regelwerken und verhärten sich gegen die Subjekte, denen sie nützen sollen, heben sie sich als *moralische* Normen auf und treten unmittelbar in den Dienst der Macht.

Der Terminus »lebendige Aneignung«, den Butler verwendet, entstammt nun allerdings der marxistischen Arbeitstheorie und impliziert Ansprüche, die mit Butlers Projekt einer Kritik der ethischen Gewalt nichts zu tun haben. Die Frage, inwiefern gelingende Individuation – die Mündigkeit des Subjekts – etwas mit »Arbeit« zu tun hat und unter welchen ökonomischen Bedingungen eine »lebendige Aneignung« kollektiv verbindlicher ethischer Normen möglich ist, würde Butler vermutlich als konkretistisch zurückweisen. Vermochte sie schon in *Das Unbehagen der Geschlechter* (Frankfurt a. M. 1991) die Subversion traditioneller Geschlechterrollen und das Aufbrechen der Ideologie vom »natürlichen Geschlechtsunterschied« nur als *ästhetische* Strategie, als performative Übertreibung und Verzerrung von Rollenbildern zu denken, geht auch ihren moralphilosophischen Reflexionen jeder, und sei es negativer, Bezug auf kollektive gesellschaftliche Praxis ab (von Ökonomie ganz zu schweigen). Im Grunde ist ihr Ansatz, so sehr er auch auf der »Undurchsichtigkeit« und mangelnden Selbsttransparenz des Subjekts beharrt, schlicht individualistisch. Anstelle von Adorno tritt im Mittelteil denn auch Michel Foucault als Kronzeuge auf, der in seinem Spätwerk die Analyse der »Fabrikation« und »Abrichtung« des Subjekts zugunsten der Rehabilitierung eines hedonistischen *culte de moi* zurückgestellt hat. Diese Aufwertung des »Selbst«, das von Normen und Diskursen nicht nur hervorgebracht werde, sondern über sie auch spielerisch verfügen könne, wertet Butler als Indiz dafür, daß Foucault das Subjekt nicht einfach verabschiedet habe. Womöglich jedoch verhält es sich umgekehrt, und Foucaults Begeisterung für antike Praktiken der »Sorge um sich« und des »Selbstgenusses« zeugt gerade von einer bornierten Verachtung für die empirischen Subjekte und ihr geschichtliches Schicksal. Daß die Rede von der »Liquidation des Subjekts« bei Adorno eine strikt historische Diagnose ist, die sich aus der Erfahrung des Holocaust und aus der Einsicht herleitet, daß »Menschsein«, wie Günther Anders es formuliert hat, als »tötbar sein« definiert werden muß, reflektiert Butler nicht. Indem sie den konkreten Zusammenhang, in dem Adornos moralphilosophische Reflexionen allein angemessen verstanden werden können, ausblendet, nimmt sie diesen ihre Brisanz. Solcherart enthistorisiert, lassen sich Adorno und Foucault tatsächlich auf den gleichen, trivialen Nenner bringen.

Überhaupt erscheinen die Verwundungen durch ethische »Gewalt«, die Butler imaginiert, harmlos und läppisch, verglichen mit jenen Verwundungen, die Adorno im Sinn hat, wenn er von der »Liquidation des Subjekts« spricht. Was bei Butler verwundet und normiert, sind stets Sprechakte: »Adressierungen«, denen das Subjekt »ausgesetzt« ist und die die »narrative Struktur« der das »Ich« konstituierenden »Erzählungen« gefährden könnten. Indem Butler die in der neueren Psychoanalyse und im Poststrukturalismus gängige Illusion übernimmt, das Subjekt forme sich, indem es eine »Geschichte« von sich erzähle, »Identität« also narrativ erzeuge, verfehlt sie die Herausforderung, die Adornos Moralphilosophie als Versuch einer Ethik nach Auschwitz darstellt. Die Nazis haben ihre Opfer nicht »adressiert«, sondern massenhaft ermordet, und die Sorge um die »narrative Struktur« der eigenen »Ich-Erzählung« würde angesichts der NS-Mordmaschinerie zynisch erscheinen. Die Kategorie des Menschseins selbst ist in den Konzentrationslagern liquidiert worden, und es gehört ein großes Maß historischer Ignoranz dazu, wenn Butler Adornos Moralphilosophie als Versuch liest, zu bestimmen, was »menschlich sein« bedeute, ohne zu reflektieren, daß gerade die Erfahrung universaler und irreversibler Entmenschlichung Movens von Adornos Denken war. So richtig Butlers Einsicht ist, daß die Reduktion ethischer Maximen auf bloße »Selbsterhaltung« und die Verwandlung menschlicher Bedürfnisse in kodifizierte »Rechtsansprüche« von Adorno als Zeichen jener Entmenschlichung abgelehnt würden – die Behauptung, »unsere Chance, menschlich zu werden« liege darin, »wie wir auf Verletzungen reagieren«, bleibt erschreckend hilflos. »Verletzungen« – dies hat schon die Auseinandersetzung mit Rassismus und Sexismus in *Haß spricht* gezeigt – scheinen in Butlers Welt ohnehin vorwiegend als *symbolische* Verletzungen zu existieren, die sich sprachpragmatisch analysieren lassen. Daß Verletzungen auch körperlich sein können, daß der Prüfstein einer der Gegenwart angemessenen Ethik die Degradierung menschlicher Körper zu »Abfall« und »Rohstoff« sein müßte, kommt einer Philosophie nicht in den Sinn, die den menschlichen Körper nur als Fläche diskursiver »Einschreibungen« und als Objekt subversiver ästhetischer Inszenierungen kennt. Insofern hat auch Butlers Konzept des *gender trouble*, das biologistische Zuschreibungen umgehen möchte, indem es den (weiblichen) Körper zum Produkt performativer Akte erklärt, seine eigene Dialektik.

Judith Butler: *Kritik der ethischen Gewalt.* Suhrkamp, Frankfurt a. M. 2003, 144 Seiten, 14,90 Euro

---

Magnus Klaue schrieb in Literatur Konkret 2003/04 über das Geschäft mit der Ahnenausforschung

Konkret 12/03, S. 49

Michael Schilling

Andersrum

»Die Weihe des ersten bekennenden schwulen Bischofs in den USA hat den weltweiten Verbund der anglikanischen Kirche vor eine Zerreißprobe gestellt. Es ist das erste Mal, daß ein bekennender Homosexueller in einer großen christlichen Religionsgemeinschaft zum Bischof erhoben wurde. Mehr als 4.000 Gläubige, darunter 50 Würdenträger aus den ganzen USA, nahmen an der Feier teil. Bis zuletzt protestierten konservative Gruppen mit allen Mitteln gegen die Weihe.«

Was sagt man dazu – als an den Vereinshändeln jedweder Aberglaubensgemeinschaft prinzipiell desinteressierter Zeitgenosse? Sieht man es so, daß die anglikanische Kirche sich mit ihrem »geistigen Fusel« (Lenin) jetzt auch noch an die Schwulen ranmacht? Oder andersrum: daß ein Schwuler die aufklärende Distanz, zu der die christliche Sexualfeindschaft den Homosexuellen zwingt, einem Fäßchen Weihrauch geopfert hat?

Oder muß man, da die Kirche, anders als der Sozialismus, noch lange nicht aufhören wird, real zu existieren, und etwa dieser, der anglikanischen, 77 Millionen Menschen angehören, sich ganz andersrum sagen, daß der Einbruch menschlicher Wirklichkeit einen tatsächlichen Zugewinn an wirklicher Menschlichkeit bedeutet?

Vielleicht sieht man es am besten so rum, daß die Schande, die ein Schwuler, der es besser wissen müßte, auf sich lädt, wenn er sich dazu hergibt, die Geschäfte eines Vereins zu treiben, der mit seinem Tugendterror unzählige Menschen nur deshalb gequält und zerstört hat, weil sie ihr Geschlechtsorgan nicht in das vom Christentum dafür vorgesehene Loch gesteckt beziehungsweise ihr Loch nicht der dafür vorgesehenen Füllung reserviert hatten, zugleich ein Segen ist.

Solch freundliche Sicht auf den Fall setzt freilich voraus, Stellungnahmen progressiver Vereinsbrüder- und schwestern weiträumig zu umlesen, widrigenfalls man nämlich auf Sätze wie diese trifft: »Es ist ein schwieriges Thema, aber ich denke, daß wir doch als Kirche so viel Vertrauen haben, daß wir von etwas anderem getragen werden als nur von Geschlechtlichkeit. Wichtiger ist die Frage: Wie lebe ich meine Sexualität, verantwortlich oder billig?«

Und gleich fällt einem die Wahl zwischen dieser Bischöfin Jepsen (Hamburg), ihrem Bischof Robinson (New Hampshire) und Kaiser Nero (Hollywood) wieder ganz leicht.

Konkret 12/03, S. 50

Christel Dormagen

Buch & Deckel

Jacques Lederer: Groß und Klein. Rowohlt 2003. 111 Seiten, 12,90 Euro

Als Roman wird das Buch ausgegeben, ist aber eher eine Novelle, zugespitzt auf die eine unerhörte Begebenheit, die in diesem Fall aus zwei Teilen besteht. Ein 7jähriger Junge wird von einem zwei Jahre älteren Schulkameraden tyrannisiert. Der Kleine muß es sich gefallen lassen, da er erpreßbar ist, denn der Große weiß etwas Gefährliches über ihn. Der Erfindungsreichtum des Quälers ist ungeheuerlich. »Er war verrückt. Vollkommen. Aber nicht so, wie ein Kind es sein kann. Es war die Verrücktheit eines Mafioso unter der Schädeldecke eines Kindes.«

Der Gemarterte verläßt bald die Schule, und wenige Jahre später entdeckt er auf einer Reise seinen ehemaligen Marterer, der gerade von der Polizei abgeführt wird. Mit seinem heimlichen Wissen könnte der nun den Kleinen mit ins Unglück reißen, indem er ihn bloßstellt. Aber – ein stummer Blickwechsel – er tut es nicht. Pause. 2. Akt. Zehn Jahre später begegnen die zwei einander in einem Sanatorium wieder. Beide haben Schlimmes durchgemacht. Doch nun entpuppt der Große sich als schicksalsverwandt und als seelischer Befreier: Er eröffnet dem Kleinen die Welt des Jazz. Nach einem hochdramatischen öffentlichen Racheauftritt – er war lange zu Unrecht eingesperrt – verschwindet er schließlich ebenso plötzlich, wie er aufgetaucht ist, endgültig aus dem Leben des Kleinen.

So ließe sich *Groß und Klein* von Jacques Lederer zusammenfassen. Nun spielt die Geschichte, die von dem Kleinen erzählt wird, aber unter ganz bestimmten historischen Bedingungen. Beginn: 1942 in Paris, der kleine Junge ist Jude und dem sadistischen Großen gnadenlos ausgeliefert, da der darum weiß. Und da wird das Ganze irritierend. Es ist, als wäre das Erzählte doppelt kodiert: einmal als Schicksalsnovelle à la Tania Blixen, als außerordentliche Begebenheit mit moralisch befriedigendem Ausgang. Gleichzeitig tritt es aber als wahre Geschichte auf, als Tatsachenbericht. Indem der Autor Jacques Lederer die Ichform mit den Chiffren Juden, Nazis, Paris, Okkupation koppelt, zückt er die Authentizitätskarte (auch wenn der Erzähler einen anderen Namen hat) und schließt so jegliche Bedenken aus. Dabei kommen einem, bleibt man auf der Faktenebene, durchaus Zweifel. Ganz so, wie geschildert, kann es einfach nicht gewesen sein (dabei habe ich das absolut Unerhörte sogar noch ausgespart). Zu schön fügen sich die Ereignisse dem dramatischen Willen. Auf der fiktionalen Ebene ist die Geschichte allerdings gerade deshalb ergreifend.

Und so hinterläßt die Lektüre Fragen: Braucht die Darstellung der Nazi-Zeit inzwischen eine immer kräftigere Dosis Echthorror, um noch Aufmerksamkeit zu erregen? Bedient sich da jemand der heiligsten, da unantastbaren deutschen Erschütterungskulisse als Verstärker, um einer Geschichte Tiefgang zu verleihen? Hat der Autor verschiedene tatsächliche Begebenheiten so verknüpft, daß sie, statt das Ungeheuerliche zu steigern, sich gegenseitig unglaubwürdig machen? Sind wir Nachgeborenen mit Nazi-Aufklärung so abgefüttert, daß wir sie nur noch schindlerlistenmäßig vertragen? Und schließlich: Woher stammt eigentlich das Unbehagen bei fiktionalem Erzählen, das in der Nazi-Zeit angesiedelt ist, zumal wenn es sich in Ichform präsentiert? Hat es damit zu tun, daß authentisch nur das pointenlose Grauen sein kann, da die Wirklichkeit pointenlos ist?

Solche Fragen haben etwas Ungehöriges, denn Jacques Lederer ist Jude österreichisch-ungarischer Herkunft, 1933 in Paris geboren und nur knapp der Ermordung durch die Deutschen entgangen; ein Großteil seiner Familie starb in den Lagern. Offenbar hat er sich erlaubt, seine Geschichte auf eine mir quasi unerlaubtes Unbehagen bereitende Weise zu erzählen. Am besten, Sie lesen selbst.

Konkret 12/03, S. 50

Jens Hoffmann

Buch & Deckel

Amir Gutfreund: Unser Holocaust. Berlin Verlag, Berlin 2003, 634 Seiten, 28,90 Euro

Gerade weil sie nach Ansicht der Erwachsenen noch zu klein für solche Geschichten sind, interessieren sich Amir und Effi natürlich erst recht für die Bewohner von Kirjat Chajim. In dem Vorstadtviertel von Haifa wohnen ältere Leute, die manchmal wie hypnotisiert vor den Tomaten im Gemüseladen stehen oder plötzlich mit der Frage »Nur Heilige sind ins Gas gegangen?« an einer Straßenecke auftauchen. Es heißt, die Leute seien »dort« gewesen und hätten den »Holocaust« überlebt. Die Kinder können mit diesen rätselhaften Formeln nichts anfangen, wollen aber genau wissen, was geschehen ist. Und da sie auch gegen die schweigende Verwandtschaft ankämpfen müssen, dürfen die zwölfjährigen Erinnerungspartisanen bei der Wahl ihrer Waffen nicht zimperlich sein. Herr Lawratow, der etwas über den Kommandanten von Treblinka wissen soll, mag nicht sprechen? Nun gut, mal schauen, ob er den leckeren Formecil-Tabletten aus Großmutter Feijges Nachtschränkchen widerstehen kann.

Amir Gutfreund erzählt in seinem gelungenen Debütroman nicht nur vom Kindsein zwischen Überlebenden der Konzentrationslager, sondern ebenso von der Auseinandersetzung des erwachsenen Ich-Erzählers Amir mit den Konsequenzen der deutschen Massenverbrechen. Dabei sind lakonischer Humor und mehr oder minder ratloser Ernst so verteilt, daß die Figuren weder als bloße Lachnummern noch als Trauertagsgespenster funktionieren. Auch die Fragen der Kinder zum Massenmord werden vom Autor nicht als Beispiele kindlicher Naivität abgetan, sondern behalten ihre Gültigkeit.

Wie verhält man sich zu den Fakten der Massenvernichtung und den Erfahrungen der Überlebenden, wenn die üblichen Formen der Erinnerung ohne politische Konsequenzen bleiben? Der Ich-Erzähler schreibt die Überlebensgeschichten seiner Verwandten auf. Irgendwann ist eine Dokumentation fertig, doch was ist mit den Kollaborateuren, was schließlich mit den deutschen Tätern, die nie zur Rechenschaft gezogen wurden? Seine ins Private zurückgeworfene Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus wird zur Obsession, sein Zorn bleibt ohne sozialen Ort. Die inzwischen als Ärztin arbeitende Effi bescheinigt ihm dezentes Abdrehen. Daß der Erzähler sein Spiegelbild am Ende in einem zerquälten nichtjüdischen Deutschen, dessen Vater als »Lebensborn«-Kind aufwuchs, erkennt und danach wieder in den Alltag zurückkehren kann, wird ein deutsches Publikum wahrscheinlich auf andere Weise goutieren, als es der Autor intendierte.

Konkret 12/03, S. 50

Manuela Single

Buch & Deckel

Richard W. Sonnenfeldt: Mehr als ein Leben. Scherz, Bern 2003, 288 Seiten, 19,90 Euro

Als Sohn eines jüdischen Ärtzepaares wächst Richard W. Sonnenfeldt im beschaulichen Gardelegen bei Berlin auf. Nach der Machtergreifung der Nazis sieht sich die Familie gezwungen, in die USA auszuwandern. Die erhofften Pässe in die Freiheit sind aber noch in weiter Ferne, so daß Richard und sein Bruder zunächst in ein englisches Internat geschickt werden.

Richard führt in England ein glückliches Leben, bis er wegen seines deutschen Passes interniert wird. Eine lebensbedrohliche Ozeanüberquerung beginnt, die im australischen Busch endet und ihn ins koloniale Indien führt. Nach einer weiteren Ozeanüberquerung trifft er in New York ein, wo inzwischen seine Familie wartet. Sonnenfeldt wird amerikanischer Staatsbürger und kehrt als Soldat nach Europa zurück, um gegen die Nazis zu kämpfen.

Als im Vorfeld der Nürnberger Prozesse Dolmetscher gesucht werden, fällt die Wahl schnell auf Sonnenfeldt, der fließend Deutsch und Englisch spricht und schließlich zum Chefdolmetscher ernannt wird. Er nimmt an allen Verhören der ranghöchsten Nazis teil. Zu Göring hat er eine besondere Beziehung: Der befahl die Einlieferung seines Vaters ins KZ sowie dessen Freilassung.

Sonnenfeldts Beschreibung der Angeklagten bei den Nürnberger Prozessen ist das interessanteste Kapitel dieser abenteuerlichen Autobiographie. So nennt er Göring einen Mann mit den »Instinkten eines Barrakudas und der Verschlagenheit eines Schakals«, Ribbentrop einen geschwätzigen »Champagnerverkäufer und Emporkömmling« und Schacht einen »arroganten Houndini im Nadelstreifenanzug«.

Der heute 79jährige Sonnenfeldt, der in den USA zum erfolgreichen Ingenieur und Erfinder avancierte, sagt von sich selbst, er habe »mehr als ein Leben« geführt, sei dabei aber nie eine Geisel des Schicksals gewesen. Mit diesem Buch beweist er es.

Konkret 12/03, S. 51

Peter Knorr

Buch des Monats

Kay Sokolowsky: Late Night Solo. Die Methode Harald Schmidt. Konkret Literatur Verlag Hamburg 2003, 144 Seiten, 12,90 Euro

Für Carmen« steht auf Seite 3. Und wer immer die Glückliche sein mag – ihr ist ein feuriges Buch gewidmet.

Das Werk fällt an sich in die Kategorie Sachbuch, dort aber wegen streckenweise erstaunlicher Unsachlichkeit auch sofort wieder heraus. Immerhin: Wer den Fernsehentertainer Harald Schmidt und seine Late Night Show schätzt, verehrt oder liebt, erfährt hier – und zwar auf einleuchtende Weise vielfach klug begründet – , warum er das tut. Mehr noch, Leserinnen und Leser dürfen miterleben, zu welch hymnischen Gesängen ein Intellektueller und an sich grundkritischer Medienjournalist und Hochschuldozent fähig ist, wenn er mal so richtig positiv sein darf.

Schon im Vorwort wird klargestellt, was Sache und was Harald Schmidt ist, nämlich: »Das Beste, was das deutsche Fernsehen jemals zu bieten hatte.« – »Ein Satiriker, wie seinesgleichen allenfalls alle fünfzig Jahre auftaucht.« – »Ein Mime, der locker alles in die Tasche steckt, was sich sonst so auf deutschen Bühnen spreizt.« – »Ein rares Genie, ein Solitär.« Nun mal halblang, möchte man meinen. Hat der Meister nicht neulich erst selbst gesagt, daß es ja viele Zuschauer geben soll, die seine Show erst einschalten, wenn die Gäste kommen? Das ist ein witziger Beleg für selbstkritische Ironie, zweifellos, aber Schwachstellenforschung, was die »Harald Schmidt Show« betrifft, ist des Autors Sache nicht. Auch soll sich kein Zuschauer, bzw. Leser erhoffen, daß er für eventuelles, kurzzeitiges Wegzappen aus der Lieblingssendung entlastet oder gar entschuldigt würde. Nicht bei allzu bräsigen Parkett- und Auslegewaren-Präsentationen etwa und nicht bei gelegentlich ähnlich pointenarmen Themen-Strapaziertests. Es geht ums gute Ganze. Majestätsbeleidigende Einwürfe wie »redundant« oder gar »manieristisch« wären da fehl am Platze. Im Gegenteil. Sokolowsky trägt vor, daß und warum gerade die Abwesenheit von vorgefertigter Witzschischkeit, der Verzicht auf überkommene Gag-Show-Muster oder Kabarett-Darbietungsformen die Schmidtsche Late Night so außergewöhnlich haben werden lassen: »Der geniale Einfall, der die ›Harald Schmidt Show‹ für immer veränderte, bestand darin, die Show in ein Familientheater zu verwandeln.« Und er beweist es.

Anhand von genau beobachteten und vergnüglich nachzulesenden Protokollen verschiedener Schmidt-Shows demonstriert Sokolowsky die Kammer-Spielformen zwischen Schmidt, Andrack, Zerlett, Sven und der restlichen Truppe, zeigt die satirischen und komischen Momente auf und führt vor allem die große Lust des Harald Schmidt vor, immer wieder und sehr spontan in schnell wechselnde Rollen und Sprechhaltungen zu schlüpfen.

Sei es, daß solche Rollenvielfalt seinem eigenen Temperament entspricht, sei es, daß er in emphatischer Identifikation mit seinem auserwählten »Solitär« dessen Fähigkeiten adaptiert – auf jeden Fall vermag auch der Autor in seinem Buch in vielerlei Stimmen zu sprechen.

Seine Rollen: Hymniker, Watschenmann, Medientheoretiker, Lehrer, Chefideologe und 1. Vorsitzender der Benotungskonferenz. Denn natürlich bedarf solch schäumende Lobpreisung der Kontraste, die Lichtgestalt des rabenschwarzen Hintergrundes und das ganze gottverdammte kapitalistische Fernsehen mal wieder einer Abreibung, die sich gewaschen hat. Sokolowsky erledigt das gründlich und im Detail mit Verve und polemischer Lust, denn: »Der Menschentypus, auf den der totale Kapitalismus hinaus will, hat in Ulrich Meyer, Birgit Schrowange, Alida Gundlach seine Avantgarde.« Und »es ist ja tatsächlich ein Markenzeichen von Sabine Christiansen, immer wieder die gleichen Arschgesichter zu präsentieren«, diese »Zombies mit Sprechloch«. Wo »es ums Beobachten und Bewachen irgendwie humanoider Regungen und Bewegungen unserer nächsten Verwandten geht«, heißt die Sache »Big Brother«. Ganz zu schweigen von jenen »doofen Zeiten«, als »die Niemande und der Dilettantismus von ›Samstag Nacht‹«, insbesondere »... der inkommensurable Kotzbrocken Stefan Jürgens«, sowie die publizistische Ausrufung der Spaßgesellschaft den Autor vor ein Rätsel stellten, das »vier Millionen Arbeitslose zusammen nicht lösen können«.

Das Rätsel Schmidt aber wird ohne Zuhilfenahme größerer Bevölkerungsgruppen von Sokolowsky selbst gelöst, denn sein Mann ist »in einem komplett närrischen Medium der einzige Star mit Narrenfreiheit« und »bedient das Medium, indem er sich ihm verweigert«. Wie das möglich wurde? »Weil er keine kohärente Figur auf das Schirmbild stellt, in tausend Stimmen redet und alles, sogar die eigene Ironie, ironisiert.« Bravo. Und so langsam stellt sich dem Leser die Frage, wo Schmidt das nur alles her hat.

Antwort gibt dankenswerter Weise das Kapitel »Von der Neuen Frankfurter Schule zur Late Night Show«. Hier wird, in eleganter Beweisführung, belesen und bestens informiert, vor allem der Einfluß der völlig zu Recht und messerscharf als Genies erkannten NFS-Autoren Henscheid, Gernhardt und F. W. Bernstein auf das Schaffen des »Solitärs« nachgewiesen.

Das ist gut recherchiert, blendend formuliert, bestens belegt und soll so stehenbleiben in alle Ewigkeit. Jene Ewigkeit, in die weggelobt zu werden letzten Endes angenehmer ist, als jene Pfanne, in die von Sokolowsky gehauen zu werden, man

sich ja doch recht fürchten muß. Gerade deshalb möchte der Rezensent die Gelegenheit wahrnehmen, sich an dieser Stelle beim Autor in aller Form dafür zu entschuldigen, daß die NFS heutzutage »keine Avantgarde mehr ist« (Das Alter! Die Gicht! Doch nicht »die Wiedervereinigung«, Dummkoffsky!), daß wir nur noch »ein Seminarthema sind für Germanisten und Kunstwissenschaftler« (Danke, Sokolowsky-Seminar Wintersemester 2002 an der Uni Hamburg!) und daß »Titanic« eher ein »Witzblatt« ist (Nein, diese Schande in Seminaristenkreisen!). Aber damit soll's nun auch genug sein. Vorm »Fänsä« sehen wir uns alle wieder, pünktlich werktags viertel nach elf. Gut eingestimmt durch das Buch zur Show, wohl wissend, was zu tun ist: »Man könnte und sollte Magisterarbeiten schreiben allein über das Assoziationsgenie Harald Schmidts.«

Ist höheres Lob denkbar? Vielleicht dieses: »Es scheint derzeit nur einen Künstler zu geben, der sich mit den Vertretern der NFS in ihren großen Jahren sowohl an Innovationskraft wie an Popularität vergleichen kann.« Das ist zwar ein Schmarrn, aber ein charmanter – was die Popularität betrifft.

Peter Knorr ist eines der acht Mitglieder der Neuen Frankfurter Schule und Mitbegründer von »Titanic«

Konkret 12/03, S. 52

Stefan Ripplinger

Der kleinere Titan

Zur Feier des Mickrigen und Mißratenen:Das Kölner Museum Ludwig zeigt eine Retrospektive auf Dieter Roth.

Wenn ich einer von Dieter Roths Sachen in einer Gemeinschaftsausstellung begegnet bin, war es mir immer, als hätte ich mich in der Tür geirrt und wäre von einer Trauerfeier in einen Kindergeburtstag geraten. Sie sind nicht nur kühner und klüger, sondern ganz einfach anders als die der andern, so daß mir die beharrliche Suche der Kunsthistoriker nach dem »Kontext« stets stumpfsinnig vorkam. Gewiß, der Mann ist nicht auf einem Baum gewachsen, aber er sieht doch völlig anders aus als all die andern Früchtchen.

Den *ganzen* Roth, den eine Retrospektive zu zeigen verspricht, stellte ich mir gigantisch vor. Denn der ganze Roth, das wären ja Schiffsladungen von meterhohen Skulpturen, Tausenden Grafiken oder »Schnellzeichnungen«, stapelweise »Scheiße«-Büchern, Materialbildern, Multiples, von Tausende Stunden umfassenden Audio- und Videocassetten, Filmen, Schallplatten, schließlich sogar von Schmuck, Möbeln, Teppichen und nicht zuletzt tonnenweise »flachem Abfall«. Ich sah mich wie Popes Liliputaner davor stehen: »Can our eyes / Reach thy size?«

Um so kleiner, bescheidener, ja beschaulich mußte mir dann der Kölner Roth vorkommen. Was sollte auch den titanischen Dom, den einer vor dem Betreten des Museums Ludwig passiert, noch überbieten können? Höher geht es schwerlich, also verbannte man den kleineren Titanen gleich ins Kellergeschoß, das nun wie die Höhle eines vor sich hin werkelnden, schrulligen, aber ganz freundlichen Polyphem wirkt.

Der Eindruck ergibt sich allein schon dadurch, daß nicht die raumsprengende »Tischruine« den natürlichen Mittelpunkt der Schau bildet, sondern die »Gartenskulptur« (1968-1996). Auch dies zwar eine mächtige Konstruktion aus mit Seilen verbundenen Holzverschlägen, in die Lebensmittel, Spielzeug, Pflanzen und vieles mehr eingestellt sind, aber nicht von dem verzweifelten Humor der »Tischruine«, sondern Zeugnis weltabgewandter, friedlicher Arbeit und Zusammenarbeit. Die Skulptur stand tatsächlich in verschiedenen Gärten, beherbergte Gemälde und Skulpturen Roths, bis sie jeweils von der Witterung zerstört waren. Die auslaufenden Farben und abfallenden Brocken sind sorgsam gesammelt und eingeweckt worden. Das hat nichts Grundstürzendes, eher etwas Schonendes, Nachhaltiges. »Samlet die vbrigen Brocken / das nichts vmbkome« (Joh. 6,12).

So eingestimmt, wirken auch die wenige Monate vor seinem Tod entstandenen »Solo Szenen« (1997/98) versöhnlich. Auf 128 Videomonitoren sieht man den beleibten Künstler zeichnen, telefonieren, essen, getrocknete Wäsche vom Ständer nehmen, lesen, auf dem Klo sitzen oder der Dusche entsteigen. Ein Hieronymus im Gehäus, ruhig dahinlebend, die Einsamkeit und Lächerlichkeit des Lebens tapfer ertragend.

Der widerborstige Roth ist im Museum Ludwig selten zu erleben, dafür führt die Retrospektive auf wenig beschrittene Nebenstraßen und Seitenwege dieses weitverzweigten Werks. Besonders überrascht war ich von den Anfang der Sechziger entstandenen Filmen. Etliche haben sich nicht erhalten, weil der Künstler in einem Raptus des »Film-Annihilierens« (Roth) sie zerstörte und wegwarf, aber allein »Dock«, ein Flickerfilm von wunderbarer Farbigkeit, und mehr noch die abstrakten »Letter« und »Dot« – vorüberstürzende Buchstaben, sich zu Blasen aufblähende Punkte – zeigen, daß der Mann das Talent zum Filmemacher gehabt hätte. Aber wozu hätte er keines gehabt? Er besaß so viel in allem, daß er sich leisten konnte, es zu verstecken.

In der Installation »Fernquartett« (1980) sind Roths Kinder und er selbst zu hören, wie sie auf verschiedenen Instrumenten dilettieren. Die Aufnahmen, unabhängig voneinander aufgenommen, werden gleichzeitig abgespielt. Ein munterer Lärm; auch der Künstler selbst bemüht sich hier wie anderswo redlich, von seinem in der Jugend genossenen Klavierunterricht nicht allzuviel spüren zu lassen. Die »Collaborations« zeigen ihn im harmonischen Malwettbewerb mit Richard Hamilton, das Video »Duell im Schloß« in improvisierten Slapstick-Szenen mit Arnulf Rainer, die Postkarten an Emmett Williams als liebenswerten Korrespondenten und Vogelbildbemaler.

Spätestens hier fragte ich mich aber, ob ich mir bislang eine völlig falsche Vorstellung von Roth gemacht habe. Auf einmal steht ein phantasievoller Familienvater, ein treuer, anregender Freund, ein braver Bastler vor mir. Nicht viel zu spüren und zu sehen davon, daß er seine Familie in den Sechzigern verließ, nahezu alle Freundschaften, die er einmal schloß, irgendwann auch wieder, und zwar oft auf verletzende Weise, abbrach, kaum etwas von den wütenden Attacken auf sein eigenes Werk und auf seinen Körper, von den Zerstörungen und Selbstzerstörungen, nicht einmal von den Störungen. Dieser Mann hat wenigstens zweimal versucht, sich das Leben zu nehmen, er hat Preisverleihungen und Talkshows platzen lassen und eine Installation von Beuys zerdeppert, aber in Köln klingt selbst sein auf Video gezeigter Vortrag aus den »Scheiße«-Gedichten, als ob er seinen Kindern Märchen vorläse. Nur der Text stört noch etwas. »Da kommt der Kristian zur Wand heraus, / und reißt dem Hannes den Schwanz aus, / da packt der Hannes mit eigener Hand / die eigenen Eier und schmeißt sie an die Wand.« (Mit Kristian ist übrigens Jesus von Nazareth, mit Hannes der Täufer gemeint.)

Ist Harmlosigkeit der Preis, der dafür entrichtet werden muß, daß, wie Maja Oeri, »Präsidentin der Laurenz-Stiftung«, im Vorwort zum Katalog schreibt, das Werk dieser »Vaterfigur einer ganzen Kunstrichtung« endlich in »seiner Breite und Vielfalt einer weiten Öffentlichkeit« bekannt gemacht werden kann? 2003 war das Jahr, in dem mit dem Run auf Roth auch eine verharmlosende Deutung Raum zu greifen schien; eine Ausstellung, eine Sonntagsrede folgte der nächsten, selbst das Feuilleton zeigte verdächtigerweise ein Einsehen, und der Gipfel war erreicht, als der Künstler mit dem »Genie« Friedrich Dürrenmatt verglichen wurde, dem er leider nie begegnet ist, wenn er auch »von denselben literarischen und künstlerischen Gedanken umgetrieben« worden sei (Gachnang/Erismann/Sgualdo (Hg.): *Dieter Roth. Die Bibliothek.* Neuchâtel 2003).

In Wahrheit sagte Roth noch im Sommer 1998, wenige Tage vor seinem Tod, sein Haß auf Dürrenmatt und seinesgleichen habe sich nur deshalb ein wenig gemildert, weil sie, wie übrigens Vater und Mutter, »weggfuulet« seien. Weitere Statements zu Gestalten des öffentlichen Lebens und des Kulturerbes aus dem unentbehrlichen Band *Gesammelte Interviews*: Hegel – »widerlich«; Marx – »unerträglich«; Wittgenstein – »besonderes Arschloch«; Bertolt Brecht – »Null«; Valéry – »Bluffer«; Duchamp – »ganz verruchter Bluffer«, »Trumpfkartenfabrikant«; Joyce und Gertrude Stein – »Imponiermacher«; Mondrian – »Langweiler«; Sartre – »da wird einem schlecht«; Lacan – »verdammter Hund«; Beuys – »Dummkopf«; Fluxus (mit Ausnahme von George Brecht und Robert Filliou) – »Klub der Talentlosen«; Grass, Martin Walser – »kleine Adolf Hitlers«; Max Frisch – »eklig«; Harald Szeemann – »Arschloch«; Wolf Vostell – »humorloser Onkel«; Jochen Gerz – »absolut kein Humor, nur Scheiße«; Martin Kippenberger – »en uufblasene Dummkopf«; 90 Prozent der deutschen Künstler – »Nachmacher und Rumschleicher«. Der Gerechtigkeit halber sei hinzugesetzt, daß er von sich selbst und seiner Arbeit auch die denkbar schlechteste Meinung hegte.

Und es wird niemand ernsthaft behaupten können, solche Meinungen über sich und andere hätten keinen Einfluß auf Roths Werk gehabt. Im Gegenteil besteht ein großer Teil des Frühwerks aus buchstäblichen Verwurstungen der ihn am meisten anwidernden Druckerzeugnisse der Zeit, etwa nach diesem Rezept: »1 zartes buch, tasse essig, 1 teelöffel oregano, 3 zerhackte knoblauchzehen, 2 suppenlöffel chili pulver, 1 teelöffel frisch gemahlener schw. pfeffer, 2 teelöffel salz, teelöffel gemahlener kümmel, 2 kleine rote pfefferfrüchte, klein geschnitten, 1 teelöffel zerstampfter roter pfeffer, *naturdarm*«. In der Schau hängt, etwas abgelegen in der Ecke, eine so zubereitete »Literaturwurst«. Sie besteht aus einem eingeweichten und gewürzten Exemplar von *Halbzeit,* unter der Pelle schimmern Reste von Martin Walsers gern gelesenen Sätzen.

Aber auch sie sieht ganz proper und poliert aus. Gleich darauf passiert man die Gewürzkästen und die Materialbilder aus Schokolade. Der Raum duftet sanft. Spielzeugmotorradfahrer, die in einen Berg aus schwarzer Schokolade rasen, ein Püppchen, das kopfüber in den Brei gefallen ist – als ich einige dieser Sachen vor Jahren im Roths »Schimmelmuseum« (ein von ihm in eine fantastische Tropfsteinhöhle verwandeltes Haus in Hamburg) gesehen habe, erschienen sie mir wie kleine Feste der Zerstörung, hier wie aus der Puppenstube.

Das ist, um es noch einmal zu wiederholen, nicht der ganze Roth, sondern nur seine Schokoladenseite. Andererseits ist nicht alles Materialismus, was stinkt, und auch die Vorstellung von der permanenten Revolution und vom Künstler als Rebellen nichts als abgestandener bürgerlicher Kitsch. »Jack the Dripper« Pollock ließ sich von reichen Mäzenen aushalten, und vermutlich hat sogar Artaud gelegentlich rote Rosen bei Fleurop bestellt. Wer einmal in der Kunstwelt, oder sagen wir gleich in der Welt (nennt es von mir aus Kapitalismus) ist, der kommt nicht leicht wieder heraus. Was kann er anderes tun als zu leben und sich also zu kompromittieren? Niemand wußte das besser als Dieter Roth, der, 1930 in Hannover geboren, »sich unter den bösen Menschenfressern, den Deutschen gewahrend« (*Lebenslauf von 5C Jahren*), in der Schweiz, in die seine Eltern ihn evakuieren ließen, auch nur eine »Moralhölle« sehen konnte, denn »voll der hirnverbrannten Kanonenbauer, Stiefelhersteller, Würstleinstopfer, Kälbertöter, Kasernenanstreicher und ihrer gedankenlosen Verbraucher, Soldaten und Offiziere genannt, auch Vaterlandsverteidiger und Freiheitskämpfer selbstverständlich genannt, sass dieses Land auf den Zinnen der Alpen«. Von da an stürzte er, wann immer er aus einem »schwarzen Loch« gekrabbelt war, ins nächste.

»Life itself is slavery. You may talk as a free man and your words may be free, but your soul isn't it« (Interview mit Ingólfur Margeirsson). Das ist kein bißchen dialektisch, dafür aber wahr. Deshalb irritiert es, daß in Köln zwar die auf geschmacklose braune Leisten geklebten Fotos aus dem großen Hundezwinger im spanischen Tibidabo dargeboten sind, aber nicht das entnervende Gebell, das Roth vor Ort mitschnitt und zu den entsprechenden Ausstellungen abspielte. Er ließ bei jeder wiederum ein Tonband mitlaufen, hernach die Tonspuren mischen, so daß die Besucher der zweiten Tibidabo-Ausstellung das Gekläff der Hunde und das Geschwätz der Besucher der ersten hörten und am Ende Hunde und Kunstliebhaber in ein und demselben Zwinger festsaßen.

Doch wer das alles weiß, kann es auch wieder vergessen und sich an den Schönheiten freuen, mit denen Roth nicht geizt und von denen in Köln besonders viele zu sehen sind. Die seit den achtziger Jahren entstandenen »Matten« sind Unterlagen aus den Ateliers, auf denen, in einem oft über Jahre währenden Prozeß, Farbtuben, Stifte, Essensreste, Kippen, Polaroids, alles, was sich auf einem Arbeitstisch ereignet und ansammelt, mit Leim fixiert ist. Mögen seine Tagebücher davon berichten, wie sehr er sich, an seinem Ateliertisch sitzend, quälte, mühsam vor sich hinarbeitend und noch am letzten Kater laborierend, die Matten selbst verströmen große Heiterkeit. Die Idee der Assemblage von Alltagsgegenständen auf einer

Unterlage ist Daniel Spoerris »tableaux pièges«, den »Fallenbildern«, verpflichtet. Aber anders als Spoerri interessierte sich Roth nicht für eine einmalige, vergangene Situation, sondern für das Vergehen an sich.

Daß Vergehen und Zerfallen die bizarrsten Farben und Formen hervortreiben, hat er als einer der ersten erkannt und ausgebeutet. Auf den »Sonnenuntergängen« (1968) versanken ursprünglich Wurstscheiben im Meer. Nun ist über dem noch immer tiefen Blau nur mehr ein großer Fettfleck zu sehen, wo einst eine Salami leuchtete. Die Freude an Farbe und Spiel steckt an, und man wird noch nicht einmal, wie Kraus über Heine, sagen dürfen, Roth hätte nicht genügend »Respekt vor dem Sonnenuntergang« gezeigt.

Sein Respekt galt einem leicht idiotischen Ansichtskartenmotiv im besonderen ebenso wie dem Mickrigen, Nichtbeachteten, Abgefallenen, dem Mißratenen und Erfolglosen, dem »Traurigen und Kaputten« im allgemeinen. Er sang das Loblied des Cellophanpapiers, des leeren Joghurtbechers, des kaputten Malstifts und feierte das, was morgen schon vergammelt und entsorgt sein wird. Mehr noch, er erkannte sich darin wieder. »P.O.Th.A.A.VFB« (Portrait of the Artist as Vogelfutterbüste, 1970) heißt sein Kopf aus mit Vogelfutter versetzter Schokolade. Er sollte im Freien aufgestellt und den Vögeln zum Fraß vorgesetzt werden. Freilich sind wenige Sammler der Anweisung gefolgt.

Auch in Köln sind außer komischen keine Vögel zugelassen. Aber es erhöht den durchaus großen Spaß, den man an dieser Ausstellung haben kann, sich auszumalen, es könnte ihr so ergehen wie der in Marseille 1997, als nach einem schweren Gewitter die Ausstellungsräume knöcheltief unter Wasser standen. »Möwen flogen durch die Roth-Säle. Und der Künstler? Ein Foto zeigt ihn inmitten des realen Untergangs entspannt und glücklich, offensichtlich entzückt über die unverhoffte, finale Vollendung seiner Schau« (Laszlo Glozer in: *Originale,* Hamburg/London 2002).

»Roth Zeit. Eine Dieter Roth Retrospektive« ist noch bis 11. Januar im Museum Ludwig, Köln, zu sehen, ab 10. März in New York. Der Katalog kostet 45 Euro.

Dieter Roth: *Gesammelte Interviews.* Hg. v. Barbara Wien. Edition Hansjörg Mayer, London 2002, 648 Seiten, 39 Euro

---

Stefan Ripplinger gehört zu den Autoren des Bandes »Dieter Roth. Bücher und Editionen«, der in diesen Tagen in der Edition Hansjörg Mayer erscheint

Konkret 12/03, S. 54

Ludwig Seyfarth

Echt? Echt!

Sind die kirgisischen Leichen des Gunther von Hagens wenigstens richtige Kirgisen? Über die Faszination des »Echten« in der Kunst.

Mit der »Faszination des Echten« werben die »Körperwelten« des Plastinators Gunther von Hagens. Die konservierten Leichen provozieren auch Jahre nach ihrer ersten Präsentation noch öffentliche Kontroversen. Wenn Theologen, die Ärztekammer oder die Jusos die Schließung der Ausstellung fordern, dürfen sich die Veranstalter freuen. Die Warteschlangen, die sich derzeit täglich an der Hamburger Reeperbahn bilden, werden durch derlei Proteste noch länger.

Obwohl auch dort Aufsehenerregendes zu sehen war, ging es im Hamburger Bahnhof in Berlin vergleichsweise ruhig zu, denn es stand »nur« Kunst zur Debatte. Bis Anfang November fand hier die bislang umfassendste Ausstellung mit Werken Ron Muecks statt, die in den letzten Jahren die Kunstwelt mit einer nie gekannten Faszination des Echten versorgten. An Detailtreue überbieten die Skulpturen des in England lebenden Australiers fast alles, was es in dieser Hinsicht bislang gab.

International bekannt wurde Mueck, der früher als Special Effect-Designer beim Film gearbeitet hatte, durch seine Beteiligungen einerseits an der »Sensation«-Ausstellung, mit der der Werbemagnat und Kunstsammler Charles Saatchi die »Young British Art« labelte und populär vermarktete, andererseits an der Biennale in Venedig 2001. In »Sensation« zeigte Mueck unter anderem die liegende Figur seines nackten toten Vaters, deren Naturalismus besonders schockierend dadurch wirkt, daß die Skulptur nur rund einen Meter lang ist. Auf der Biennale stand im Eingangsraum des Arsenale die Figur eines hockenden Jungen, diesmal nicht verkleinert, sondern auf fast fünf Meter Höhe vergrößert. Muecks Nachbildungen sind stets so genau, daß Ungenauigkeiten auffallen. So sind bei einigen Skulpturen verschiedene Körperteile in unterschiedlichen Materialien ausgeführt, Haare sind einzeln angebracht und Flecken oder Rötungen auf der Haut in feinsten Farbnuancen aufgemalt. Auch die vielleicht am schwersten zu erzeugende Illusion ist perfekt gelöst: Die Augen scheinen uns anzublicken und zu verfolgen.

Obwohl jeder Betrachter weiß, daß er eine Skulptur vor Augen hat, ist die Illusion des Lebendigen so auf die Spitze getrieben, daß sich ein Kritiker 1998 zu der Behauptung hinreißen ließ, Muecks bildhauerisches Werk erkläre, warum der Mensch das Bedürfnis entwickelt habe, nach einer »Seele« zu suchen. Neu ist ein solches Lob allerdings nicht. Schon Giorgio Vasari, der große Künstlerbiograph der Renaissance, war nicht besonders originell, als er den Bildhauer Donatello dafür rühmte, daß er dem Marmor »Leben, Gefühl, Bewegung« eingegeben habe. Vasari wärmte nur die berühmteste Geschichte auf, die über die Bildhauerei je erzählt wurde: Pygmalion, mythischer König von Zypern, schnitzte aus Elfenbein eine Statue der Galatea so lebensecht, daß Venus sie zum Leben erweckte, auf daß sie Pygmalions Geliebte werden konnte.

Technisch allerdings sind Pygmalions Elfenbein und Donatellos Marmor mittlerweile weit übertroffen worden: von den Wachsfiguren Madame Tussauds oder schließlich von menschenähnlichen Cyborgs wie in »Blade Runner« oder »Terminator 2«. Die Genom-Forscher von heute schicken sich an, zu den größten Bildhauern aller Zeiten zu werden. Ihre geklonten Menschen wären aus »lebensechtem« Material und Pygmalions Galatea kein Mythos mehr, sondern Realität.

Es gibt Gründe dafür, daß die Kunstgeschichte der Skulptur auf diese Weise nicht geschrieben wird. Zu großer Illusionismus hat der plastischen Kunst, stärker noch als im Fall des Tafelbildes, neben Bewunderung stets auch Mißkredit gebracht. Da das Hauptthema der Plastik traditionell die menschliche Figur war, weckte ein zu großer Drang nach dem Schein des Lebendigen immer schon den Einwand, der auch den heutigen Klon-Wissenschaftlern entgegengehalten wird: Sie wollten sich an der göttlichen Schöpfung vergreifen.

Ist nicht den meisten Menschen doch wohler, wenn bei Michelangelo oder Rodin die geformte Figur im Zustand des dramatischen Ringens mit der umgeformten Materie erscheint? Die Oberfläche des Marmors, selbst wenn sie glattpoliert die Weichheit der Haut suggeriert, ist eben doch aus Stein. Deshalb wirken Marmor-Akte auch nicht obszön, denn eigentlich sind sie angezogen. Ihre Nacktheit verschwindet unter dem »Marmorkleid«.

Im 20. Jahrhundert löste sich die enge Bindung der Skulptur an die menschliche Figur. Die Bildhauer verzichteten zunehmend auch, von Ausnahmefällen abgesehen, auf die Imitation der Haut und anderer Stoffe. Die Materie wurde zum Material, das nicht anderes Material oder gar lebende Materie vortäuschen, sondern seinen eigenen Charakter zum Ausdruck bringen soll. Damit wurden auch andere Stoffe als Marmor, Bronze oder Holz ästhetisch hoffähig. Richtig Konjunktur hatte das Material in den 1960er und 1970er Jahren, als reihenweise Substanzen künstlerisch in Gebrauch kamen, deren Aufnahme kurz zuvor noch jede Galerie abgelehnt hätte. Beuys brachte Fett und Filz, Dieter Roth Schokolade oder die amerikanischen Minimal-Bildhauer industriell gefertigte Metall- und Eisenplatten zu Ehren. Gleichzeitig feierte auch die menschliche Figur ihre Wiederkehr, erst in den lebensgroßen trashigen Ensembles des

Kalifornier Edward Kienholz, dann in den hyperrealistischen Plastiken, mit denen Duane Hanson und John de Andrea um 1970 parallel zur fotorealistischen Malerei von Chuck Close oder Richard Estes Furore zu machen begannen.

Auch wenn naturalistische Kunststoff-Figuren mittlerweile zum Standardrepertoire zeitgenössischer Museumsabteilungen gehören, passiert es immer noch, daß man sie im ersten Moment für Aufseher oder andere Besucher hält. Dieser Effekt tritt bei Ron Muecks Werken kaum ein, obwohl sie weit minutiöser ausgearbeitet sind als die Duane Hansons. Die Maßstabsveränderungen und der manchmal fragmentarische Charakter stellen bei aller Lebensnähe eine ästhetische Distanz, einen Reflektionsraum her, der vielen hyperrealistischen Werken fehlt.

Der ambivalente Kitzel, die Figuren »echt« und wie »lebendig« wirken zu lassen, bleibt kein jahrmarktsmäßiger Effekt – Mueck führt ihn, nach all den modernen Absagen an den Illusionismus, wieder bewußt als Leistung der künstlerischen Fiktion vor. Die künstlerischen Freiheiten gegenüber dem Eins-zu-eins-Abbild wirken erleichternd. Ganz anders die Plastinate des Gunther von Hagens: Bei ihnen berührt die »künstlerische« Inszenierung eher unangenehm. Es gibt bei ihnen auch keine Naturähnlichkeit, die mit künstlerischer Phantasie zu umgehen wäre. Die Plastinate sind ja keiner Körpermaterie »ähnlich«, sondern mit ihr identisch. Sie sind zwar »echt«, sehen aber nicht »echt« aus. Die vermeintliche Faszination besteht darin, daß man echte Körper und menschliche Organe *so* noch nie gesehen hat. Darin liegt schließlich auch der Sensationscharakter der Ausstellung.

Aber wäre das Publikum auch fasziniert, wüßte es nicht, daß es sich bei dem Gebotenen um plastinierte Leichen handelt? Man würde die Herkunft der Exponate wohl eher dort vermuten, wo auch Mueck sein Handwerk gelernt hat: In einer Werkstatt für Filmausstattungen. Daß die Körper, denen die Haut abgezogen wurde, wie Zombies wirken, ist eine aufgrund der Bekanntschaft des breiten Publikums mit dem populären Kino naheliegende Assoziation, die eine geschmacklich besonnenere Inszenierung eher zu unterdrücken versucht hätte. Statt dessen wirbt das Plastinat, das die abgezogene Haut wie einen Mantel über dem Arm trägt, auf einem Flyer für die Ausstellung mit dem Kalauer: »Haut ab!«

Diejenigen, welche am liebsten von Hagens abhauen sehen wollen, argumentieren meist nur moralisch und nicht ästhetisch. Der wissenschaftliche und Lehrveranstaltungs-wert für das Publikum, den von Hagens seinen Gegnern immer wieder entgegenhält, mag, angenommen, es gebe ihn, ein Argument gegen moralische Einwände sein. Vom Standpunkt der Moral aus könnte man eine ästhetische Diskussion der »Körperwelten« als unstatthaft ablehnen. Sollten die Menschen, deren Körper plastiniert wurden, tatsächlich sich alle zu Lebzeiten damit einverstanden erklärt haben und eines natürlichen Todes gestorben sein, könnte sich von Hagens allerdings auf das Verhältnis von Moral und Ästhetik berufen, das der englische Romantiker Thomas De Quincey 1827 in seinem Essay *Der Mord als schöne Kunst betrachtet* entwarf. De Quincey argumentierte, eine Mordtat, die bereits geschehen sei, könne nicht mehr verhindert werden. Der Moral sei vollauf genüge getan, jetzt könnten auch Geschmack und Kunstsinn zu ihrem Recht kommen.

Wenn wir De Quincey folgen, hat von Hagens jedoch schlechte Karten. Geschmacklich und künstlerisch betrachtet, verdient der »Leichen-Beuys« seinen Spitznamen kaum. Kunst zeichnet sich unter anderem dadurch aus, daß ihre formale Gestaltung die Vorstellungen der Betrachter in bestimmte Richtungen zu lenken weiß. Von Hagens inszeniert seine Plastinate jedoch mit so kruden Theatereffekten, daß man ihm die wissenschaftliche Seriösität, die er vorgibt, schwerlich abnimmt. Mit den Gruseleffekten lockt er allerdings ein weit größeres Publikum als irgendeine Ausstellung zeitgenössischer Kunst. Die wenigen »Körperwelten«-Besucher, die auch in Kunstausstellungen gehen, mögen sich bei den plastinierten Geschlechtsorganen, die als Einzelobjekte in Vitrinen zu sehen sind, an die surreale, Technoides und Biomorphes verbindende Plastikwelt der Cremaster-Filme von Matthew Barney erinnert fühlen. Barneys überbordene Formphantastik lebt von der Faszination des Nicht-Echten. Sie stellt die Frage nach dem Verbleib des Körperlich-Organischen in einer völlig synthetischen Umwelt, in der es »Echtes« gar nicht mehr zu geben scheint.

Das organisch Echte wurde, was den menschlichen Körper betrifft, schon zu Rembrandts Zeiten an der sezierten Leiche wissenschaftlich untersucht, wie die Gemälde des Niederländers mit Darstellungen von Anatomiestunden der Doktoren Tulp und Deyman zeigen. Das Festhalten anatomischer Details fand unter anderem in Wachsmodellen statt, die im 18. Jahrhundert eine bis dato nie gekannte Blüte naturalistischer Wiedergabe erreichten. In der Kunst geriet die Naturähnlichkeit der Wachsbildnerei zunehmend in Mißkredit, auch die Materialgerechtigkeitsästhetik der Moderne konnte dem Wachs wenig abgewinnen. Doch Ende der 1960er Jahre stellte der Amerikaner Paul Thek bemalte und eingefärbte Wachsobjekte her, die an Fleischklumpen oder menschliche Körperteile erinnern. Theks »Technological Reliquaries« stellten die Fragen nach geklonter oder diesseits des Digitalen verharrender Restmaterie in einer Zeit, als zwar Schriftsteller wie Stanislaw Lem oder J. J. Ballard über die Zukunft des Körpers nachdachten, adäquate Visualisierung in Film oder bildender Kunst aber noch auf sich warten ließen. Auf den ersten Blick Theks Objekten sehr ähnlich wirken die Werke des japanischen Ikebana-Meisters Yukio Nakagawa. Ein 1976 fotografisch inszeniertes, von Nakagawa geduldig aus 5.000 Rosenblüten zusammengefügtes rotes Bündel macht optisch den Eindruck, als stamme aus einem Operationssaal oder aus einer Schlachterei.

Aber wer würde sich noch für sorgfältig geformte Rosenblütenklumpen oder Wachsobjekte interessieren, wenn nebenan plötzlich ein echtes Leichenteil gefunden würde? Der englische Publizist Edmund Burke formulierte Mitte des 18.

Jahrhunderts Überlegungen zu einer Ästhetik des Erhabenen, die angesichts des unterschiedlichen Publikumszulaufs zu den »Körperwelten« und zu Muecks Skulpturen immer noch aktuell erscheinen: »Man lasse an irgendeinem Tage die erhabenste und eindrucksvollste unserer Tragödien aufführen; man wähle dazu die beliebtesten Schauspieler; man spare keine Ausstattung und Dekoration; man vereinige die höchsten Anstrengungen von Dichtkunst, Malerei und Musik; und dann, wenn alle Zuschauer versammelt sind, gerade in dem Augenblicke, in dem die Gemüter vor Erwartung aufs höchste gespannt sind, lasse man bekannt werden, daß auf dem benachbarten Platz ein Staatsverbrecher von hohem Stande sogleich enthauptet würde: augenblicklich wird die Leere des Theaters die relative Schwäche der nachahmenden Künste beweisen und den Sieg der wirklichen Sympathie verkünden.«

Mit der ungleichen Konkurrenz zwischen Kunst und wirklichem Leben, die Burke hier vor Augen führt, möchten sich viele Menschen bis heute nicht abfinden. So pries Karlheinz Stockhausen das Geschehen des 11. September 2001 als unerreichbar großes Kunstwerk. Eigentlich müßte er auch die »Körperwelten«-Ausstellung loben, weil sie keine Resultate künstlerischer Fiktion, sondern »echte« Körper zeigt. Aber eben das hat der deutsche Künstler Timm Ulrichs schon vor Jahrzehnten getan, als er sich selbst als Kunstwerk ausstellte. Statt seine Echtheit zu loben, beschwerten sich die meisten Betrachter/innen dieser Aktion darüber, daß der Künstler ja gar nichts hergestellt habe. Echt faszinierend ist eben nur das, was man gewöhnlich nicht zu sehen bekommt.

Ludwig Seyfarth schrieb in KONKRET 9/03 über Kunst in der DDR

Konkret 12/03, S. 56

Martin Büsser

Pass the Mic to the Museum

Die Münchner Ausstellung »One Planet under a Groove« untersucht den Einfluß des HipHops auf die zeitgenössische Kunst.

Von der Bronx in die Villa

Die Bronx sei gar nicht mehr gefährlich, wird Jo-Anne Birnie Danzker, Direktorin der Villa Stuck, in der »FR« zitiert. Die Mythen rund um HipHop, der sich dort vor mehr als zwanzig Jahren als Jugendkultur aus Breakdance, Graffiti und DJing entwickelte, sprechen jedoch eine ganz andere Sprache. »In verfallenen Gebieten zwischen ausgebrannten Häuserblocks«, schildert Mike Evans in seinem Buch *NYC Rock* den Beginn von HipHop in den ausgehenden siebziger Jahren, »breitete sich eine Kultur aus, die anfangs niemand außerhalb des Viertels wahrgenommen hatte.« Die Texte vieler Rapper erzählen noch heute von Drogen, Gangs und Gewalt, vom Überlebenskampf in den sogenannten Ghettos, die zugleich auch immer wieder liebevoll als »hood« (Nachbarschaft) bezeichnet und gegebenenfalls gegen Eindringlinge verteidigt werden.

Die Geschichte von Afrika Bambaataa und seiner »Zulu Nation«, die mit HipHop eigenen Aussagen zufolge »die negative Energie der Kämpfe in positive und konstruktive Energien« einer neuen Straßenkultur umwandeln wollte, bildet den Ausgangspunkt fast jeder der inzwischen zahlreichen Publikationen zum Thema. Doch was als Sprachrohr der Sprachlosen begonnen hatte, ist nicht nur zur weltweit populärsten Jugendkultur, sondern auch zum großen Geschäft geworden, in dem das Ghetto oft nur noch als Ausgangspunkt für die Legende »Vom Tellerwäscher zum Millionär« herhalten muß. Erst die Schilderung einer verwahrlosten Kindheit verleiht den in Rap-Videos üblichen Luxusschlitten ihren Status. Eine der obersten Regeln im kapitalistischen Mikrokosmos, zu dem HipHop schon lange geworden ist, lautet nämlich, daß zwar derjenige, der aus reichen Verhältnissen stammt, nicht als »real« gelten kann, allerdings auch nicht derjenige, der es mit seiner Musik nicht zu Reichtum gebracht hat.

Schon an Run DMC, einer der ersten Rap-Gruppen, die ihre Platten zu Beginn der achtziger Jahre millionenfach verkaufte, zeigten sich die Widersprüche, die auftreten, sobald eine Subkultur die Hinterhöfe verläßt: Die aus der Mittelschicht stammende, sich aber immer wieder positiv auf die Straßengangs der Ghettos beziehende Band sorgte einerseits für Skandale und den Ruf nach Zensur, wurde zugleich aber von Adidas als Werbeträger unter Vertrag genommen.

Nein, so gefährlich ist die Bronx nicht mehr. Immerhin gibt es dort ein »Museum of the Arts«, deren junges Kuratorenteam Lydia Yee und Franklin Sirmans die Ausstellung »One Planet under a Groove« organisierte, die noch bis zum 11. Januar in der Münchner Villa Stuck zu sehen ist, der einzigen Station in Deutschland. HipHop in München, jener Stadt, die so wenig wie kaum eine andere hierzulande mit sozialen Gegensätzen in Verbindung gebracht wird? Dazu auch noch in einer beschaulich gelegenen Jugendstil-Villa? Doch das, was auf den ersten Blick deplaziert anmutet, ist für die Rezeption nur von Vorteil. Der Ort schafft genau jene Distanz zum Sujet, die auch in den meisten dort ausgestellten Arbeiten angelegt ist. Die vorwiegend jungen Künstler betreiben keine Ghetto-Romantik und verklären nicht die Authentizität einer als gefährlich gehandelten Straße, sondern erkunden die Diskrepanz zwischen Mythos und Realität von HipHop. Der Münchner Schauplatz unterstreicht dabei noch einmal den Ausstellungstitel. HipHop hat es tatsächlich geschafft, »One Planet under a Groove«, also jeden nur erdenklichen Flecken dieser Erde zu erobern – sogar in Grönland gibt es HipHop-Bands, und Graffitis finden sich in jedem Dorf der Schwäbischen Alb.

Zwischen Kunstform, Protest und Kommerz

Die Ausstellung wird mit Werken von Keith Haring und Jean-Michel Basquiat eröffnet, mit der »Old School« also, die HipHop noch nicht als soziokulturelles Phänomen reflektierte, sondern deren Arbeiten direkt aus dem Lebensumfeld von HipHop hervorgingen. Beide entstammten der Graffiti-Szene, beide starben früh. Basquiat, der einstige Superstar, dessen steile Karriere dem Werdegang manch eines Rappers ähnelt, mag mit seinen archaisch anmutenden Gemälden eine nostalgische Ahnung auslösen, wie spontan, impulsiv und drängend sich die Bewegung anfangs Ausdruck verschafft hatte, vergleichbar mit den Schulhof-Partys in Harlem und der Bronx, auf denen DJ Kool Herc einst den Strom für sein Equipment illegal abzapfte, um die benachbarten Häuserblocks unter seinem gigantischen Soundsystem beben zu lassen. Im Gegensatz zu den Arbeiten der jüngeren Künstler enthalten Basquiats Gemälde zwar keine Reflexion über HipHop, haben aber sehr wohl das komplexe Zeichensystem von HipHop auf die Malerei übertragen. Bei Basquiat wimmelt es vor Verweisen auf afroamerikanische Kultur und Geschichte, wobei die expressiv-gestische Oberfläche seiner Arbeiten eine ähnliche Funktion wie der Beat in der Musik hat: Hinter dem Einfachen und emotional Wirksamen liegt ein dichtes, Außenstehenden oft unzugängliches Geflecht aus Zitaten und Verweisen.

Es ist notwendig, sich die Analogie zwischen Basquiats Malerei und dem musikalischen Verfahren von HipHop – ein verwobenes Miteinander aus Texten und musikalischen Zitaten – deutlich zu machen, um zu verstehen, warum HipHop eine so große Faszination auf bildende Künstler ausübt. Das vom DJ auf zwei Plattentellern verwendete Fremdmaterial, das

je nach Belieben schier endlos variiert und kombiniert werden kann, hat die Collage- und Montagetechnik der künstlerischen Avantgarde in die Musik eingeführt, wobei die Aneignung, Verfremdung und Kombination von Fremdmaterial nicht selten ähnlichen Zwecken dient wie in der bildenden Kunst: Ästhetische Stimmigkeit und sozialer Kommentar sind nur schwer voneinander zu trennen. Die Selbstreferenz zeitgenössischer Kunst, also die unter dem Schlagwort »Kontextkunst« betriebene Reflexion des eigenen Betriebssystems, findet sich im HipHop auf musikalischer Ebene wieder, wo jedes Sample zum kommentierenden Bestandteil des HipHop-Kosmos wird, sei es, daß ein DJ sich positiv auf Vorbilder bezieht, sei es, daß er Beethoven per Verfremdung der HipHop-Kultur einverleibt.

Im HipHop erfolgt die Aneignung von Fremdmaterial meist im Sinne einer Aufwertung des eigenen Systems – Uncooles wird »gecoolt«. David Toop zitiert hierzu DJ Afrika Bambaataa, der sich köstlich amüsierte, wenn sein Publikum zu den Beats der Rolling Stones tanzte, obwohl er die Stones doch eigentlich haßte – er hatte das Stones-Material am Plattenteller so verfremdet, daß es vom Publikum gar nicht mehr erkannt wurde. Eine eher stille, humorvolle Arbeit von Dario Robleto reagiert in München auf solche Formen der Umcodierung. Robleto hat Schallplatten aus den Top-40-Charts einschmelzen lassen und aus dem Vinyl eine kleine Blockhütte modelliert, aus deren Schornstein dicker Rauch aufsteigt – der wiederum wurde aus dem Staub geformt, den Robleto zuvor von den alten Platten entfernt hatte. Das Werk trägt den poetischen Titel »Sometimes The Top 40 Makes Me Feel Like An Empty Maine Coastal Cottage In The Death Of Winter«. Robleto zeigt visuell, wie HipHop mit Vinyl akustisch umgeht: Sampling ist nicht nur Aneignung, sondern auch stimmungshafte Interpretation von Fremdmaterial.

Eine andere Arbeit, Kori Newkirks »Study for HipHop from Home (Faking that Floss)« von 2001, verbindet zentrale Fragestellungen der zeitgenössischen Kunst mit dem Begriff des »Fakes« im HipHop. In einer Vitrine hat der Künstler den teuren Gold- und Platin-Schmuck, den Rapper gerne in Videos zur Schau stellen, aus billigem Material nachgebildet. Silberschmuck wurde beispielsweise aus Kaugummipapier »gefaket«. Im Gegensatz zur zeitgenössischen Kunst, wo der »Fake«, die Fälschung, als Mittel eingesetzt wird, Stereotype unserer Wahrnehmung in Frage zu stellen, gilt »Fake« im HipHop als Schimpfwort, grenzt diejenigen aus, die nur vorgeben, »real« zu sein. Doch woran werden »Fake« und »Realness« festgemacht? Kori Newkirk, ein Künstler aus der Bronx, der mit seiner Arbeit dafür plädiert, die Klunker zu fälschen, verweist mit seiner Arbeit darauf, wie stark sich »Realness« im HipHop von einem ideell-künstlerischen zu einem materiellen Wert gewandelt hat. Ursprünglich war der »Fake« Bestandteil der rhetorischen Praxis im Rap, diente dazu, sich gegenseitig durch Übertreibung wortgewandt zu überbieten. Seit sich der Status im HipHop jedoch fast nur noch über finanziellen Erfolg definiert, ist das humorvoll doppelbödige Spiel, sich die »Realness« mittels kreativer Lügen am Mikrophon zu erkämpfen (die Last Poets nannten das Rappen ursprünglich »Your Spiel«, also »dein Gequassel«), immer mehr in Vergessenheit geraten. »Study for HipHop from Home« erzählt damit auch anhand einer Subkultur vom Erwachsenwerden, davon, wie Spiel von Arbeit und Konkurrenzkampf abgelöst wird.

Suzan Smith-Pinelo widmet sich in ihrer Videoinstallation »Cake« dem Frauenbild im HipHop. Auf der zweigeteilten Leinwand sind links Ausschnitte aus einem HipHop-Video zu sehen, rechts solche, die einem im HipHop-Umfeld entstandenen Softporno entnommen wurden. Angesichts dieser stumm präsentierten Filme wird es dem Betrachter unmöglich, das eine vom anderen zu unterscheiden – auf beiden Seiten finden sich dieselben Posen, dieselben Kameraeinstellungen, Nahaufnahmen von Brüsten und wackelnden Hintern.

Bei aller Kritik, die in solchen Arbeiten zum Ausdruck kommt, betreibt »One Planet under a Groove« jedoch keine Abrechnung mit HipHop, sondern konfrontiert dessen kommerzielle und sexistische Auswüchse mit dem politischen, aufklärerischen Anspruch, den die Bewegung einst hatte, als Public Enemy davon sprachen, HipHop solle als »das CNN der Schwarzen« eingesetzt werden. Die daran erinnernde Arbeit »Night Rap« von Nel Chin besteht aus einem Polizei-Gummiknüppel, an dessen Ende sich ein Mikrophon befindet. Gewalt und Gegengewalt werden einander gegenübergestellt, der Schlagstock auf der einen, die bloße Stimme auf der anderen Seite. Die zwei Jahre nach den »LA Riots« von 1992 entstandene Arbeit verweist noch einmal auf HipHop als Sprachrohr der Sprachlosen, auf die Chance, der Gewalt mit Argumenten entgegenzutreten. Die Sympathie in der Welt, hatten Public Enemy einmal erklärt, müsse man sich mit Coolness erkämpfen. Wo nur noch Frauenhintern zählen, hat Coolness sich von Aufklärung freilich weit entfernt.

Die Münchner Ausstellung kommt trotz einiger Klanginstallationen mit wummernden Bässen eher leise, fast bescheiden daher. Das Niveau der meisten Arbeiten ist hoch, setzt beim Besucher Kenntnisse in der Entwicklung und Ästhetik von HipHop voraus. Es ist daher ausnahmsweise sinnvoll, daß jeder Arbeit ein ausführlicher Kommentar beigegeben wurde, der erklärt, auf welche Aspekte der HipHop-Kultur das jeweilige Werk eingeht. Die letzte Arbeit der Ausstellung, eine großräumige Installation von Glenn Kaino, bedarf dagegen keines Kommentars, um verstanden zu werden. Im Raum hängt ein überdimensionales Gebiß mit Goldzähnen, einem weiteren Statussymbol im HipHop, befestigt an Stützen, auf deren Spitzen jeweils der amerikanische Wappen-Adler montiert wurde. Sollte tatsächlich selbst noch das weit aufgerissene Maul, die Stimme des Protests, am Ende nur staatstragend wirken?

Schon die Existenz dieser Ausstellung zeigt jedoch, daß es unmöglich ist, HipHop seine politische Relevanz abzusprechen. Die Musik ruft Rassismus immer wieder in Erinnerung, wirkt einer Verdrängung des Themas entgegen. Zugleich ist es

allerdings notwendig, jene Protagonisten zu kritisieren und notfalls der Lächerlichkeit preiszugeben, die glauben, das Problem dadurch lösen zu können, daß sie das Lebensmodell der weißen Unterdrücker übernehmen. Um Wirkung zu haben, müßte eine solche Kritik jedoch nicht nur von der bildenden Kunst, sondern auch aus dem HipHop selbst heraus formuliert werden.

Die Ausstellung, zu der auch ein Katalog erschienen ist, läuft noch bis zum 11. Januar 2004 (17,50 Euro).

Martin Büsser schrieb in KONKRET 11/03 über die Karlsruher Ausstellung »Obsessive Malerei«

Konkret 12/03, S. 58

Martin B□ sser

Melodie & Rh□ thmus

Xiu Xiu: Knife Pla□ Tomlab/Hausmusik

In den siebziger Jahren hatten sich New-Wave-Bands wie The Talking Heads, Devo und Pere Ubu der Popmusik angenommen, um sie ironisch zu brechen und ihre Strukturen aufzulösen, ohne dabei jedoch völlig die Formensprache des Pop zu verabschieden. Auch das Projekt von Jamie Stewart, Kopf und einziges dauerhaftes Mitglied von Xiu Xiu, liefert ein gelungenes Beispiel für die Dekonstruktion von Pop. Die Bezugspunkte liegen trotz atonaler Elemente, sägender Synthesizer und angespanntem Ausdrucksgesang eindeutig im Pop der frühen achtziger Jahre, bei Bands wie Talk Talk, Duran Duran, Bronski Beat und Soft Cell. Xiu Xiu sind jedoch weit davon entfernt, nostalgisches Retro-Flair zu verbreiten. Sie nutzen diese Referenzen lediglich, um ins Bewußtsein zu rufen, wie stark die Popmusik seinerzeit, wenn auch nur für wenige Jahre, daran gearbeitet hatte, traditionelle Geschlechterrollen und heterosexuelle Stereotype aufzubrechen □ von einer maskulin auftretenden Annie Lennox bis zu einem »Do you really want to hurt me« wispernden Boy George. Gender-Politik in all ihren Facetten, genauer gesagt: der gesellschaftliche Zwang, männliches und weibliches Verhalten zu erlernen, ist das zentrale Thema von Xiu Xiu, das nicht nur in den oft expliziten Texten zum Ausdruck kommt, sondern auch in einer »queer« eingesetzten Ästhetik. Der zum Teil bewußt androgyn vorgetragene, mitunter übertrieben affektierte Gesang sucht die Provokation und sorgt in den USA dafür, daß Xiu Xiu wie kaum eine andere junge Band polarisiert: Während Fans Jamie Stewart bereits Geschenke wie rosa Unterwäsche machten, kam es bei einem Konzert in Texas zu Schlägereien.

Letztlich handelt es sich bei Xiu Xiu jedoch nur um die Weiterführung eines Prozesses, den die Riot Grrrls Mitte der Neunziger eingeleitet hatten. Damals sorgte bereits für Irritation, daß Frauen sich männlich dominierter Genres, nämlich Punk, Hardcore und Grunge, angenommen hatten. Jamie Stewart leitet daraus wiederum die Konsequenz ab, eine Musik zu spielen, die sich Geschlechterzuweisungen völlig entzieht. Man könnte diese schräge Verarbeitung des Frühachtziger-Pop als Mischung aus Radiohead und frühen Pere Ubu etikettieren, hätte damit aber noch nicht die Besonderheit jener Mischung aus weichem Pop und impulsiv geräuschhafter Pop-Verweigerung getroffen, die auf »Knife Play« für durchgängige, beinahe schmerzhafte Intensität sorgt. Zugegeben: Je nach Stimmung kann diese von Stöhnen und spitzen Schreien begleitete Musik auch nerven; sie läßt aber □ und das ist selten geworden □ niemanden unberührt.

Konkret 12/03, S. 58

Alexander Kasbohm

Melodie & Rhythmus

The Darkness: Permission to Land. Eastwest/Warner Music

Jetzt endlich gut finden, wofür man sich immer geschämt hat. Stadionrock. Flying-V-Gitarren. Das fiese Gesicht der Achtziger. Auch im Film »Boogie Nights« waren die erschütterndsten Stellen die, die Anfang der Achtziger spielten. Nicht wegen der Drogen, wegen Aids und der allgemeinen Kaputtheit. Erschütternd vor allem wegen der Musik. Wegen Night Ranger. Und weil man sich ertappt fühlte, besudelt. Das tat weh, das war persönlich. Daran wollte man nicht erinnert werden. Ein dunkles Kapitel.

Blitze, Monster, Raumschiffe, Gitarrensoli, Falsettgesang. Junge, was für Gitarrensoli. Das ist, wie ich wohl weiß, eklatant blöde. Aber ich bin heimlich begeistert. Allerdings nicht, weil ich mich an meine verschwendete Jugend erinnere. Und auch nicht, weil ich wieder vor dem Badezimmerspiegel Luftgitarre spielen möchte.

Soli. Schweinerock. Pubertäre Potenzsymbolik mit meterhohen Verstärkerwänden. The Darkness spielt mit androgynen Klischees, ist dabei aber so was von Hetero. Spackig, stumpf, geil. Kein Lustigmachen, kein Schenkelklopfen. Operette. Vielleicht eine Art Exorzismus. Dieser überdrehte Mickymausrock ist mir in der Theorie deutlich lieber als die selbstgefällige Nachdenklichkeitsmusik der ganzen blutarmen Jungs, die ernsthaft ihren verblasenen Progrock-Ideen nachgehen. Ich bin mir aber nicht sicher, wie oft ich mir das tatsächlich anhören kann.

Immerhin hat The Darkness eine gesunde Distanz zum Objekt der Faszination. Und behandelt es eben schon ironisch, auch wenn das von manchen bestritten wird. Ironisch, aber nicht als Witz. Dazu sind die Songs auch zu, nun ja, gut. Glücklicherweise gewinnt man irgendwann die Gelassenheit, sich über die Vergangenheit zu erheben. Sei sie auch noch so furchtbar oder verwirrend.

Man erinnert sich noch an die Zeit und weiß, daß sie eben überhaupt nicht lustig war. Daß solche Musik bei ihrem ersten Auftreten alles verkörperte, wogegen man aus gutem Grund war.

Warum so was dann in England auf Platz eins kommt und auch in Deutschland soviel kommerzielles Potential darin gesehen wird, daß das Album bei Pro 7 als Hit-Tip beworben wird, ist mir schleierhaft. Und könnte vielleicht mal ausführlicher untersucht werden. Aber nicht jetzt. Und nicht von mir.

Konkret 12/03, S. 58

Michael Saager

Melodie & Rhythmus

DJ Hell: N.Y. Muscle. Motor

Muskeln sind unsere Freunde: Sie verwandeln chemische Energie in mechanische. Das ist ihre Arbeit. Und nur weil sie das tun, können wir uns bewegen. Gemächlich oder schnell, ekstatisch oder kontrolliert.

Es ist wohl kein Zufall, daß DJ Hell den Muskel als Bild für New York verwendet: »N.Y. Muscle«. New York bedeutet dem Münchner Hell eine Menge. Seit knapp zehn Jahren verschlägt es ihn – zuletzt für die Aufnahmen des neuen Albums – immer wieder dorthin. Auch weil dort auf seinem Label International Deejay Gigolos gesignte Musiker wie Fischespooner leben. Weil er sich als Deutscher in Amerika immer wieder neu erfinden kann. Vor allem aber, weil diese Stadt sich mit Haut und Haaren der Eigendynamik kapitalistischer Entgrenzung in höchster Geschwindigkeit verschrieben hat. In diesen Worten sagt Hell das freilich nicht, aber das Leben, freut er sich in der Zeitschrift »Alert«, sei eben »superschnell« dort; die Leute »begeisterungsfähiger, arbeitswilliger, überzeugbarer«.

Nun wäre es albern, ausgerechnet Hell, diesem Workoholic, der Techno schon frühzeitig die Grenzen aufzeigte, Trends wie das Achtziger-Revival ins Zeug gesetzt hat und düstere elektronische Tanzmusik (und sich gleich mit) hübsch glamourös aufzuladen verstand, seine Begeisterungsfähigkeit für das schnelle New Yorker Busineß-Leben zum Vorwurf zu machen. Hell ist eben auch dies: ein routinierter Geschäftsmann in eigener Sache. Außerdem jemand, der sich nicht entblödet, sein Bühnen-Haupt schon mal mit Bundeswehrmütze zu schmücken. Aber das ist eine andere Geschichte.

Reichlich Energie und Bewegung. Dafür steht »N. Y. Muscle« – ein wolfsähnliches, monströs kräftiges Wesen mit mächtigen Krallen und spitzen Zähnen. Es verschlingt Tageslicht. Und dort, wo es um die nachtschwarzen Häuser streift, haben die Menschen bizarren, aber äußerst ekstatischen Sex, den sich Lydia Lunch und Jim Thirwell gemeinsam nicht unromantischer hätten herbeikoksen können. »N.Y. Muscle« klingt wie ein höllisch erfrischender, paranoider Trip. Und natürlich – das Album ist selbst ein Teil des dunkleren Muskelgewebes New Yorks.

Hell featuret die frühe New-Wave- und Industrial-getränkte Vergangenheit der Stadt, indem er u. a. Suicides Alan Vega ans Mikro holt, der diese Chance seinerseits für eine inspirierte Inszenierung von Wahnsinn nutzt. Was vor einem Jahr unter dem Begriff Electroclash mitunter für Stirnrunzeln sorgte und eigentlich ohnehin weniger mit New York zu tun hatte, als mancher Fan glauben mochte, fehlt in seiner darken, überaus verdichteten Variante genauso wenig wie die hysterische, auf den Dancefloor abgestellte Verneigung vor Post-Punk, wie sie zuletzt New Yorker Produzenten oder Bands wie DFA, Radio 4 oder The Rapture vollzogen hatten. In anderen Worten: Hell frißt sich großmäulig durch New Yorks musikalische Vergangenheit, genau so wie durch die hippe Gegenwart der Metropole. Und weil er hörbar liebt, was er zitiert, verwurschtelt oder radikalisiert, ist die Platte ziemlich großartig.

Konkret 12/03, S. 59

Michael Sailer

Platte des Monats

Rickie Lee Jones: The Evening Of My Best Day. V 2 Zamba

Zu den beliebtesten Musik-Busineß-Phrasen gehört das Geschwätz vom »nicht leicht zugänglichen« respektive »sperrigen« Künstler oder Tonträger, der jedoch »wachse« und wie »ein guter Wein« sei. Meistens läßt sich das so übersetzen, daß man die betreffende Platte am besten ein paar Jahre in den Keller legt, sie irgendwannn wieder mal in die Hand nimmt, »Hm« sagt und beschließt, es sei vielleicht doch ein bißchen zu riskant, jetzt schon (oder noch) den Korken rauszuziehen.

Rickie Lee Jones ist so ein Fall: Da hört der gestreßte Trendmacher mal »drüber« (heißt meistens: weg), räuspert sich, findet das irgendwie gut oder lau und weiß doch nicht recht, warum; schuld daran ist die Künstlerin wohl auch selbst, weil sie einerseits noch nie Lust hatte, sich an irgend etwas zu orientieren, was gerade »angesagt« wäre, und andererseits manchmal Anwandlungen kriegt, sich dabei vielleicht auch »beraten« läßt und dann Fisch mit Marmelade verkocht. Immerhin: ihre Stimme, die immer ein bißchen müde und betrunken, verletzlich und angenehm ungeschult, zwischen Trotz und Sehnsucht alterslos kindlich klingt, kennt irgendwie jeder, und es ist kein Fall bekannt, in dem sie jemand unangenehm gefunden hätte.

Notorisch ist Jones' Vorliebe für eine immer mindestens grundsolide Mixtur aus Rhythm & Blues (nicht zu verwechseln mit dem überzuckerten Jaulgequengel, das seit etwa 1980 unter diesem Signet verscheuert wird), der Beat-Generation-Folk-Melancholie kalifornischer Hippie-Cafés, Blues-, Bebop- und Cool-Jazz-Splittern, stets eingespielt mit derart kompetenten Fachleuten, daß die trotzdem auf ihren Platten vorherrschende Atmosphäre von lockerem, entspanntem Zufalls- und Stimmungsmusizieren schon manchmal sehr verblüfft. Dazu sang Rickie Lee Jones von sich und ihren Freunden, von Gefühlen und alltäglichen Ereignissen, Spinnereien, Bildern, Träumen, Sehnsüchten und allem möglichen. Ihr erster und größter Hit »Chuck E.'s In Love« (1979) handelt vordergründig von Chuck E. Weiss, einem Mitglied der Tom-Waits-Clique, der sie auch selber zeitweise angehörte, und vielleicht könnte man Rickie Lee Jones mit Tom Waits so vergleichen, wie man klares Wasser mit dunklem Bier vergleicht, aber man kann das auch lassen. Worüber Jones tatsächlich singt, spielte nie eine so große Rolle; Hauptsache, sie tat es, und ich füge gerne hinzu: »Traffic From Paradise« von 1993 gehört zu den ganz, ganz wenigen, vielleicht zehn Platten überhaupt, die seit ihrem Erscheinen keine zwei Wochen außerhalb meiner Abspielgeräte verbracht haben, und trotzdem weiß ich nicht, um was es da geht in den Texten. Aber jedesmal, wenn in »Altar Boy« nach einer Minute und sechs Sekunden der Mittelteil kommt, singe ich mit: »Sometimes I see you eating berries and weeds / You're brushing your teeth with licorice seeds / Standing too close, holding your clothes / Smiling at God, the meaning of life grows«, und dann könnte ich jedesmal heulen vor Freude, weil das (und in diesem Augenblick die ganze Welt) so unglaublich schön ist. Vielleicht gerade deshalb, weil man das (wie das ganze Leben) gar nicht verstehen kann.

Langer Rede kurzer Sinn: Es kann einem ein bißchen zweierlei werden, wenn Rickie Lee Jones nach sechs Jahren songschreiberischer Stille, Gartenarbeit und Tochtererziehung ihre Plattenfirma verkünden läßt, sie sei nunmehr »geheilt«, »stark« und »bereit, die Welt zu retten«. Nämlich sei George W. Bush ein »Ugly Man«, müsse der »Patriot Act« sofort widerrufen und überhaupt angeprangert werden, »what's happening in the USA«. Das wird alles recht sein und wichtig und so weiter, aber wenn es etwas gibt, was ich mir nur unter konvulsischem Ekelschaudern vorstellen mag, dann wäre das eine Art Rickie Lee Springsteen. Für konsenspampiges Protestgesinge sind andere zuständig, die man dann wohlwollend ignorieren kann; hier wäre es eine neue Form von Fisch mit Marmelade. Man klebt ja auch keine »Krieg ist doof«-Papperl auf, sagen wir mal: ein Gemälde von Claude Monet.

Aber (tiefes Aufatmen) es macht nichts. Erstens ist Jones so dumm nun auch wieder nicht, und zweitens ist es auch diesmal wieder weitgehend egal, was sie singt, solange sie es nur tut. Ihre Stimme flattert als loses Zentrum durch die Geräuschlandschaft, wie ein Schmetterling: scheinbar ziellos, doch bezaubernd. Und musikalisch erreicht »The Evening Of My Best Day« die Qualität ihrer besten Platten und geht stellenweise noch darüber hinaus. Nach der elektronischen Ödnis, die einen großen Teil von »Ghostyhead« (1997) prägte, dominieren nun wieder die »echten« Instrumente, Saiten, Finger, Felle, Blech, und auch wenn man Jones nicht recht abnehmen mag, daß sie es wirklich nötig gehabt haben soll, Cat Stevens, Paul McCartney und Curtis Mayfield zu studieren und dann »noch mal ganz von vorne« mit dem Songwriting anzufangen – so komplex, verschlungen und nach allen Seiten offen waren ihre Songs noch nie. Kollegen mit weniger Fingerspitzengefühl und, doch: Genie wäre so was ohne Zweifel »sperrig« geraten; bei Rickie Lee Jones fließen und perlen noch die absurdesten, waghalsigsten Harmonien, Instrumentierungen und Anspielungen wie selbstverständlich. So sitzt etwa »Second Chance« auf demselben Zwei-Akkorde-Simpel-Riff wie »A Lucky Guy« von 1981, das aber beim vergleichenden Wiederhören wie ein banales Rudiment wirkt, während hier fast schon zuviel passiert, um beim ersten Hören den Überblick zu behalten. Bill Frisells Gitarre sprüht vor Ideen und Anspielungen, die indes auf nichts verweisen und eigentlich auch nicht anspielen; es ist nicht die gerne gelobte »Vielfalt«, die aus dem vielen entsteht, erst recht nicht

irgendein »Crossover« – es ist eine Musik, die Blues, Jazz, Pop und vieles mehr zugleich ist, die keinen Namen trägt als den von Rickie Lee Jones. Selbst die ganz ungewohnten keltisch-folkigen Farben, in die David Kalish »A Tree On Allenford« taucht, zerrinnen zu einer universellen, bedrohlich-wohligen Herbstmelancholie. Da singt Frau Jones, wie unverzichtbar nötig es für jeden Menschen sei, »to be loved by someone«, und das mag banal klingen, aber nicht, wenn man es hört. Die insgesamt eher angedüsterte als sommerlich-heitere Stimmung vollendet das abschließende »A Face In The Crowd« mit schweren Rockgitarrenwellen, und wenn der letzte Ton verklungen ist, hat man anfängliche Zweifel längst vergessen, ebenso wie George W. Bush und das andere Zeugs.

Es wird ungewöhnlich viel gespielt auf diesem Album; wenn man überhaupt etwas vermißt, ist es der früher so ausgiebige Einsatz von Stille als Stilmittel, der die Platte wahrscheinlich zugänglicher gemacht hätte. Aber die Kellertüre bleibt zu: Wenn der doofe Vergleich schon sein muß, dann ist dies eine Flasche, deren Inhalt nicht mehr reifen muß, die aber vor allem auf wundersame Weise nie leer wird.

Konkret 12/03, S. 60

Magnus Klaue

KEIN SCHÖNER LAND - Ökonomie der Verschwendung

Weshalb jeder aufrechte Marxist das Edel-Versandhaus Manufactum unterstützen sollte.

In ihrer Studie *Vita activa* von 1958 hat Hannah Arendt auf 480 Seiten dargelegt, warum ihr ein handgestrickter Pulli lieber ist als ein Kostüm von der Stange. Dieses werde nämlich zu dem alleinigen Zweck produziert, sofort dem Konsum anheimzufallen, während jener ein von einer einsam schaffenden Handwerkerin hergestelltes Unikat sei, das mehrere Jahrhunderte überdauere. Daß der Unterschied zwischen unentfremdet hergestellter Wirk- und massenhaft produzierter Schleuderware existenzielle Dimensionen haben kann, erfuhr dreizehn Jahre später auch Karrer, der Protagonist von Thomas Bernhards Erzählung *Gehen,* der sich beim Hosenkauf derart über die »tschechoslowakische Ausschußware« echauffiert, daß er, nur mehr die Worte »diese schütteren Stellen« stammelnd, verrückt wird. Hätte er statt in einem österreichischen Provinzgeschäft bei Thomas Hoof in Waltrop eingekauft, erfreute er sich wahrscheinlich noch heute bester Gesundheit.

Hannah Arendts Glorifizierung des »Homo faber«, der seine Produkte anders als das dem Gattungszwang ausgelieferte »Animal laborans« gleichsam in einem schöpferischen Akt herstellt, gehört ebenso zum ideologischen Repertoire von Hoofs Luxus-Versandhaus wie Karrers Ressentiment gegen billigen Schund aus Osteuropa. Im Namen des Unternehmens kristallisiert sich diese Ideologie prägnant heraus. »Manufactum«, das steht für authentische, handgefertigte Wertarbeit, aber auch für jene großbürgerliche Intellektualität, die sich mit Vorliebe im freigiebigen Gebrauch lateinischer Redewendungen artikuliert. Deshalb gehören zum Kundenkreis von Manufactum nicht einfach schnöde Kapitalisten, sondern gutsituierte Grüne, Universitätsprofessoren mit Toskana-Touch und Aussteiger, die niemals einzusteigen brauchten, weil sie nie in die Verlegenheit gekommen sind, ihr Geld selbst verdienen zu müssen.

Die Diktion, derer sich die Redakteure des zweimal jährlich erscheinenden Katalogs bedienen, trieft derart vor Korrektheit und Souveränität, daß man die plebejische Rhetorik des Otto-Versands erst richtig schätzenlernt. Wo sich die Sprache dort fügsam zum Instrument der Anpreisung mittelmäßiger Waren macht, wird ihr bei Manufactum ein philosophisch-ästhetischer Mehrwert aufgebürdet. Thomas Hoof polemisiert in seinen »Hausnachrichten« in gestochen scharfem Hochdeutsch gegen die Rechtschreibreform, gegen die »Anglisierung« der germanischen Sprache und gegen allerlei modischen Schnickschnack wie Handys, Internet und Fast-Food-Ketten. Was sein Unternehmen nicht daran hindert, ebenfalls im Internet präsent zu sein. Weil gerade die Unzeitgemäßen mit der Zeit gehen müssen, werden inzwischen sogar hochtechnisierte Tastentelefone angeboten.

Doch auch sie dienen, wie alles bei Manufactum, nicht einfach dem Zweck, für den sie hergestellt wurden, sondern mindestens ebensosehr der symbolischen Selbsterhöhung von Herstellern und Konsumenten: »Die Hörer beider Telefone sind mit piezo-elektrischen Akustikwandlern bestückt ... Der physikalische Hintergrund der Piezo-Elektronik ist ein noch immer verblüffender, 1880 erstmals von den Brüdern Curie beobachteter Effekt: Einige Kristalle – wie etwa Quarz, Turmalin und Seignettesalz – reagieren auf mechanische Druckbelastung durch Freisetzung von Elektronen und lassen sich – der umgekehrte piezo-elektrische Effekt – durch angelegte elektrische Spannung verformen und zu Schwingungen veranlassen ... In ihrer Leistungsfähigkeit können sich gute Piezo-Akustikwandler mit elektrodynamischen Wandlern (hier geschieht die Umwandlung über Spulen und Permanentmagnete) durchaus messen ... Die Miniaturisierung qua elektrodynamischem Wandler ist mit einem erheblichen Nachteil erkauft: Im Gegensatz zum Piezo-Wandler baut sein elektrodynamisches Gegenstück ein starkes elektromagnetisches Feld auf. Dessen Auswirkungen aber, zumal in Kopfnähe, sind seit vielen Jahren Gegenstand erregter Diskussion« und überdies Ursache akuter Logorrhöe. Wer sich ein sinnlos teures Telefon kauft, outet sich als Snob, wer dazu jedoch eine Geschichte erzählen kann, in der die Worte »Piezo-Wandler«, »Miniaturisierung«, »Curie« und »Turmalin« vorkommen, gibt sich als Intellektueller mit Geschmack zu erkennen.

Karl Kraus' Maxime »In einen hohlen Kopf geht viel Wissen« scheint für Manufactum bei der Anstellung von Katalog-Redakteuren das bevorzugte Auswahlkriterium zu sein. Nur wer von einer Sache nichts versteht, aber alles über sie gelesen hat, findet zu eleganten Formulierungen wie diesen: »Die Kohlefadenlampe ist die Glühlampe, wie sie in der zweiten Hälfte des vorletzten Jahrhunderts von Edison oder Goebel« – hier sind die Lexika sich nicht einig – »erfunden wurde ... Der Glühfaden im Innern besteht aus gepreßter Kohle, während bei den heutigen Glühlampen ein gewendelter Wolframdraht zur Weißglut gebracht wird. Die Glühtemperatur des Kohlefadens ist niedriger als beim weiß glühenden Wolframdraht ... Der fast 20 cm lange Kohlefaden liefert mit seiner niedrigen Lichtdichte ein völlig blendfreies Licht mit hohen Rotanteilen und einer angenehmen Wellenlänge.« Wen die angenehme Wellenlänge der ungewendelten Lampe trotzdem zur Weißglut bringt, der kann sie ausschalten und statt dessen einen kippen gehen. Zum Beispiel eine 0,7-Liter-Flasche »Plymouth Gin Navy Strength«, erhältlich in zwei »Härtegraden« (42 und 57 Vol.%) und unabdingbarer Begleiter jeder »Manufactum«-Lektüre. Wer ihn nur für Gin Tonic benutzt und nicht in unverdünntem Zustand genießt, verpaßt nicht

nur »ein Gutteil seines Kräuteraromas«, sondern auch das Erlebnis einer mit unverhältnismäßigem Geldaufwand zugeknallten Birne.

Für letzteres sind bei Manufactum wie in alten Zeiten die Mönche zuständig, deren »Heilprodukte« in der Sonderbeilage »Gutes aus Klöstern« angeboten werden. In Abgrenzung gegen die proletenhaften Trinkgewohnheiten schmerbäuchiger Hooligans und im halbkorrekten Deutsch des leicht angegangenen Bourgeois wird vermerkt: »In ihrer kulturellen Bedeutung steht die Kunst des Bierbrauens dem (!) des Weinbaus in nichts nach. Beim Bier gibt es inmitten eines nivellierten Marktes Sorten, die den Vergleich mit guten Weinen durchaus nicht scheuen müssen. Sie sind rar – wie die guten Weine auch – und man findet sie dort, wo die alte Kunst des Brauens noch nicht zur vollautomatischen Getränkefabrikation herabgewürdigt ist.« Daß das Zeug, in größeren Mengen genossen, genauso doof macht wie Pils oder Schultheiß, ist ein angenehmer Nebeneffekt, der nicht eigens benannt werden muß. Der grüne und gelbe Chartreuse oder das hammerharte »Élixier Végétal« (71 Vol.%) gehören eher in den Medizinschrank und wurden einst von Kartäuser Einsiedlern erfunden, die »sich in ständigem Schweigen ganz dem Gottesdienst und dem geistlichen Leben widmeten«, mithin die schon von Villon behauptete Affinität von Mönch und Clochard schlagend illustrierten. Wie der Clochard zum Mönch verhält sich der Aldi- zum Manufactum-Kunden. Wer wöchentlich seine sechs Kartons Wein im Supermarkt kauft, verbaut sich die letzte Hoffnung auf eine steile Karriere, wer seine zitternde Hand mit »Südtiroler Grauvernatsch« oder »Cassis des Pères Chartreux« beruhigt, hat sie in der Regel bereits hinter sich.

Ganz zu sich selber kommt Thomas Hoofs Mannschaft erst, wenn es darum geht, die regionale Scholle zu pflegen und die vom kapitalistischen Weltmarkt marginalisierten, hausgemachten Produkte unterdrückter Ethnien wie Tiroler oder Sachsen anzupreisen. Zum Beispiel das »1936 von dem Trierer Zahnarzt Frater Gebhard entwickelte und bis heute nach seinem Rezept in der Klosterapotheke der barmherzigen Brüder hergestellte, hochkonzentrierte Mundwasser« mit dezent völkisch eingefärbtem Etikett, das »sich günstig auf die Gesunderhaltung von Zähnen und Mundschleimhaut« auswirkt, oder diverse Bekleidungsstücke aus »altsämischem Hirschleder«, die einst in einer »kaum zu überblickenden Fülle eigenartiger, regional differenzierter Verfahren gegerbt wurden: Beispiele sind das berühmte Chagrin-Leder, das lohgegerbte Saffian, das sumachgare Corduan und schließlich die starken, aber handschuhweichen hirschledernen Kleidungsstücke aus der Sämischgerbung.« Im Zeitalter der Globalisierung, da sich die Produktionsverfahren »gleichermaßen beschleunigt, verbilligt und banalisiert haben«, existieren nur noch wenige solcher wie Asterix und Obelix unter der fremden Besatzungsmacht ausharrenden, dialektal verwurzelten Handwerkskünstler, die »sich mit einer gewissen Verachtung gegenüber der höheren Wirtschaftlich- und geringeren Kunstfertigkeit ihrer industriellen Mitbewerber im ›Altgerberverband‹ zusammengeschlossen« haben, der das Bekenntnis zur gesellschaftlichen Rückständigkeit stolz im Namen trägt.

Die Verachtung gegenüber der höheren Wirtschaftlich-, aber geringeren Kunstfertigkeit der Massenproduktion schlägt sich bei Manufactum vor allem in der Preispolitik nieder. Kunden, die den Fetisch der Rentabilität nicht besinnungslos anhimmeln, sind eher geneigt, für rhetorisch behauptete Echtheit tiefer in die Tasche zu greifen. Zwei Tafeln »Bonnat Vollmilchschokolade« sind mit 6,50 Euro noch extrem kostengünstig, während der »Maglia Herrenstockschirm« mit Nadelstreifen für 121 Euro bei schlechtem Wetter besser nicht ausgerollt werden sollte. Die in Schottland hergestellte Moleskin-Arbeitermütze hingegen wird, dem proletarischen Kundenkreis entsprechend, mit 51 Euro stark unter Wert verkauft. Was begrüßenswert ist, weil gerade den arbeitenden Klassen die Lebensphilosophie von Manufactum näher gebracht werden muß. Anders als humorlose Ideologiekritiker glauben, die im Warenkatalog von Manufactum nichts als die Verschleierung kapitalistischer Produktionsverhältnisse mittels einer Rhetorik des Edlen und Authentischen erblicken, hat Thomas Hoofs Hausideologie nämlich durchaus auch einen kritischen Gehalt. Die knauserige Neusachlichkeit, die vermeintliche Marxisten hierzulande gegenüber der kapitalistischen Dekadenz hervorkehren, ist womöglich der Hauptgrund für die verbreitete Abneigung gegen sozialistische Experimente. Hätte Honecker frühzeitig die Fühler ausgestreckt und Thomas Hoof nach Gera gelockt, existierte die DDR wahrscheinlich heute noch.

Das typisch deutsche Mißverständnis, wonach politische Moral und Integrität mit Häßlichkeit und ästhetischer Ödnis einhergehen müssen, während Luxus und Verschwendung ein Zeichen von Verworfenheit sind, könnte Manufactum korrigieren helfen. Man müßte es nur enteignen. Solange das nicht möglich ist, kann man sich mit der Dialektik trösten und daran glauben, daß in Thomas Hoofs Lüge von der Authentizität des guten, alten Handwerks immerhin ungewollt ein Glücksversprechen mitschwingt – die Hoffnung, ein jeder könne es sich eines Tages leisten, Dinge statt zum Zweck bloßer Vernutzung um ihrer selbst willen zu erwerben. Verschwendung und Überfluß, wußte schon Adorno, sind nur so lange verwerflich, wie es Menschen gibt, die nicht daran teilhaben.

Magnus Klaue bestellte bei Manufactum zuletzt eine 100-ml-Flasche »Trumper's Astor Cologne« (45 Euro)

Konkret 12/03, S. 62

Jens Hoffmann

FilmTheater

Adolf Eichmann – Begegnungen mit einem Mörder

Regie: Peter Keßler/Clara Glynn; GB/BRD 2003 (BBC/NDR); 90 Minuten; 3. Dezember, 23 Uhr, NDR Fernsehen

Wie funktioniert eine Dokumentation über Adolf Eichmann, in der keine Tatsachen präsentiert werden, die wir nicht auch in Büchern hätten nachlesen können? Die Kamera begleitet einen Bauern bei einem Rundgang über seinen Hof. Wie alle anderen Personen, die wir im Film sehen und sprechen hören, wird er uns als Zeitzeuge vorgestellt, der dem leibhaftigen Eichmann begegnet ist. Er wird uns etwas zeigen, wir werden selbst zu Augenzeugen an einem historischen Ort werden. Zu den Worten des Bauern findet die Kamera Spuren; ein Fenster, die Isolatoren einer Stromleitung. In einem Film über Eichmann können wir nicht anders, als an die Spuren eines Verbrechens zu denken. Da, wo heute die Holzstangen stehen, stand damals der Hühnerstall von Eichmann, der sich nach Kriegsende in einem niedersächsischen Dorf versteckte. Die Kamera zeigt uns ein paar Hühner. Wir könnten jetzt lachen, weil der historische Ort ein Nichts neben einem Baum ist. Aber in der Logik der Dokumentation müssen alle von Eichmann berührten Gegenstände voller Bedeutung sein.

Da uns die Fakten der Tat nicht mehr für neunzig Minuten vor dem Fernseher halten, muß der Täter ein Geheimnis bekommen, auch wenn nichts Geheimnisvolles an ihm war. Eichmanns Henker erzählt, daß er glaubte, der Tote wolle ihn fressen, als Luft aus dem vom Galgen Genommenen entwich. Auch über die Sätze des jüdischen Henkers mit dem Vollbart können wir nicht einfach lachen. Er war schließlich der Vollstrecker der Gerechtigkeit. Das kann nicht bloß ein Mann mit einer lebhaften Phantasie sein. Wir bleiben dran. Auch deshalb, weil der Film wie eine Reportage über ein ungelöstes Verbrechen und einen unauffindbar Verschwundenen funktioniert. Wir haben schon vergessen, daß die Verbrechen aufgeklärt wurden und die Motive der Täter bekannt sind. Wir warten auf den Werbeblock.

Denn wir kennen diese liebevoll gleitende Kamerabewegung über altmodische Schreibmaschinentasten und vergilbte Karteikärtchen. Wir kennen sie von dem alten Eichentisch mit den Vanilleschoten, dem Sahnekrug und den Eiern im Korb, an dem noch ein zitterndes Federchen klebt. Und da ist auch schon die Bäuerin, die die Zutaten in einer Steingutschüssel zu einem duftenden Pudding verrührt. Wir fahren schließlich mit der Kamera in den Krematoriumsofen hinein, wo wir den Pudding gierig aus der Schüssel schlecken.

Konkret 12/03, S. 62

Ren Martens

FilmTheater

Mystic River

Regie: Clint Eastwood; mit Kevin Bacon, Sean Penn, Tim Robbins; USA 2003 (Warner Bros.); 137 Minuten; seit 27. November im Kino

Aha, Clint Eastwood hat wieder mal einen Krimi verfilmt – wie zuletzt mit »True Crime« (1999) und »Blood Work« (2002). Aber obwohl »Mystic River« viele Elemente einer konventionellen Kriminalgeschichte aufweist, drängt sich vor allem der Eindruck auf, der 73jährige habe mit diesem Spätwerk einer griechischen Tragödie nahekommen wollen.

Seinen Ausgangspunkt hat der Film in den späten Siebzigern, als zwei vermeintliche Polizisten die Zehnjährigen Dave, Jimmy und Sean bei einem Kinderstreich erwischen. Die Männer entführen Dave und vergewaltigen ihn mehrere Tage lang in einem dreckigen Loch.

Abgesehen von dieser Rückblende spielt »Mystic River« in der Jetztzeit, doch wenn nicht kurz mal Flachbildschirme und Mobiltelefone zu sehen wären, könnte die Kulisse genauso gut für die fünfziger Jahre stehen. Angesiedelt ist die Story in einem proletarischen Bostoner Milieu, das geprägt ist von Machismo und Katholizismus. Jimmy (Penn) und Dave (Robbins) sind hier hängengeblieben, während Sean (Bacon), mittlerweile bei der Mordkommission, das Viertel hinter sich gelassen hat.

Eastwood führt ihre Schicksale zusammen, als Katie, Jimmys 19jährige Tochter, ermordet wird: Sean ermittelt, der seit seiner Vergewaltigung traumatisierte Dave scheint etwas mit der Tat zu tun zu haben, und der trauernde Vater schwört Rache. Es kristallisiert sich aber noch ein anderer Verdacht heraus, weil die Lebenswege zweier Familien (die Jimmys und die von Katies Freund) heillos miteinander verstrickt sind.

»Mystic River« ist ein Ensemblefilm, was ungewöhnlich ist für Eastwood, bei dem im Zentrum sonst ein männlicher Held steht, den, ungeachtet seines Alters, in der Regel er selbst gibt. Ungewöhnlich auch, daß der Regisseur die am stärksten eastwoodeske Figur – Jimmy, einer dieser Ein-Mann-muß-tun-was-ein-Mann-tun-muß-Kerle – eher kritisch zeichnet. Ein Fall von Altersweisheit?

Action spielt in diesem Film eine untergeordnete Rolle, »Mystic River« ist im wesentlichen eine Abfolge von Sequenzen, in der jeweils zwei Figuren miteinander reden. Alles ökönomisch inszeniert, kein Wort, kein Blick zuviel. Der Film ist ein ruhiger, dunkler Fluß – bis es am Mystic River, den es in Boston tatsächlich gibt, zu einem zwar vorhersehbaren, aber dennoch spektakulären Finale kommt, das auch einem Mafiaepos zur Ehre gereicht hätte.

Konkret 12/03, S. 62

Jan Pehrke

FilmTheater

Invasion der Barbaren

Regie: Denys Arcand; mit Rémy Girard, Stéphane Rousseau, Marie-Josée Croze; Kanada/Frankreich 2003 (Prokino); 99 Minuten; seit 27. November im Kino

Für das Unilehrer-Völkchen aus Denys Arcands Programmkino-Erfolg »Der Untergang des amerikanischen Imperiums« hat sich 17 Jahre später nicht viel verändert. In dem Sequel »Invasion« sind die »sozialistischen Hedonisten« ebenfalls mehr hedon- als sozialistisch, hat Pierre weiterhin ein Faible für junge Studentinnen und Diane für hemdsärmelig-virile Proletariertypen. Auch »der Untergang des amerikanischen Imperiums geht weiter«, konstatiert das Presseheft, das den (zu) lang erwarteten Zusammenbruch jetzt kleinlauter in Form einer Apokalypse auf Raten ankündigt. Nunmehr hat für Arcand der 11.9. die letzten Tage eingeläutet; eine »Invasion der Barbaren« soll da stattgefunden haben. Als eine zweite Front betrachtet er die Phalanx aus Computer- und Handybewehrten, global agierenden Finanzmarktjongleuren. Die altehrwürdigen Institutionen zeigen dagegen Auflösungserscheinungen. Das Gesundheitssystem bricht zusammen, die Kirchen leeren sich, die Gewerkschaften sind korrupt, und das Bürgertum sediert sich in zunehmendem Maße mit Heroin.

Genaugenommen geht eigentlich nur einer unter und schert damit auch aus den eingefahrenen Lebensbahnen seiner 68er-Alterskohorte aus: der an einer tödlichen Krankheit leidende Rémy. Der aber sieht nicht bloß sich selbst und das Projekt seiner Generation verschwinden, sondern gleich die ganze Welt – wie es halt zur Psychopathologie des Kulturpessimismus gehört.

In dem restlos überbelegten Montrealer Krankenhaus versammeln sich noch einmal alle um ihn: seine Ex-Frau, seine ehemaligen Geliebten und seine Kollegen von einst. Auf Bitten der Mutter reist sogar sein Sohn aus London an. Sébastien hat seinem Vater die amourösen Selbstverwirklichungen, die zur Zerstörung der Familie geführt haben, niemals verziehen. Folglich ist er aus der Art geschlagen und ein unbelesener, Finanzwelt-Yuppie geworden, weshalb ihn sein Vater »Prinz der Barbaren« tauft. Sein Auftauchen in Kanada gleicht dann auch wirklich einer Invasion; sein Geld treibt die ganze Handlung an. Es verschafft Rémy eine Spezialuntersuchung in einem US-Hospital, es ermöglicht ihm eine komfortable Unterkunft, und es sorgt für Heroin zum Schmerzstillen. Kaufen tut es Dianes Tochter Nathalie, die aus ähnlichen Gründen wie Sébastien ebenfalls aus der Art geschlagen ist, als Drogensüchtige aber in die entgegengesetzte Richtung.

Der Todkranke, der nach eigenem Bekunden immer für die Verstaatlichung der Krankenhäuser eingetreten ist, fügt sich klaglos ins neoliberale Krankheitsmanagement seines Sohnes, wie er auch schon vor der letzten Studentengeneration so mit seinem Latein am Ende war, daß diese sein Abschied nicht groß bekümmerte. Trotz allem gerät Arcand die Lebensbilanz Rémys nicht zur Bankrotterklärung. Am Ende versöhnen sich Vater und Sohn, Nathalie hütet sein politisch-kulturelles Vermächtnis: die Bibliothek, und auch sein Abgang ist standesgemäß selbstbestimmt. Aber gute Gründe zu trauern liefert der Film nicht.

Konkret 12/03, S. 63

Manfred Hermes

Film des Monats

Lilja 4-ever

Regie: Lukas Moodysson; mit Oksana Akinshina, Artiom Bogutjharskij; Schweden 2002 (Arsenal); 109 Minuten; ab 4. Dezember im Kino

Life is shit. And then you die.« Dieses beherzt pessimistische Sprichwort wird in Großbritannien gerne verwendet. Dort ist man nicht so völlig der Harmoniesucht verfallen und läßt der Skepsis und dem Realitätssinn (samt dem Humor) immer einen gewissen Spielraum. Wo glückliche Enden nicht absehbar sind, da tut sich der kommerzielle Film traditionell schwer. Aber inzwischen hat sich die wirtschaftliche Lage weltweit anscheinend derart verfinstert, daß diese Regel für den Film so allgemein nicht mehr gelten kann. Jedenfalls ist das »kleine Kino« heute miserabilistisch bis zum Gehtnichtmehr. Auch im properen Schweden.

Lukas Moodysson läßt in »Lilja 4-ever« das Programm eines totalen Mangels, der Ausweglosigkeit, des Elends und der Freudlosigkeit ablaufen. Und obwohl es nun immer heißt, daß die Dritte Welt sich zügig in der Ersten Welt ausbreiten würde, bedeutet das nicht, daß die neoliberale Tristesse nicht immer noch am billigsten in den postsozialistischen Regionen zu haben ist. Gedreht wurde in verwitterten Plattenbauten in Tallinn, mit russischen Darstellern und weitgehend in russischer Sprache.

Mit einer großen Verzweiflung setzt der Film ein. Eine Mutter folgt einem Lover in Richtung USA. Sie läßt ihre Tochter Lilja (Oksana Akinshina) ohne Unterstützung in einer Welt zurück, in der nur noch Delinquenz, Niedertracht und Depraviertheit florieren. Es fehlt an allem, aber eine Schulfreundin weiß, wie man zu Geld kommen kann. Sie brezeln sich also auf, nehmen den Vorortzug Richtung Stadt, um in einem bekannten Club ihr Glück zu versuchen. Die Prostitution fällt Lilja aber nicht leicht, es fehlt ihr völlig die Neigung zu einer erotisierenden Selbstdarstellung. Ihre Freundin ist da weniger ungeschickt. Später schwärzt sie Lilja in der Schule für das an, was sie selbst getan hat. Von nun an bleibt Lilja nichts mehr erspart, weder die stupide Bosheit der Jugendlichen noch die Niedertracht der Nachbarn, und mit einem fast ausdruckslos leidenden Gesicht setzt sie sich über alle Angriffe hinweg. Da man sie als Hure abstempelt, obwohl sie diesbezüglich noch gar keine Erfahrungen hat, entschließt sie sich, nun wirklich auf den Strich zu gehen, um ihre Lage wenigstens finanziell zu entspannen.

In diesem Elend gibt es für Lilja einen einzigen Lichtblick: Volodja (Artiom Bogutjharskij), ein elfjähriger Junge, der von den Umständen ebenso geprügelt worden ist wie sie selbst. Sie haben zusammen Kleber geschnüffelt, Spaß gehabt, und so hat sich etwas wie die Nähe einer weichen Zuneigung entwickelt. Volodja würde gerne mit der fünf Jahre Älteren Sex haben oder sie vielleicht küssen, aber das kommt für Lilja selbstverständlich nicht in Frage. Trotzdem bleibt eine erotische Spannung zwischen den beiden bestehen, die vielleicht der körperliche Ausdruck eines tieferen Verstehens ist. Von ihrem neuen Geld kauft Lilja ihrem kleinen Freund einen Basketball. Es ist eine der rührendsten Szenen dieses Films, als Volodja die einfache Tatsache eines Geschenks nicht begreifen kann und erst mit Verzögerung seine Freude zeigt.

Doch zarte und freundliche Beziehungen wie diese werden immer dem Altar der »großen Gefühle« geopfert. Lilja lernt im Club einen Mann mit Auto kennen. Er ist zu schön, um wahr zu sein, und auch Volodja ahnt, daß das nicht gut geht. Lilja aber läßt sich die ungewohnte Aufmerksamkeit gerne gefallen und gibt jede Vorsicht auf. Nach einer Weile wirft Andrej erste Köder aus. Im Westen sei vieles möglich, es gebe Arbeit und Geld. Andrej verspricht ihr ein Visum. Tatsächlich besorgt er Lilja einen Paß, wenn er auch auf einen anderen Namen lautet. Lilja fliegt nach Schweden, aber Andrej kommt nicht mit. In Schweden wartet ein großer Wagen auf sie; dann nimmt man ihr als erstes den Ausweis weg. Sie wird in ein Apartment gesteckt und die Wohnungstür von außen verriegelt. Lilja ist nun versklavt, ihre frühere Unbeweglichkeit ist total. Von Schweden wird sie nur die Fransen und ein paar Details auf dem Weg zu irgendwelchen Freiern sehen. Die werden mit einer derb »subjektiven Kamera« gezeigt, wie sich über die junge Frau hermachen.

Hier kann und soll es keine Rettung geben. Doch so aussichtslos und grausam das alles auch wirkt, es ist ein geschmackssicherer Miserabilismus, der sich hier vorführt. Zweifellos hat Moodysson ein gutes Gespür für alles Kinematische, für Darsteller, Drehorte, Dramaturgie, Farben, Tapetenmuster und Musik. (Daß er ausgerechnet Rammstein als eine Art »Expressionismus der seelischen Not« einsetzt, ist dann aber doch einigermaßen erstaunlich – und die vielleicht einzige Geschmacksverirrung dieses Films.) Moodyssons Weltsicht läßt sich ungefähr so zusammenfassen: Kapitalismus ist die Serienproduktion von Apokalypse, er macht vor keiner Verwertungsmöglichkeit Halt. Auch vor dem Diebstahl von Organen nicht.

Schon in »Fucking Åmål« hatte Moodysson die Misere der Adoleszenz auf den Schultern einer jungen Lesbe abgeladen. In »Lilja 4-ever« treibt er die Elendsprojektion auf Jugendliche wesentlich weiter. Unschuld wird der Ungeheuerlichkeit einer

totalen Ausschlachtung ausgesetzt. Wie in Larry Clarks Filmen erzeugt das eine gewisse Zweischneidigkeit, Spaß an der Besudelung mischt sich mit einer Zielgruppenspezifik, die gut zu funktionieren scheint. Aber auch wenn das wie das Resultat einer scharfen und kompromißlosen Beobachtungsgabe aussieht – die Lust, Böses exemplarisch zu erleiden, trifft sich mit der, selbst auch Böses zu tun.

In »Der letzte Mann« haben sich F. W. Murnau und Carl Mayer aus einem ähnlichen Dilemma mit einem kecken Schluß befreit. Ein Millionenerbe reißt es raus. Da das eine ironische Lüge war, konnte der englische Titel mit Recht »The Last Laugh« heißen. Auch Moodyssons Film läuft zielstrebig auf Tod und Vernichtung hinaus, auch bei ihm stellte sich die Frage nach der positiven Wende aus dem Elendsbild. Die Antwort: Es werden populäre religiöse Motive aktiviert. Der Schutzengel konnte für Lilja zwar zu Lebzeiten nicht viel tun, nach ihrem Tod wachsen ihr selbst aber Flügel, und so kann sie auf dem Dach des Apartmentblocks ihre neue Freiheit zusammen mit Volodja genießen.

Die Aussicht auf ein Leben nach dem Tod gibt dem Filmtitel eine eigenartige Färbung. Da sehnt man sich fast nach einem fröhlichen Ende, wie hingelogen das auch immer wäre. Nach diesem Film verläßt man das Kino jedenfalls völlig geplättet.

Konkret 12/03, S. 64

Gert Ockert

Schluß jetzt

»Matrix Revolutions« beendet eine Trilogie, die nur dann großartig geblieben wäre, wenn sie es beim ersten Teil belassen hätte.

Alles, was einen Anfang hat, hat auch ein Ende«, steht auf den Filmplakaten. Hoffentlich! Denn die dritte Episode der »Matrix«-Trilogie ist vor allem überflüssig, der unwürdige Abschluß einer Geschichte, die einst, vor vier Jahren, das Action- und Science-Fiction-Kino von Grund auf veränderte.

»Matrix Revolutions« hat nichts mehr von der Frische, visuellen Kraft und Vieldeutigkeit des Erstlings; der Titel ist ein unhaltbares Versprechen, eine verzweifelte Beschwörung – und eventuell auch aus tiefschwarzer Selbstironie geboren. Mit einiger Bestürzung läßt sich an diesem Spielfilm wie auch an seinem Vorgänger, »Matrix Reloaded« (s. KONKRET 6/03), beobachten, daß beispielloser Erfolg und sechsstellige Millionen-Dollar-Profite Regisseuren nur scheinbar künstlerische Freiheit bescheren, sie tatsächlich ökonomischen Erwartungen und Zwängen aussetzen, die umfassender lähmen als der Kampf gegen magere Budgets. Wer fett wird, der kriegt den Arsch eben nicht mehr so leicht aus dem Sessel.

Als die Brüder Andy und Larry Wachowski »Matrix« Numero uno inszenierten, gelang ihnen das Kunststück, die paranoiden Dystopien eines Philip K. Dick mit der Drahtseilakrobatik des chinesischen Martial-Arts-Kinos zu verschmelzen, die heroischen Hypertrophien amerikanischer Superhelden-Comics und japanischer Anime-Epen mit ebenso leichter Hand zu zitieren wie den kompletten Kanon moderner westlicher Bewußtseins- und Erlösungsesoterik. Die Wachowskis hatten Stil – »Matrix« beeindruckte mit einer äußerst effektiven Farb- und Lichtdramaturgie und einem durchweg *coolen* Design – , sie hatten einen grimmigen Humor, und sie hatten keine Zweifel an ihrem künstlerischen Konzept.

Vor allem aber ließen sie jederlei Rezeption und Interpretation ihres Films zu. Man konnte von diesem eigenartigen Kino-Kosmos fasziniert sein, weil man nicht genug bekommt von digitalen Effekten oder furiosen Kampfszenen, man konnte sein ganzes Unbehagen an der akuten Kultur abreagieren, indem man sich sowohl der alptraumhaften Struktur der Erzählung wie ihren Omnipotenz- und Destruktionsorgien hingab, und man durfte endlich mal wieder ein zutiefst der populären trivialen Ikonographie verpflichtetes Werk öffentlich mögen, ohne deshalb gleich als Nerd zu gelten.

»Matrix« war dunkel nicht nur in seinen Kulissen, sondern erst recht in seinen Chiffren. Der Held Neo bot Identifikationsmöglichkeiten sowohl für den ohnmächtigen Lohnsklaven wie für den Manager mit Sinnkrise. Morpheus, der Anführer des Aufstandes gegen die Maschinen, gab sich zwar weise bis zum Erbrechen, wußte aber zugleich mit der Uzi und den Handkanten so gut umzugehen, daß kaum ein Intellektueller sich nicht gerne in seine Rolle halluzinierte. Und Trinity, die herbe Schönheit mit den verheerenden Absatzkicks, erlaubte es sogar Frauen, sich an dieser wüsten spätpubertären Phantasie zu ergötzen.

Alle Helden, die in »Matrix« dem Verblendungszusammenhang die harte Stirn boten, waren nicht zuende charakterisiert. Es blieb im Unklaren, ob sie Krawall machten, weil sie ein hehres Ziel verfolgten oder einfach nur Spaß an den infiniten Möglichkeiten des Matrix-Cyberspace hatten. Sogar Morpheus, der größte Phrasendrescher jenseits von Billy Graham, schien erst dann glücklich zu sein, wenn er seine bügellose Sonnenbrille aufsetzen und den Dienern des Systems ordentlich eins in die Fresse hauen durfte.

»Was ist die Matrix?« lautete die eine zentrale Frage des ersten Films; und die andere: »Welche Bestimmung hat mein Leben?« Beide Fragen sind im Erstling nicht wirklich beantwortet worden, zum Glück. Der kardinale Fehler der beiden folgenden Filme besteht darin, die beiden Fragen aufzulösen und auch sonst bis zum Überdruß alles zu erklären, was vorher klandestin blieb. Es ist dies ein alter, oft begangener Fehler bei den Lieferanten der Popkultur. Sobald der Autor eines trivialen Werks dafür nicht allein die Liebe des avisierten Massenpublikums erfährt, sondern überdies die eloquente und elaborierte Wertschätzung der professionellen Kritiker und der Akademien, fühlt er sich berufen, schlauer zu werden, als er in Wirklichkeit ist. Man lädt mit Bedeutung auf, was er so treibt, und er beginnt plötzlich, sich selber bedeutend zu finden. Er kriegt es mit der Angst zu tun, beim nächsten Mal als einer von sooo vielen phantasiereichen, aber nicht wirklich *großen* Künstlern enttarnt zu werden, und wird ehrgeizig im höheren Sinne. Also schreibt Karl May nach zahlreichen etwas undurchsichtigen, aber insgesamt sehr unterhaltsamen Indianer- und Wüstenphantasien einen symbolistischen Riesenschmarren namens *Ardistan und Dschinnistan*. John Lennon hält sich für den nachgeborenen Mahatma Gandhi und komponiert nur mehr entsetzliche Songs. Und Steven Spielberg macht aus der Shoah eine Seifenoper.

In »Matrix Revolutions« wollen die Wachowski-Brüder *große* Künstler werden, indem sie von der universalen, restlos reinen Macht der Liebe schwärmen (gähn) und ihren Superhelden Neo bis ins Detail als Gottes eigenen Sohn zeichnen: Das beginnt mit seiner Versuchung durch den Teufel in einer Vorhöllen-U-Bahn-Station zwischen Irgendwo und Nirgendwo und endet mit den Worten »Es ist vollbracht«, gar nicht frei nach dem Johannes-Evangelium, 19,30.

Pathos macht Plattfüße; entsprechend schwerfällig wirken selbst die einst so hinreißenden Kung-Fu-Szenen: Sie machen einfach keinen Spaß mehr. Die visuellen Effekte sind zu ambitioniert, um einen schlichtweg staunen zu lassen, sie schüchtern allenfalls ein. Den Wachowskis gelingt es nicht zu erklären, was an einer Matrix schlecht sein soll, über die die Menschen die volle Verfügungsgewalt haben, in der sie sich alle Wünsche erfüllen können – und was gut an der Bunkergesellschaft Zion, in der man gesottene Ratten frißt und gekochte Bleikugeln scheißt.

»Matrix Revolutions« ist ermüdend, überflüssig und plump. Aber eine *Enttäuschung* stellt der Film nur für die dar, die nicht schon die Idee, das Original mit Sequels zu erniedrigen, für dumm hielten. Also sämtliche Kritiker, die über Episode drei mit aller Häme hergefallen sind, die sie übrig haben. Oft wirkt das so, als wollten sie sich mit ihrer Bösartigkeit rechtfertigen für die vormalige, recht hilflose Begeisterung über Neos erstes Abenteuer. Dabei stünde es uns Addicts der Ur-»Matrix«, den Profis wie den Laien, am besten an, einfach traurig darüber zu sein, wie viel Geld zwei gar nicht dummen Regisseuren den Mut genommen hat, auch mal nein zu sagen.

»Ich zeige euch eine Welt, in der alles möglich ist«, prophezeite Neo zum Schluß des ersten Films. Er und seine Schöpfer hätten es bei der Prophezeiung belassen sollen. Schon damit ihnen die Lacher erspart geblieben wären, die es unweigerlich setzt, wenn einer der Protagonisten seinen qualvollen Tod mit dem Satz kommentiert: »Ist schon gut.« Diese weniger zenbuddhistische als phlegmatische Resignation verdirbt »Matrix Revolutions« durch und durch. Und selbst dem geneigtesten Zuschauer den Abend.

Gert Ockert schrieb in KONKRET 11/03 über die Maut und kleine Fische

Konkret 12/03, S. 65

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

Nicht der Orgasmus ist der kleine Tod des männlichen Schreibers, sondern die Deadline, (die übrigens nicht er überschreitet, sondern die über ihn wie über eine Leiche geht): Ablieferung des Beitrags mit soundsoviel Zeichen für die Anthologie Kikriki (in diesem Falle Öde Orte III) spätestens am soundsovielten. Aaaber, man hat den Gedanken verlegt oder die Konzentration verliehen oder der Formulierungsschleifstein ist in Reparatur oder die Depression, die Mutter aller Empfindung, bläst einem grad einen – tja, und plötzlich ist es für den Text, der einem schlußfinalendlich derart gefällt, daß man am liebsten Inzest mit ihm machen möcht, zu spät: Sorry, sagt der Fahrdienstleiter des Verlags (in diesem Falle Reclam Leipzig), das Büchlein ist vor paar Minuten abgefahren und zwar ohne Sie. In Ö O I (1995) hatte ich endreimerisch mein Schicksal als Heimatvertriebener reflektiert, in Ö O 2 (1999; Stadtkritiken von Aalen bis zur Zugspitze) einen Offenen Appell gerichtet an

Bürgermeister! Gemeinderäte! Stadtdirektoren! Sie stört der eingeschlafnen Füßen in kaltem Kaffee vergleichbare Epitheton-ornans-Ruf Ihrer Kommune à la »Klein Paris«, »Venedig des Nordens«, »Hochburg der Möbellager« oder »Bekannt für Weck, Worscht und Woi« oder »Wo Barbarossa nächtigte auf dem Weg nach Canossa«? Sie wollen höher hinaus? Und ruhig was riskieren dabei? Dann liegen Sie bei uns goldrichtig. Wir verpassen Ihrer Ortschaft ein Negativimage, das sich, nach allen Regeln der Schmähkunst, in den Sielen gewaschen hat und wie der Arsch einer Schmeißfliege im Sonnenlicht aufstrahlt. Wir rühmen Ihr BAB-angebundenes, stadtbachuntertunneltes, mit evangelischer Architektur, Getränkeabhollagern, Fastfoodkrippen, Kleinkaliberschützenhäusern, Reiterstandbildern, Photoschnellentwicklungsanstalten, Domen, Fußgängerzonen und ähnlichem Zeug vollgestopftes, zum Himmel hin übel ausdünstendes Kaff als ganz normale Herberge ganz normaler Ausbeuter, Deppen, Rassisten, Lügner, Betrüger sowie Handentspannungskünstlerinnen, kurz: als einmalige Affenschande. Kommen Sie dem zufälligen, meist unzulänglichen Niedermachen Ihres Fleckchens in Öde Orte *zuvor. Sprechen Sie den gewollten Verriß mit dem Fachmann ab. Ordern Sie den Prospekt »Nestbeschmutzung vom Feinsten« bei: Stadtbildstürmerei GmbH Hamburg, art director Horst Tomayer.*

Der »Aufruf an die Jugend: Fort mit den öden Orten« sollte ein Vermächtnis, ein *Ö-O*-Schlußstein sein. Statt dessen sollte es nicht sein. Jedoch: Möge der Exklusiversatzabdruck auf dieser mich nicht im Stich lassenden Seite die Absenz in *Ö O 3* (deren Herausgeber Jürgen Roth und Rayk Wieland ich verehreliebegrüße) vergessen machen:

Als ich zum ersten Mal einen öden Ort zur Brust mir nahm, war ich noch minderjährig und ein rechtes »Soo nicht, Ödort!«-Greenhorn. Der eine enorme Fläche bedeckende Bezugspunkt meines Abscheus aber war nicht nur mit allen leviathanschen Wassern gewaschen, sondern gebot auch über mehr diplomierte Ödortkronzeugen, als eine Katze während ihrer sieben Leben Zecken zu beherbergen vermag. Hinzu kam die von hündischer Ödorthörigkeit breitester Teile des Volkes geprägte Stimmung jener Tage. Kurzum – meine Federn flogen nur so durch die Gegend. Indes – ich schüchterte mich nicht ein. Ich hatte am Aufbrausepulver geleckt und Geschmack daran gefunden, und ich nahm, Erlittenem nicht nachtarockend, Fahrt auf beim Nichtinnehaltenkönnen des Anstinkens gegen öde Orte. Das Einenortalsödenorten und das Sichvorknöpfen desselben vollzog sich zunehmend im Verhältnis von zwölfe zu Mittag, also praktisch hauruck, wobei ich nie in Routine verfiel, denn Routine ist meines Erachtens etwas für die Turbine, nicht aber etwas für jemand wie mich. Ich habe in all den Dezennien seither Hunderten öden Orten entweder, wenn mein Cumiraanschiß coram publico die Aussicht auf deren Einsicht in die Notwendigkeit ihres Paradigmenwechsels verhieß, kurzma die Löffel langgezogen – oder ihnen, wenn da nichts als Verstocktheit, progredierende gar, in petto schien, mit Schachüüüskaliber XXL die Kniee hingerichtet; so leid es mir nie tat, denn für mich genießt der öde Ort (der mir nicht selten auf die Mitleidstour à la »schwere Kindheit, keine Umgehungsstraße«, oft auch mit Barem im Kuvert und den Worten »Nehmen Sie ruhig, sieht doch keiner« kam), anders als das Virus oder die Gezeiten, den Naturrechtsbonus nicht die Bohne, oder wie ich einmal vor versammelter Mannschaft erwähnte: Ob duster vermutet / Oder hellwach durchdacht / Nicht ein öder Ort / Der nicht menschverursacht. // Am Rande zur Rente und mithin ausklangs meiner Contraödortkarriere bereue ich kein einziges Gefecht, ich werfe mir lediglich vor, daß ich, nicht frei von Spurenelementen der Großmut, so manchen öden Ort aus dem Schneider kommen ließ, statt ihn seelenruhig schwarz zu spielen. Der öde Ort, geht es nach Gerüchten aus gewissen Küchen, vegetiere auf dem absteigenden Ast. Das ist Desinfotainment vom dreistfeisten, entschlüpfen doch dem von Vaterödort beschleimten Gelege Mutterödorts en suite Myriaden von Ödortbabys, die von nichts anderm beseelt sind denn dem Hurtighochdreiauswachsen zu ganz gewöhnlichen Monstern, sei es in Gestalt der TV-Serie »Schnulleralarm«, in der Unterschichtsschwangere ein paar Kupferlingen wegen das Austreiben der Leibesfrucht namens Kevin oder Kylie an einen Medienkoben verraten und an männliche Schweine, die, im Gebär- den Zeugungsakt halluzinierend, vor dem Bildschirm onanieren, sei es als Konsortium von Pflegeversicherungsbetrügern, die in der unter dem Namen der Mutter Johannes des Täufers firmierenden Seniorenheimholding die dekubituswunden Moribunden von unterbezahlten Kräften ans Bettgestell sistieren lassen. Was tut not gegen diese Not? Nun, not tut eine junge Generation, die die Suche nach dem Sinn des Seins nicht ausschließlich per

Aufstöbern reproduktionspassabler Dienstleistungsmarktnischen, erweiterter Selbstverwirklichung durchs Einswerden mit im Preise megahammerhaft herabgesetzten Unfugssonderangeboten, Sushifuttern wie bei Sushimuttern, Werwirdsuperstar- und Formeleinsmitfiebern oder per Ordern der »Handy Real Sound Töne« namens »Daddy Cool« oder »Ganxtaville Part III« abarbeitet, sondern die das nachhaltige Nein zum öden Ort als schönste Nebensache der Welt, ja – als ethisch edelsten Sport begreift und betreibt. Ihr sei handlangerisch zugerufen: Hallo, junge Generation, sei, bittebitte, herzensgebildet / Und nimm nicht vorlieb mit dir als fremdbestrippte Hampelfrau oder Hampelmann / Sondern, junge Generation, befleißige dich des Imports der Erkenntnis, daß es gildet / Den dich durch das Machen schöner Augen ins Reich der Häßlichkeit zu entführen probierenden öden Ort zu greifen – und zwar an!

High, KONKI-men, Obacht! 30. November ist Deadline für Euern Stimmzettel zur Wahl von »Deutschlands schönstem Radiogirl« (»Witzig, spontan, cool: Radiomoderatorinnen sind die besten Kumpel des Mannes. Aber wenn man diese Fotos sieht, will man mehr als nur gut Freund sein«, sagt »Maxim«, die »Mehr für Männer«-Illuminierte aus Westberlin. Ich hab für mich und hoffentlich viele von Euch mit der Nagelschere Andrea Sparmann (22, Ostseewelle Hit-Radio) ausgeschnitten, weil sie auf die Wahlveranstalterfrage »Welcher Typ ist genau auf Ihrer Wellenlänge?« die Hardcoreklippen Schwanzlänge, Ficknale und Fotze listig umschiffend sagte: »Wenn er meine Signale empfängt und kein Sendeloch entsteht.«

Konkret 12/03, S. 66

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Hohmann, Günzel, Degussa – da wendet man sich gern einmal dem besseren Deutschland zu. »Umdenken – politisches Bildungswerk der Heinrich-Böll-Stiftung« veranstaltet in Zusammenarbeit mit der Evangelischen Akademie Nordelbien die Tagung:

Gedenken gemeinsam gestalten? Auf dem Weg zur Überwindung des »Nebeneinander-her-Erinnerns«

Die Themen:

Der ganz nomale Holocaust – Gedenkarbeit vor neuen Herausforderungen … Von der Wahrung der Kontinuität im Wandel der Zeiten – Probleme und Perspektiven der Gedenkarbeit … Gedenkarbeit des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge … Bildungsarbeit im Luftschutzbunker … Grundsätze, Veränderungen, Perspektiven in der Gedenkstättenarbeit …

Von Gedenkarbeitslosigkeit, Gedenkstättenkurzarbeit oder gar 35-Stunden-Gedenkarbeitswoche leider keine Spur. Und warum die Maloche? Darum:

Das Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus geschieht in unterschiedlichen Formen, zum Teil zu besonders gesetzten Anlässen, an kennzeichnenden, teils historischen Orten, durchaus mit unterschiedlichen Intentionen. So stehen in einer KZ-Gedenkstätte die Opfer einer brutalen Willkürherrschaft im Mittelpunkt, am Marineehrenmal die gefallenen Soldaten, in ehemals von Bomben zerstörten Städten die Opfer unter der Zivilbevölkerung. Ist – fast sechzig Jahre nach dem Ende der Nazi-Diktatur – eine Neuorientierung angezeigt?

Eisenmans Stelen könnten durchaus auch als symbolische Särge der Bitburger Waffen-SS-Männer verstanden werden und Juden wie Nazis, Paul Spiegel wie Martin Hohmann, zum Miteinander-Erinnern einladen – ein bißchen evangelisch-ökologisch guten Willen vorausgesetzt.

Der Heilige Stuhl wackelt:

Die katholische Kirche blickt mit wachsender Sorge auf Papst Johannes Paul II. Kardinal Joseph Ratzinger sagte der Illustrierten »Bunte«: »Es geht ihm schlecht. Wir sollten für den Papst beten.«

Der Stellvertreter Gottes hat Angst vor jenem Paradies, das er und seine Ratzinger Burdas Lesern und anderen Armen im Geiste anpreisen, denn er weiß, daß es wie die »Bunte« ist, nämlich Asche bzw. ein Scheißdreck.

Ein Schwabe will einen Globus kaufen. Der Verkäufer zeigt, was er hat. Dem Schwaben ist noch der kleinste zu groß, nämlich zu teuer. Schließlich fragt er: Haben Sie keinen Globus von Württemberg? So auch das »Hamburger Abendblatt«:

Es gibt nicht nur Bohlen – was Hamburgs Literaturpapst empfiehlt.

Hamburg hat einen örtlichen Spartenpapst, aber Seligsprechen kann der auch. Was dem Wojtyla seine zwölf Apostel, sind diesem Karasek seine fünf Favoriten. Des Ersten

brillant geschriebenes Buch

über die Leute der Roten Armee Fraktion führe

den Beginn des deutschen Terrorismus sehr schlüssig auf eine Reihe von Familientragödien zurück.

Konrad, sprach die Frau Mama, ich geh aus und du bleibst da – der Rest ist bekannt. Des Zweiten Werk über den Luftkrieg gegen Hitler,

unheimlich gute Prosa,

sei außerdem

ein sehr aufregendes, zugleich aber objektives Buch, das ein authentisches Bild vom Bombenkrieg zeichnet und ohne Unrecht aufzurechnen,

also nicht etwa Vatis Tod mit Vatis Taten. Das Buch des Dritten handelt davon,

wie sich Literaten wie zum Beispiel Wolf Biermann oder Walter Kempowski zum traumatischen Erlebnis des Bombenkriegs äußern

und ist, obwohl vielleicht nicht unheimlich gut oder gar brillant geschrieben, doch

schon sehr bewegend.

Der Vierte hat den Lokalpapst mit dem Leid der KZ-Wächter herumgekriegt, die ihre Finger in der Tür zur Gaskammer eingeklemmt haben. Es sei, sagt der Papa Hamburgensis,

die Geschichte eines jungen Mannes, der SS-Mann wird und in die Grausamkeiten der NS-Maschinerie hineingerät,

schrecklich. Der Fünfte schließlich muß den von den Vieren erzeugten Eindruck zerstreuen, außer den Nazis und ihren Kindern habe gar niemand was auszustehen gehabt:

Hier geht es um eine deutsch-jüdische Familie, die unter die Räder einer intoleranten Zeit geraten ist.

Die böse, böse Zeit! Man hat vergessen, sie in Nürnberg aufzuhängen.

Aber auch die Geschichte des älteren Herrn, der in den Literaturbetrieb hineingerät, endet schließlich als Familientragödie, indem auf derselben Zeitungsseite, auf der er als Papst vor (nicht: aus) Bohlen warnt, Frau Karasek (unter ihrem Mädchennamen) vier Spalten lang für diesen Reklame macht. Unter dem Titel

Wieviel Bohlen braucht das Land?

berichtet sie nicht ohne Stolz, daß sie irgendwie sogar an Bohlens Schaffensprozeß beteiligt gewesen sei:

Ungefähr drei Jahre ist es her, daß ich mit Katja Keßler, die damals noch »Bild«-Kolumnistin war, an einem Tisch saß. Sie fragte in die Runde: »Ich brüte auf der Idee herum, die Biographie von Bohlen zu schreiben. Wie findet ihr das?« »Niemals«, sagte ich – wie die Mehrheit der Anwesenden – und »wer interessiert sich schon für das Leben eines Schlagerfuzzis?«

Nämlich außer dem Hamburger Literaturpapst, seiner Gemahlin und ein paar Millionen »Bild«-Lesern? Da wäre noch der Gegenpapst vom Zweiten Kanal:

Hamburg – Dieter Bohlen hat den für heute geplanten Soloauftritt in der ZDF-Talkshow »Johannes B. Kerner« abgesagt. Er begrün-det dies damit, daß sein Ex-Partner Thomas Anders vor kurzem bereits von Kerner interviewt worden war. Kerner kritisiert: »Das ist ein gewöhnungsbedürftiges Demokratieverständnis.«

Welcher seiner Gäste den Kerner wohl zu der Überzeugung gebracht hat, daß seine Sabbelstunde Verfassungsrang habe? Verona Feldbusch? Alice Schwarzer? Reinhold Messner? Joschka Fischer? Oder Udo Waltz selber?

Ich hab hier bloß ein Amt und keine Meinung, heißt es bei Schiller. In der moralischen Anstalt der Neuzeit, im Fernsehen, hat die Meinung ein Amt:

Beamte der Staatsanwaltschaft durchsuchten gestern das Privathaus von TV-Produzent Theo Baltz. Zeitgleich gab es eine Razzia in seiner Firma Medienkontor. Dort wird auch die Talkshow »Sabine Christiansen« produziert. Mit ihr war Baltz acht Jahre verheiratet.

Dann hat er die Talkshow »Sabine Christiansen« betrogen und ist zu seinem Ratespiel gezogen.

Die Gewaltfreie Aktion Atomwaffen Abschaffen (GAAA) lädt zu einer Internationalen Konferenz:

Uranwaffen, die trojanischen Pferde der Atomkriege.

Sie sollte sich Gewaltfreie Aktion Gegen Atomwaffen nennen: GAGA.

Der Veranstaltungskalender kündigt einen aus der Horde wider den tierischen Ernst an:

Am 23. Oktober rezitiert Norbert Blüm in der Musikhalle Camille Saint-Saëns »Karneval der Tiere« – auf ganz eigene Art. Da wird Kanzler Gerhard zum Löwen, Joschka zum Fischer ohne Angel, Lafontaine zum Zwergwal Oskar und Blüm selber zum Elefantenbaby Nobby.

Witz, komm raus, du bist umzingelt!

In Mozarts »Zauberflöte« geschieht, Klaus (»Umbaba«) Umbach, dem für Musik zuständigen Redakteurs des »Spiegel«, zufolge, unter anderem dieses:

Sarastro salbt seine heil'gen Hallen mit bassigem Balsam und der schöne Jüngling Tamino verbreitet auf dem magischen Blasrohr erneut seine sattsam bekannten Schalmeien.

Die Schalmei, ein Rohrblattinstrument, scheint der Experte Umbaba für ein Musikstück zu halten. Er muß in Sarastros rutschig gesalbter Halle auf den Kopf gefallen sein.